This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

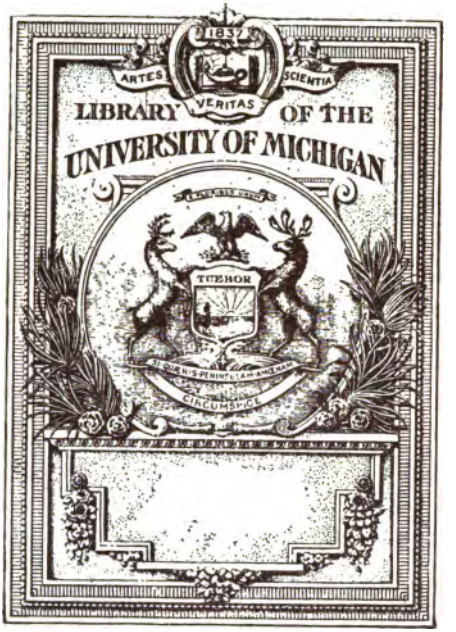
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
147
.J86

Neues Journal

für die neueſten

Land- und Seereiſen

und das

Intereſſanteſte

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leſer aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Fünf und Funfzigſter Band.

Berlin,

bei Auguſt Rücker.

1835.

16

Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Lincke

Neun und Siebzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

Maeder
7292
Geol. (4 vols)
12-1-1922
gen.

Inhalt.

Seite

I. Das Eisen- und Blaufarbenwerk zu Modum und das Silberbergwerk zu Kongsberg in Norwegen. 1

II. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. 34

III. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. 55

Miscellen. 94

IV. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. (Fortsetzung). . 97

V. Schoolcraft's Reise am Mississippi. 130

VI. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. . . . 140

VII. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung). 162

VIII. Miscellen. 181

IX. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung). 193

X. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung). . 214

XI. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 242

411717.

Seite

XII. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. (Fortsetzung). . 273

XIII. Miscellen. 287

XIV. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. (Fortsetzung). . 289

XV. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 309

XVI. Bruchstück aus dem Tagebuche des Professors Dr. A. von Bunge auf dessen Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831. 351

XVII. Miscellen. 367

I.

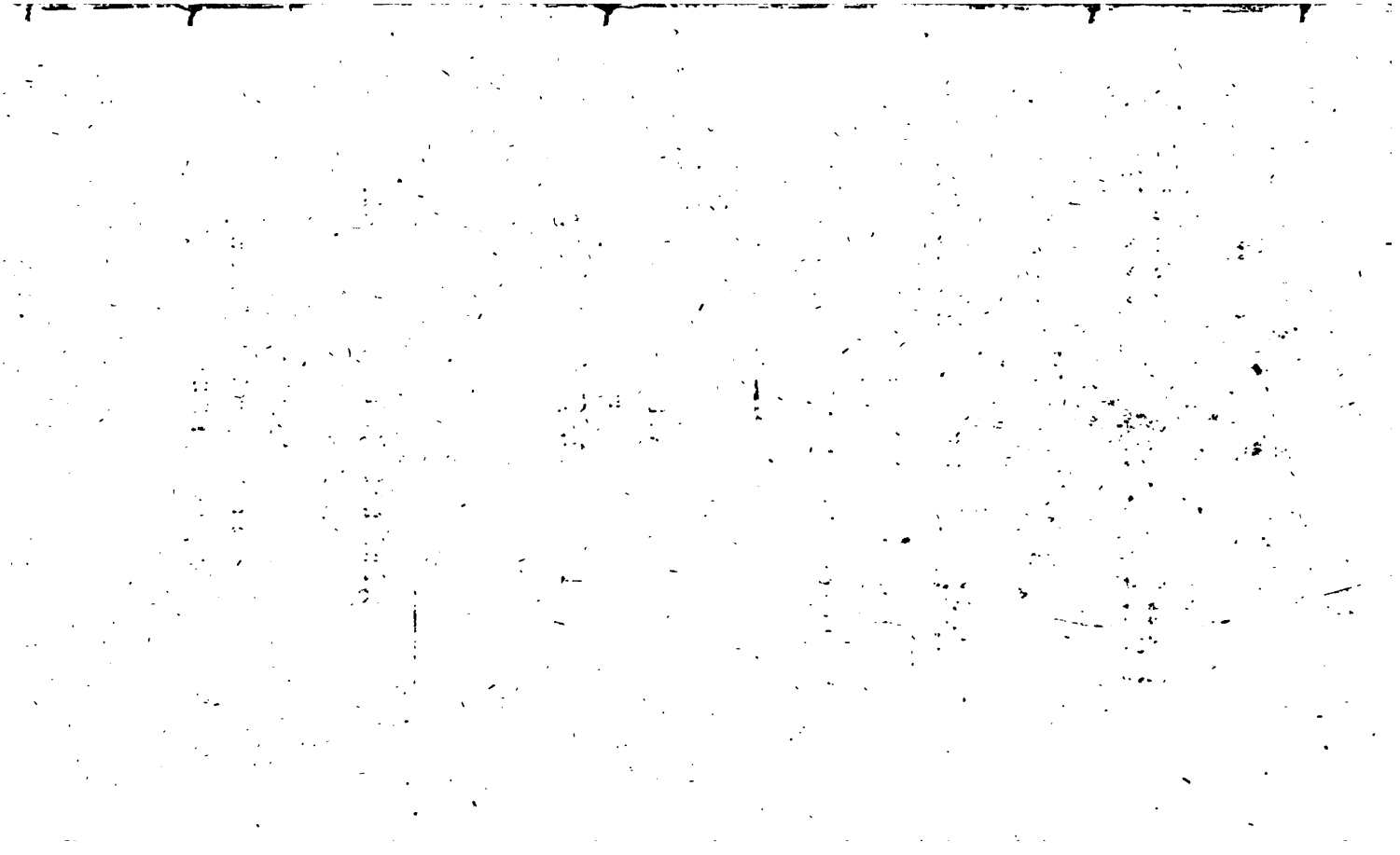
Das Eisen- und Blaufarbenwerk zu Modum und das Silberbergwerk zu Kongsberg in Norwegen *).

1.

Abreise von Christiana — Drammen — Schifffahrt und Handel — Gewerbe — Schulen — Bürgergarde — Ackerbau — Lachsfang am Hellefoß — Eisen- und Blaufarbenwerk zu Modum — Kongsberg — Geschichte seines Bergbaues — Eisenwerke — Gewehrfabrik — Pulvermühle — Tuch- und Leinen-Manufactur.

Für den Fremden, besonders wenn er der Volkssprache unkundig, ist die Gewohnheit höchst unangenehm, daß das, übrigens bequeme und dabei wohlfeile, Cariol in der Regel von einem nur halb erwachsenen Knaben begleitet wird. Gewöhnt man sich nun auch bald daran, wie von jedem Eingebornen ohne Ausnahme geschieht, das Pferd selbst zu leiten, so bleibt doch der Wunsch, über dieses und jenes nähere Auskunft zu erhal-

*) Obige Nachricht über diese wichtigen Werke haben wir aus der so eben erschienenen interessanten Reise durch Norwegen im Jahre 1832 von F. W. Otte, Königl. Dänischen Etats-Rathe und Land-Commissair (gr. 8. Berlin 1833) entnommen. d. R.



Neues Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Fünf und Funfzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

16

Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

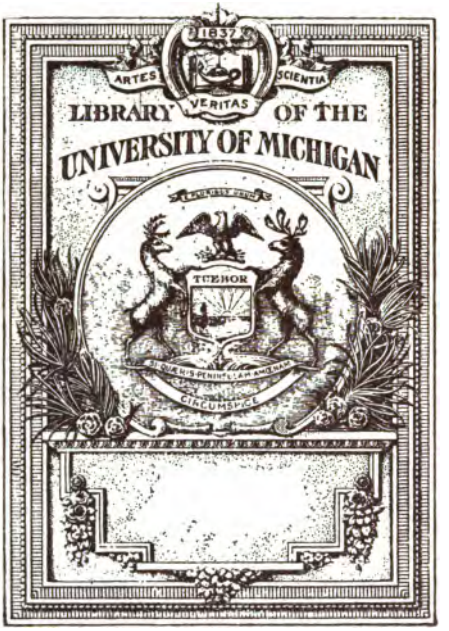
Lincke

Neun und Siebzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
149
.J86

Neues Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Fünf und Funfzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

16

Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Lincke

Neun und Siebzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

Maeder
7292
Geol. (4 vols)
12-1-1922
gen.

Inhalt.

Seite

I. Das Eisen- und Blaufarbenwerk zu Modum und das Silberbergwerk zu Kongsberg in Norwegen. 1

II. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. 34

III. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. 55

Miscellen. 94

IV. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. (Fortsetzung). . 97

V. Schoolcraft's Reise am Mississippi. 130

VI. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. . . . 140

VII. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung). 162

VIII. Miscellen. 181

IX. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung). 193

X. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung). . 214

XI. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 242

411717.

Seite

XII. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. (Fortsetzung). . 273

XIII. Miscellen. 287

XIV. Ueber Nordamerika, von Th. Pavie. (Fortsetzung). . 289

XV. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung). 309

XVI. Bruchstück aus dem Tagebuche des Professors Dr. A. von Bunge auf dessen Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831. 351

XVII. Miscellen. 367

I.

Das Eisen- und Blaufarbenwerk zu Modum und das Silberbergwerk zu Kongsberg in Norwegen *).

1.

Abreise von Christiana — Drammen — Schifffahrt und Handel — Gewerbe — Schulen — Bürgergarde — Ackerbau — Lachsfang am Hellefoß — Eisen- und Blaufarbenwerk zu Modum — Kongsberg — Geschichte seines Bergbaues — Eisenwerke — Gewehrfabrik — Pulvermühle — Tuch- und Leinen-Manufactur.

Für den Fremden, besonders wenn er der Volkssprache unkundig, ist die Gewohnheit höchst unangenehm, daß das, übrigens bequeme und dabei wohlfeile, Cariol in der Regel von einem nur halb erwachsenen Knaben begleitet wird. Gewöhnt man sich nun auch bald daran, wie von jedem Eingebornen ohne Ausnahme geschieht, das Pferd selbst zu leiten, so bleibt doch der Wunsch, über dieses und jenes nähere Auskunft zu erhal-

*) Obige Nachricht über diese wichtigen Werke haben wir aus der so eben erschienenen interessanten Reise durch Norwegen im Jahre 1832 von F. W. Otte, Königl. Dänischen Etats-Rathe und Land-Commissair (gr. 8. Berlin 1833) entnommen. d. R.

ten, häufig unbefriedigt, weil der Knabe entweder gar keine Antwort, oder ſolche in einem durchaus unverſtändlichen Dialect ertheilt. Meine Abreiſe von Chriſtiania ward um eine halbe Stunde dadurch verzögert, daß mir Cariol und Pferd ohne Führer zu Theil geworden, weil dieſer einem andern zugleich beſtellten Fuhrwerke gefolgt war. Ich verlor dadurch eine koſtbare Zeit; ein anderer Knabe mußte herbeigeholt werden, deſſen Dienſte für mich ſich aber allein auf Andeutung des ohnehin leicht zu verfolgenden Weges beſchränkten.

Chriſtiana iſt von Drammen 4 nordiſche Meilen entfernt. Anfangs läuft die, ſehr bequeme und reizende Ausſichten über die maleriſche Ladegaards-Inſel und eine Menge einzelner Landhäuſer gewährende, Landſtraße am nördlichen und nordweſtlichen Ufer des Meerbuſens fort. Den Weg nach Bogſtad läßt man zur Rechten liegen. In gleicher Richtung gewahrt man die, aus der Ferne ſich zeigenden hohen Kegelberge.

Je mehr man ſich der erſten Station Ravesborg nähert, je mehr wird dem Auge der freie Blick auf das Meer durch Felſeninſeln und Felſenzungen, größtentheils mit Fichtenwald bedeckt, entzogen. Gleichwohl bildet das Ganze eine ſchöne Landſchaft, wenn gleich von ernſtem Charakter. Der auf die nächſte Station Gjellebeck führende Weg entfernt ſich weiter vom Geſtade und zieht ſich über eine Reihe aus Porphyr beſtehender Berge hin. Hinter Gjellebeck fährt man ſanft aufſteigend eine Zeit lang fort, bis man die Höhe des, ſeiner reizenden Ausſicht wegen im ganzen Lande berühmten, Paradiesberges (Paradiesbakken) gewinnt. Zu beiden Seiten des Weges erblickt man die Brüche des bekannten Gjellebeckſchen Marmors, deſſen man ſich zu dem unvollendet gebliebenen Bau der Marmorkirche zu Copenhagen bediente, der aber von Sachkundigen wegen ſeiner Poroſität und Beimiſchung fremdartiger Subſtanzen weder zum

Bauen, noch zur Bildnerei für besonders tauglich gehalten wird. Ueberraschend schön von dem Gipfel der 818 Fuß über der Meeresfläche sich erhebenden Anhöhe ist die Aussicht über das weite, fruchtbare und schöne Lier-Thal, dessen Vertiefung der weite Drammensfiord anfüllt, der weiter unterhalb in den Meerbusen von Christiana ausmündet. In dieses Thal läuft ein zweites aus, welches zwischen hohen, senkrecht abgeschnittenen Felswänden die Lier-Elv dem Drammensfiord zusendet. Zu beiden Seiten des letztern erheben sich in bedeutender Länge die weitgestreckten Häuserreihen der 3 Ortschaften Bragernäs, Stromsö und Tangen, welche unter der gemeinschaftlichen Benennung von Drammen zusammengefaßt werden. Der Vordergrund des Thales ist von einem heitern Grün überzogen, in welchem eine Menge niedlicher Wohnungen sich erheben.

Die einander berührenden Stadttheile, deren jedes seine eigene hölzerne Kirche hat, ziehen sich in Form des Halbmondes dem nördlichen Gestade des Meerbusens entlang. Ueber diesen führt die auf Kosten einer Privatgesellschaft erbaute Brücke von Holz, für deren Passage sogar von Fußgängern Brückengeld entrichtet werden muß; nachdem indeß nunmehr die Baukosten gedeckt sind, wird diese für die vielen Unvermögenden dieser Gegend, die in der Stadt ihrem Erwerbe nachgehen, lästige Einrichtung hoffentlich aufhören.

Der sonst sehr blühende Handel der Stadt hat Einzelne sehr bereichert und zur Aufführung mehrerer ansehnlicher Häuser Veranlassung gegeben. Die ganze Lage der Stadt giebt ihr einen ganz eigenthümlichen Charakter. Ueberall sieht man vor sich das breite Gewässer, hinter welchem die Häuserreihe sich erhebt, oberhalb welcher Anhöhen aufsteigen, die mit ansehnlichen Landhäusern und Gärten bedeckt sind.

Um von dem vortheilhaftesten Standpunkte aus das Ganze

zu überſehen, folgte ich dem gefälligen Wirthe des ſehr wohl eingerichteten Hôtel d'Angleterre auf die Anhöhe, auf welcher der Brandwächter ſeine Wohnung hat. Hier gewinnt man, auſſer der Anſicht der ganzen lang geſtreckten Stadt und ihrer Umgebung, ſo wie der in weiter Ferne mit Schnee bedeckten Berge in Sigdalen und Rummedalen, auch die freie Ausſicht über den in ſüdlicher Richtung ſich fortziehenden Fiord, mit den, theils an einer nahen Inſel, theils weiter unterhalb bei Svelvigen vor Anker liegenden Schiffen; denn, obſchon Drammen unter einerlei Polhöhe mit Chriſtiana, und ſogar einige Minuten weiter ſüdwärts gelegen iſt, hat die Stadt doch ein rauheres Clima, welches der Wirkung des kalten Nordweſtwindes zugeſchrieben wird, der vom Binnenlande her ungehindert durch dieſes Thal ſtreift. Daher wird denn gewöhnlich ſchon vom Anfang, oder doch von der Mitte Decembers bis Mitte oder Ausgangs April, die Schifffahrt durch das Eis geſperrt; und um früher in See ſtechen zu können, pflegt man die Schiffe bei Svelvigen und Strömmen überwintern zu laſſen, woſelbſt ſelbige um 2 Meilen der Ausmündung in den großen Meerbuſen von Chriſtiania näher liegen.

Drammen, wormals eine der erſten Handelsſtädte Norwegen's, zählte, der jetzigen Abnahme ſeines Verkehrs ungeachtet, noch im Jahre 1829 an großen und kleinen, den Bürgern eigenthümlich zugehörigen Schiffen 59 von 3340 Commerzlaſt, die 43 Schiffern zugehörten. Wie nachtheilig indeß die Wirkung der ſpätern Ereigniſſe inſonderheit für den hieſigen Handel geweſen iſt, ergiebt ſich aus der Vergleichung der eben angeführten Anzahl hieſiger Fahrzeuge mit der frühern vom Jahre 1816, welche 80 von 6507 Commerzlaſt betrug.

Im Jahre 1828 liefen von auswärtigen Handelsplätzen 487 Schiffe von 25,271 Commerzlaſt hier ein. Nach fremden

Häfen segelten von hier 580 Schiffe, enthaltend 32,779 Commerzlast. Im Jahre 1829 betrug die Anzahl der erstern 429 von 22,023 Commerzlast, und die Anzahl der letztern 528 von 29, 242 Commerzlast.

Der Durchschnittswerth des in den Jahren 1826 bis 1831 von hier aus verschifften Holzes wird etwas über 330,000 Spec. für das Jahr angegeben. Der, im Vergleich mit dem Holzstriche, aus welchem Christiania versehen wird, minder ausgedehnte, aber dabei reichlicher mit Holz versehene Landstrich, der diesen wichtigen Ausfuhrartikel liefert, befaßt die Districte Valders, Hadeland und Land, Hallingdal und Ringerige, Sigdal u. s. w. Mittelst der mannigfaltigen Ströme, welche durch diese Gegenden ihren Lauf nehmen, und mittelst der großen Landseen, Ransfiorden und Thrafiorden, die durch die von letzterm ausfließende Drammens-Elv zuletzt in den weiten Drammenfiord ihren Abfluß finden, wird das Holz durch Flöße geführt. Um das geflößte Holz über die hin und wieder den Gang hemmenden Wasserfälle zu schaffen, sind große Kehrräder angebracht, welche durch Ketten die Holzstämme fortziehen. Letztere werden theils in Bohlen und Brettern auf 94 Sägemühlen zerschnitten, theils so wie sie sind in den Handel gebracht, nachdem die, deshalb früher bestandenen, und dem freien Verkehr nachtheiligen gesetzlichen Vorschriften schon seit 1791 aufgehoben worden sind. Dieser Ausfuhrhandel, worin Drammen vor allen übrigen Handelsstädten des Landes den Rang behauptet, findet nach England, Holland, Frankreich, Deutschland, Dänemark und Schweden statt, und macht das Hauptgeschäft von mehreren Handelshäusern aus, unter welchen die Herren Fried. Kibsteruud, Borresen, Soeberg, Peter von Cappelen, Hans Kiär, A. H. Kiär, M. Borelly, Album und Egidius als die wichtigsten genannt werden. Die weit

geringere Summe aber, welche, in Folge der gewenwärtig sehr herabgesetzten Preise, dieser Handel aus der Fremde dem Lande nunmehr zuführt, übt auf den hiesigen Geldumlauf und innern Verkehr einen nur zu sehr empfundenen Einfluß aus. Ein Theil der nicht mehr zum Holzhandel gebrauchten Schiffe dient jetzt zur Frachtfahrt nach Ostseeischen Häfen.

Ausser dem Holze wird auch Eisen, Glas, Blaufarbe von dem 2 Meilen entlegenen Modum, Theer, Pech, Häute, Farbemoos u. dgl. von hier ausgeführt. Mit Eisen macht besonders Peter von Cappelen, Eigner eines Eisenwerkes, Geschäfte. Der Handel auf Dänemark mit Eisen und Glas hat seit der neulich dort stattgefundenen Erhöhung des Einfuhrzolles abgenommen.

Der von hier aus getriebene Binnenhandel ist beträchtlich und findet mit einem ungefähr 71 Quadratmeilen enthaltenden Landdistrikte statt. Ist dieser gleich weniger wohlhabend als die Umgegend von Christiania, so befinden sich die Bewohner desselben doch in Ansehung ihrer Bedürfnisse sehr abhängig von dem Handelsstande in Drammen; dies gilt insonderheit von dem unentbehrlichsten Bedürfnisse, dem Getreide, welches in diesem holzreichen Landstriche bei weitem nicht hinreichend für den Unterhalt der Bewohner erzielt wird. Die Einfuhr desselben betrug im Jahre 1828 45,929 Tonnen Korn und 742 Tonnen Erbsen, im Jahre 1829 aber 60,484 Tonnen Korn und 959 Tonnen Erbsen.

Früher wurde ein großer Theil des eingeführten Getreides zum Branntweinbrennen verbraucht, da die Einfuhr des Branntweins aus der Fremde verboten ist. Seit der bedeutenden Aufnahme des einheimischen Kartoffelbaues wird aber nur wenig Getreide zum Branntweinbrennen verwendet. Man nannte mir einen hiesigen Einwohner, der diesen Frühling 800 Tonnen Kar-

toffel ausgesetzt haben soll, um Branntwein daraus zu brenen. Auch befindet sich diese Fabrikation in Aufnahme, und man zählt hier jetzt 17 Branntweinbrennereien, obgleich 1827 noch keine einzige vorhanden war. Man ersieht hieraus, wie schnell auch in diesem Lande ein Gewerbe sich hebt, wenn selbiges seinem Unternehmer ein sicheres Auskommen verspricht. In eben gedachtem Jahre zählte man in Norwegen überhaupt nur 27 Branntweinbrennereien; dahingegen im Jahre 1829 schon 138. Wie gut es für das Land im Ganzen nun auch seyn mag, daß durch die Selbsterzeugung eines in so großer Quantität erforderlichen Artikels, die bedeutenden Geldsummen, welche Norwegen jährlich für Getreide dem Auslande zusendet, vermindert werden, so ist dabei doch zu erwägen, daß der so schnell und in solcher Ausdehnung zunehmenden Fabrikation des Branntweins ein verhältnißmäßig zunehmender Verbrauch zum Grunde liegt. Dieser muß aber eintreten, da hierauf der Preis des Branntweines einen unverkennbaren Einfluß ausübt, und solcher durch die Anwendung der Kartoffeln immer mehr sinkt. Die hieraus entspringende Völlerei und der Einfluß derselben auf das physische und moralische Wohl des Volkes, ist einleuchtend, und schwer die Gränze zu finden, wohin zum oft und laut geäußerten Bedauern aller Menschenfreunde, das zunehmende Laster der Trunkenheit zuletzt nothwendig führen wird.

Im ganzen Lande wird daher über Völlerei geklagt, und in dem, unterm 30. März 1830 dem Könige durch die Regierung vorgelegten Berichte der Kirchen-Departements über den Gesundheitszustand des Jahres 1828 (s. Departements-Blatt 1830 S. 307) ausdrücklich bemerkt: daß der unter dem Volke so häufige Genuß des Branntweins als eine nicht wenig mitwirkende Ursache des allgemein herrschenden Nervenfiebers anzusehen sey, indem dadurch, bei einer übrigens flauen und magern

Diät, das Nervensystem um so mehr angegriffen werde. Gleichfalls wird in selbigem Jahrgange des Departements-Blatt S. 89. bemerkt: daß in jenem Jahre 5 Mannspersonen im Zustande der Raserei, durch Völlerei veranlaßt, in das Reichshospital aufgenommen worden, von welchen 3 geheilt und 2 gestorben sind. Freilich steht es in der Macht der Regierung, mittelst Erhöhung der Branntweinsteuer einer zu großen Wohlfeilheit dieses Getränkes entgegen zu wirken, indeß ist hierbei zu erwägen, daß in einem Lande, wo bisher die niedrige Stufe der Wohlhabenheit unter dem Volke, und die Anwendung der Gerste zum Brote, nur einem verhältnißmäßig geringen Theile desselben den Genuß des Bieres, außerhalb der geschäftigen Erntezeit verstattet, der Branntwein nicht so hoch besteuert werden darf, daß dadurch der mäßige Genuß desselben demjenigen entzogen wird, der den Umständen nach auf Branntwein sich beschränken muß; nicht zu gedenken, daß in einem Lande wie Norwegen, eine genaue Controlle der Brennereien bei der Entlegenheit der einzelnen Höfe fast unmöglich fällt.

Neben der Branntweinbrennerei giebt es hierselbst noch 1 Segeltuchfabrik, 1 Seilspinnerei, 1 Töpferei und 13 Tabacksfabriken. Es bedarf indeß solcher Werkstellen weit mehrerer, um die große Anzahl arbeitsamer Hände zu beschäftigen, welche der vormalige bedeutende Holzhandel hergezogen hat, und denen es jetzt zum Theil an Arbeit fehlt.

Bei der letzten allgemeinen Volkszählung im Jahre 1825 fanden sich hierselbst 7000 Einwohner, deren Anzahl durch den gewöhnlichen Ueberschuß der Gebornen seitdem vermehrt worden ist. Diese Zunahme der Bevölkerung ist Veranlassung der Vermehrung der Abgabe für das Armenwesen, zu dessen Erleichterung im Jahre 1829 eine Arbeitsanstalt errichtet worden ist.

Schneider, Schuster, Tischler und Schmiede bilden hier

eine Zunft, und die Zahl sämmtlicher Handwerker belief sich im Jahre 1829 auf 147.

Mit der Abnahme des Handels und der Verminderung des Reichthums Einzelner, sind die Preise der Häuser gesunken, auch stehen Tage- und Gesindelohn niedrig.

Die von der hiesigen berittenen Bürgergarde auf einem unweit der Stadt gelegenen Uebungsplatze vorgenommene Uebung gab mir Gelegenheit, eine Auswahl guter nordischer Pferde beisammen zu sehen. Solche waren sämmtlich von einer großen Race und verhältnißmäßig theuer. Das des Rittmeisters, eines bemittelten jungen Kaufmanns, hatte 170 Spec. gekostet, war aber auch wirklich sehr schön. Die Pferde zeigten große Gewandheit und Leichtigkeit; sie waren durch einen Bereiter aus Christiania zugeritten. Das Manöver wurde mit großer Genauigkeit ausgeführt. In der Zwischenzeit ward eine Vespermahlzeit gehalten, zu der ich mit meinem Begleiter nach nordischer Gastfreiheit wiederholt eingeladen ward.

Es befindet sich hierselbst ein Gymnasium, bei welchem ein Rector mit 900 Spec., ein Oberlehrer mit 500 Spec., und zwei Adjuncten, jeder mit 300 Spec. angestellt sind. Nach dem für die gelehrten Schulen unterm 28. August 1830 vom Storthing dem Könige gemachten und von diesem genehmigten Vorschlage, wird nach zwölfjährigem Dienste der Gehalt eines Rectors auf 1200 Spec., das eines Oberlehrers auf 900 Spec., und nach vierjährigem Dienste das eines Adjuncten auf 400 Spec. erhöht; doch kann letzteres sogar bis 800 Spec. steigen.

Es befinden sich ferner hierselbst 2 Bürgerschulen und 3 Armenschulen; in erstern wird Schreiben, Rechnen, Geschichte, Erdbeschreibung, Muttersprache und andere neuere Sprachen gelehrt. Eine Freischule ist auf Brogernäs errichtet.

Zum Theil aus Neigung zur Landwirthschaft, die auch hier

überall mehr Anhänger gewinnt, zum Theil weil der Handel geringere Vortheile, als früher gewährt, verwenden mehrere Capitaliſten ihre Fonds auf ſelbige. Dies hat denn einen ſehr vortheilhaften Einfluß auf die Verbeſſerung derſelben geäußert. Auſſer der ſtarken Zunahme des Kartoffelbaues, iſt inſonderheit die Einführung eines regelmäßigen Fruchtwechſels die Folge davon, bei welchem nach Sommerbau in das gedüngte Land einige Mal Kartoffeln gelegt werden; darnach wird Roggen, demnächſt Gerſte, endlich Hafer, und zuletzt Thymotheigras geſäet. Auch wird hier rother Klee, desgleichen Himmelsgerſte, die hier Tharebyg genannt wird, cultivirt. Ich fand in dieſer Gegend die Aecker ſehr rein von Unkraut, welches hauptſächlich dem Sommerbau zuzuſchreiben iſt.

Dieſer verbeſſerte Ackerbau erſtreckt ſich bis auf einige Entfernung von der Stadt; allgemeinen Eingang hat aber ſolcher noch nicht gefunden. Die gegenwärtige Höhe der Kornpreiſe, ſo wie der eingeſchränktere Betrieb des Bergbaues zu Kongsberg und der hieſigen Eiſenwerke, verbunden mit der beſſern geiſtigen Cultur des Landmannes, laſſen jedoch die fernere Verbreitung einer beſſern Cultur hoffen.

In dem weiten Thale der Drammens-Elv, durch welches der Weg nach dem 4 Meilen von Drammen entfernten Blaufarbewerke, Modum- auch Foſſums-Werk genannt, führt, beſteht der Boden aus Lehm, mehr oder minder mit Sand vermiſcht, und iſt zum Ackerbau ſehr geeignet. Die ſanft aufſteigende Anhöhen, welches das reizende Thal begränzen, ſind mit Kornfeldern und Wohnungen bedeckt.

Zwei Meilen von Drammen, auf dem halben Wege nach Kongsberg, liegt Hougſund, ein nicht unbedeutender Flecken, von Fiſchern und Holz-Flößern bewohnt. Hier führt eine Fähre über den nach Norden ſich biegenden Strom, über die Store-

Elv, welche bei Drammen, Drammens-Elv genannt wird. In dieſer Gegend liegt der berühmte Lachsfang am Helleſoß, den zu ſehen ich in einen kleinen Umweg zu machen nicht anſtand.

Unterhalb und ganz in der Nähe des übrigens nicht bedeutenden Waſſerfalles fängt man den ſeiner Gewohnheit nach gegen den Strom ſchwimmenden Lachs mittelſt folgender Vorrichtung: an den Enden zweier Bäume, die etwa 12 Fuß über den Strom laufen, läßt man an Ketten einen Kaſten, der mit einer ſich nach innen öffnenden Klappe verſehen iſt, ſo weit unter die Oberfläche des Waſſers hinab, daß der Rand hervorragt. Durch die Klappe dringt der Fiſch in den Kaſten, und kann, da dieſe von ſelbſt ſich verſchließt, nicht wieder hinaus kommen.

Um auch den Lachs, der gegen den Fall des Stromes hinan zu ſpringen pflegt, im Sprunge zu fangen, iſt neben dem eben beſchriebenen Kaſten ein zweiter ausgehängt, in den der Lachs hineinſpringt. Derſelbe wird hierauf mit langen Haken aus dem Kaſten gezogen, und mittelſt eines leichten Schlages auf den Kopf getödtet; er wird entweder friſch genoſſen, oder auch bei Schmauchfeuer des Wachholderſtrauches geräuchert, wobei ungefähr die Hälfte des Gewichtes ſchwindet. Der Preis des friſchen Lachſes iſt 6 bis 7 Mark das Liespfd., geräucherter Lachs aber koſtet 13 bis 14 Mark das Liespfd. Dieſer Lachsfang gehört den beiden benachbarten Bauernhöfen Hoen und Ullern zu; es hat ſolcher aber, wie in andern Gegenden, abgenommen. Früher ſoll derſelbe jährlich 3000 Rthlr. eingebracht haben.

Die fernere Reiſe nach Foſſum führte mich nach dem Haſſel-Eiſenwerk, deſſen früherer beträchtlicher Betrieb ſchon ſeit Jahren abgenommen hat. Dem gegenwärtigen Beſitzer ſoll es ſo ſehr an Betriebscapital fehlen, daß er nicht einmal den baufäl-

ligen Hochofen wieder aufzuführen im Stande ist. Dieser Mangel an Fonds hat für die Arbeiter am Werke den Nachtheil, daß sie, anstatt den verdienten Lohn in baarem Gelde zu empfangen, dafür Eisenwaaren annehmen müssen, und zwar um einen höhern Preis, als sie beim Verkauf daraus zu lösen im Stande sind. Es werden gegenwärtig nur noch Nägel hierselbst verfertigt.

Auf dem fernern Wege von hier genießt man zur Linken einer reizenden Aussicht auf das in mancherlei Formen sich gestaltende Gebirge; rechts im Thalgrunde erblickt man Weidegründe mit Kornfeldern und dazwischen gelegenen Höfen. Unter letztern zeichnet sich der Hof Buskerud aus, der einer der beträchtlichsten im Amte ist und letzterm den Namen gegeben hat. Selbiger genießt von alten Zeiten her, da er vermuthlich ein Königliches Lehngut war, bedeutende Vorrechte. Bei einem Viehbestande von 60 Kühen und 10 Pferden, beträgt die Aussaat 70 Tonnen Korn. Es gehören zu diesem Hofe ausserdem bedeutende Waldungen, Sägemühlen, Mehlmühlen, ein Lachsfang, eine Ziegelbrennerei, Töpferei u. s. w. und eine Menge von Häuslerstellen liegen auf den Ländereien desselben.

In einem von der Simbe-Elv durchströmten Felsenthale liegt das, durch die Vorzüglichkeit seines Produkts berühmte Blaufarbewerk, welches nach dem Hofe, auf dessen Grunde es angelegt ist, Fossums-, oder nach dem Kirchspiele, in welchem selbiges gelegen ist, auch Modum-Blaufarbenwerk genannt wird. Oberhalb desselben bildet die Simbe-Elv, durch ihren 66 F. senkrecht tiefen Sturz, den berühmten Wasserfall, Hougfoß genannt, der für einen der schönsten in Norwegen gehalten wird. Verschiedene an sich unbedeutende Wasserfälle in unmittelbarer Nähe des Werkes, tragen gleichfalls zur Verschönerung der ungemein romantischen Gegend bei. Ausser den neuen, in gutem

Geschmack und von Steinen aufgeführten Gebäuden, in welchen die verschiedenen Arbeiten des Werkes vorgenommen werden, liegen in der Nähe derselben die Wohnungen der, bei selbigem angestellten Beamten, die Häuser der Arbeiter, die Vorrathshäuser für Korn und Materialien, so daß das Ganze einen kleinen Flekken bildet. Ausserdem befinden sich auf diesem Hofe 13 Häuslerwohnungen. Die vorzügliche Begünstigung, welche die Natur selbst durch die Nähe bedeutender Waldungen, durch großen Vorrath des trefflichsten und gleichfalls in der Nähe befindlichen Koboltglanzes, so wie des, zur Beförderung des Schmelzens erforderlichen Quarzes; durch reichliches und dabei sehr klares Wasser zum Auswaschen der Schmalte; durch leichten Wassertransport der gefertigten Waare von dem nur 4 Meilen entfernten Drammen nach allen Weltgegenden u. s. w. verliehen hat, kommen dem Werke sehr zu statten und geben ihm vorzüglichen Werth. Das dem Eigenthümer des Werkes gehörige, und von den Bevollmächtigten bewohnte Wohnhaus stößt an einen geräumigen, im neuen Geschmack eingerichteten Garten, in welchem ich im üppigsten Wuchs Gesträuche und Blumen antraf, die man unter einem so nördlichen Himmelsstriche nicht erwartet. Eines großen Vorzugs genießt dieses Werk gleichfalls durch die ausserordentliche Güte des, ungefähr in der Entfernung von $\frac{1}{4}$ Meilen, bei Skutterud, ohne kostbaren Grubenbau zu gewinnenden und beinahe zu Tage liegenden Koboltglanzes, der nur mit einzelnen Theilen von Glimmerschiefer, aber nicht, wie der Sächsische, mit metallischen, die Güte der Farbe vermindernden Substanzen vermischt ist. Gleichwohl hat das Werk unter der vorigen Regierung keinen sonderlichen Fortgang gehabt, und ist sogar nicht selten mit jährlichem Verlust betrieben worden, wovon der Grund allein in dem Umstande zu suchen ist, daß selbiges für Rechnung der Regierung betrieben ward. — Nach richtigeren Grundsätzen

verfuhr unstreitig das gegenwärtige Gouvernement, welches, nach der vom Storthing einmal angenommenen Regel, auch dies Blau-Farbenwerk öffentlich verkaufte. Meistbietend erstand selbiges in dem Jahre 1823 der bekannte Baron Benecke von Gröditzberg in Berlin, der noch $\frac{17}{20}$ desselben besitzt und nur $\frac{3}{20}$ an einen andern Mitinteressenten — Herrn Wegner — überlassen hat, der jetzt zugleich Bevollmächtigter des Eigenthümers ist. Dieser Bevollmächtigte wohnt beständig auf dem Werke und läßt als Mitbetheiligter die Leitung desselben sich um so mehr angelegen sehn. Seit dem Verkauf erfreut sich das Werk eines sehr schwunghaften Betriebes, und nicht nur Herr Benecke v. Gröditzberg wird, der allgemeinen Behauptung und seinem eigenen Geständnisse nach, für das hineingesteckte, nicht unbedeutende Capital reichlich entschädigt, sondern auch sämmtliche Angestellte und Arbeiter des Werkes erfreuen sich dabei einer verhältnißmäßig gemächlichen Existenz. Weit entfernt daher, wie z. B. zu Röraas und auf verschiedenen Eisenwerken, von Seiten der Arbeiter Klagen über unzureichenden Lohn oder mangelnde Beschäftigung zu vernehmen, genießen die hiesigen Arbeiter einen angemessenen und anhaltenden Verdienst, der nach Verschiedenheit der Arbeit 6 bis 8 Spec. monatlich beträgt. Der höchste Lohn zu Röraas beträgt also nicht mehr als hier der niedrigste. Dabei genießen die Werkleute, gleich denen auf andern zum Bergbau gehörigen Werken, den Vortheil, daß nach gesetzlicher Vorschrift ein Kornmagazin auf Kosten des Eigenthümers gehalten und aus solchem der Bedarf für den Einkaufspreis geliefert wird. Als Einschuß in die Armenkasse muß Jeder sich monatlich einen kleinen Abzug am Lohne gefallen lassen, wogegen er im Falle des Erkrankens während der ersten 2 Monate das Ganze des gewöhnlichen Verdienstes zu genießen hat, bei längerer Dauer der Krankheit aber die Hälfte. Ist die Krankheit unheilbar, so

erhält der Erkrankte Pension. In der ganzen Umgegend wird daher das Loos der hiesigen Arbeiter, die jetzt sich auf circa 600 belaufen, während früher unter Administration der Regierung nicht mehr als 50 bis 60 beschäftigt waren, als sehr günstig betrachtet.

Die verschiedenen Operationen, welche der Koboltglanz durchgehen muß, um in Blaufarbe oder Schmalte verwandelt zu werden, bestehen bekanntlich darin, daß selbiger ausgeschieden, gepocht oder unter Stampfen in kleine Stücke zerlegt, geröstet, mit Quarz und Pottasche vermischt geschmolzen, oder in Glas verwandelt, wiederum gepocht, geschlemmt, mehrmals nach einander gemahlen, wiederum geschlemmt und getrocknet wird. Für den Zweck dieser verschiedenen Verrichtungen befinden sich, ausser dem an der entgegengesetzten Seite der Simöe-Elv am Hougfoß gelegenen Pochwerke, die Rösthütte mit dem Röstofen, von welchem letztern ein langer, mit Backsteinen gemauerter Fang ausgeht, in welchem sich der dem Koboltglanz stark beigemischte Arsenik absetzt; ferner die vorhin gedachten 2 neuen, von Backsteinen aufgeführten Gebäude, worin die Pottaschsiederei, die Calcinir- und Schmelzöfen, das Pochwerk, 6 durch Wasser getriebene Mühlen, die Anstalt zum Schlemmen, die Schneidemühle und die Stube zum Trocknen sich befinden. Zwei runde Schmelzöfen, deren Heerd aus Thon von Coblenz aufgeführt ist, so wie die im Kreise herum stehenden Häfen, sind ganz nach Art der in Glashütten gebräuchlichen eingerichtet. Ausser diesen giebt es Oefen zum Glühen des Quarzes, zum Calciniren der Pottasche und zur allmähligen Erwärmung der an der Stelle der abgängigen tretenden neuen Häfen, oder Schmelztiegel. — Die Oefen werden sämmtlich durch trockenes Fichtenholz geheizt. Die diesem Werke eigenthümliche und hierselbst erfundene Einrichtung der Schmalte-Schneidemühle ist folgende: horizontal über den, auf gleiche

Weise im Cirkel neben einander liegenden Messern, dreht sich die, mit Oeffnungen versehene Scheibe, auf welcher die in großen kubischen Stücken geformte Schmalte ruht und von den in entgegengesetzter Richtung stehenden Messern in dünne Scheiben zerschnitten wird.

Sorten und Preise der hierselbst gelieferten, die Sächsische an Güte weit übertreffenden Waare, sind mannigfaltig. Seitdem das Werk in die Hände des gegenwärtigen Besitzers gekommen und durch selbigen so sehr verbessert worden ist, fehlt es nicht an Absatz. Gegenwärtig findet dieser hauptsächlich nach England statt. Im Jahre 1819, mithin vor dem Verkauf des Werkes, sind hierselbst 2,220 Centner Waare, 53,373 Species an Werth, angefertigt worden, welche einen Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe von 23,761 Species 16 Skill. abgeworfen haben. Bei dieser Berechnung sind indeß die Zinsen des in dem Werke steckenden und in dem Betriebe desselben umlaufenden Capitales nicht mit in Anschlag gebracht, die doch wenigstens auf 12,000 Spec. zu rechnen sind, daher jener Gewinn sich um die Hälfte reducirt. Dasselbe wird wahrscheinlich der Fall sein, wenn man, übereinstimmend mit der allgemeinen Behauptung, dem gegenwärtigen Besitze einen jährlichen Gewinn von 25,000 bis 30,000 Spec. nachrechnet. Daß aber dieser Vortheil, wie groß oder klein selbiger auch seyn mag, als wohl verdient durch gemeinnützliche und kluge Betriebsamkeit zu betrachten, auch, der großen Mühe und des Risico's wegen, nicht übermäßig im Verhältniß zu dem verbesserten Werthe und der bedeutenderen Geldanlage zu nennen ist, wird Niemand in Abrede stellen. — Jede Regierung muß mehr auf Aufrechthaltung der als richtig anerkannten allgemeinen Grundsätze, als auf lockenden Gewinn, welchen diese oder jene einzelne Unternehmung abwirft, sehen, und so wird die Norwegische Regierung, wenn

auch

auch dies Werk jetzt mehr als früher abwirft, den Verkauf desselben nicht zu bereuen haben.

Dem hiesigen Hüttenwerke steht als Hüttenmeister Hr. Roscher vor, als praktischer Chemiker und Verfertiger von Ultramarin früher schon in Dresden bekannt; in Abwesenheit des Herrn Wegner erwies mir derselbe Gastfreiheit und Bereitwilligkeit das Werk zu zeigen, was ich dankbar hiermit anerkenne. Die Koboltgruben, in einem ¾ Meilen entfernten Bergzuge an der Westseite der Snarums-Elv auf dem H Skutternd belegen, und ungemein reichhaltig an Koboltglanz, stehen unter der Aufsicht des Bergmeisters Böbert. — Zur Aufsicht über die Vorrathshäuser sind besondere Beamte angestellt. Auch hat das Werk eine stehende Schule.

Von hier reiste ich zurück über die Station Refsal, ein unter 3 Bewohner getheilter Hof, und durch das reizende Thal der Stor-Elv, wo ich in der Ferne die neu erbaute Kirche zu Eger erblickte. — Ich näherte mich hierauf dem unter der Benennung Eger- und Fiskum-Vand bekannten, 2 Meilen langen Landsee, von welchem der Vestfossen ausfließt, der von dem gleich bei seinem Ausflusse gebildeten Falle den Namen trägt. Hinter der letzten Station vor Kongsberg, D[illegible]ud genannt, trat ich in die Nummedals- und Sandvärs-Voigtei, die ein lang gestrecktes und dabei schmales Thal bildet, welches die Lougen- oder Loagen-Elv, einer der wichtigsten Flüsse Norwegen's, in einer Länge von 14 bis 15 Meilen durchströmt. Selbiger entspringt in dem hohen Hardanger-Gebirge, in Bergenhuus-Amt, und mit ihm vereinigen sich, in seinem fernern Laufe, die von den Gränzgebirgen des hohen Tellemarkens ausströmenden Jondals-, Kolberbergs-, Dals- und Aas-Elv, bis die so angeschwollene Wassermasse bei dem südöstlich gelegenen Tönsberg in den großen Meerbusen von Christiania mündet. Schon

bei dem Eintritte in diesen, im Nordwest mit einer der höchsten Gegenden des Landes zusammenhängenden Landstrich, in welchem der 2954 Fuß hohe Jonsk den und der 2513 Fuß hohe Skrimsfield thronen, nimmt man den rauhen Charakter der Gegend wahr, deren Bewohner zu ihrem Unterhalte auf die im Innern der Berge verborgenen Schätze angewiesen sind. Die wachenden Kornfelder des weiten Thales, welches das volkreiche Kirchspiel Eger anfüllt, weichen zurück vor den nackten Felsmassen, aus deren Spalten nur hin und wieder kümmerlich genährte Fichten sich hervordrängen. Auf der größten Höhe des merklich aufwärts gehenden Weges übersieht man auf einmal das zwischen grauen und hohen Steinmassen eingesenkte enge Thal, in welchem Kongsberg mit seinen hölzernen, durch das Alter schwarz gefärbten Häusern auf einer Sandebene, zu beiden Seiten des wilden Lougen-Flusses, in ungleichen Abtheilungen sich ausbreitet. Rings umher liegen zahlreiche Landstücke mit einem Gebäude in der Mitte, welches zur Aufbewahrung des Heues dient. Einzelne Bäume verbreiten über dasselbe ein schwaches, düsters Bild des Lebens. Gelangt man endlich auf dem steilen Abhange der Anhöhe in die Bergstadt, so wird man durch die auffallende Größe einzelner Gebäude daran erinnert, daß es für die Stadt eine glänzendere Epoche gegeben hat; oder, um eigentlicher zu sprechen, daß nach dem Willen der frühern Regierung bedeutende Summen verwandt worden sind, um diesem, der Lage nach übrigens wenig dazu geeigneten Orte Ansehen und Leben zu verschaffen. Die zufällig, wie erzählt wird, von einem Hirtenknaben im Jahre 1623 gemachte Entdeckung des Silbererzes in dieser Gegend, veranlaßte den König Christian IV., im darauf folgenden Jahre hierher zu reisen und die Erbauung dieser Stadt anzuordnen. Die anfänglich beträchtliche Ausbeute der Silbergruben, und noch mehr

die übertriebene Hoffnung, welche man von ihrer zunehmenden Beträchtlichkeit und Ausdauer hegte, verursachte auch unter den spätern Königen eine verhältnißmäßige Bereitwilligkeit große Summen aufzuwenden, um Kongsberg blühend zu machen und den Bergbau in Aufnahme zu bringen. So ward die Stadt im Jahre 1735 mit bedeutenden Privilegien versehen, welche drückend für die natürlichen Gerechtsame Anderer, nur auf das Emporkommen der hiesigen Bergwerke berechnet waren. Kongsberg ward zum Sitz des Oberbergamts für das gesammte Norwegen südlich dem Dovre-Gebirge bestimmt, bei diesem eine Anzahl reichlich besoldeter Beisitzer angestellt und demselben die Gerichtsbarkeit über den gesammten Bergbau in letzter Instanz beigelegt. Ferner wurde hier ein General-Forstamt errichtet, welchem sämmtliche Waldungen, Sägemühlen und das Jagdwesen im ganzen Lande untergeordnet wurden; aber, gleich wie das im Jahre 1760 an dessen Stelle errichtete Collegium, für diese wichtigen Zweige der Landesverwaltung geringen oder gar keinen Nutzen stiftete. — Demnächst wurde hierselbst im Jahre 1757 und 1786 ein Bergwerks-Seminar oder Berg-Akademie errichtet, bei welcher unter andern Lehrern auch der ehrwürdige, mit der ganzen Lehranstalt nach der Universität Christiania versetzte Professor Esmark angestellt war. — Nachdem nun aber mit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhundert das hiesige Silberbergwerk immer mehr in Verfall gerathen, und wegen beträchtlicher Zubuße aus der Staatskasse im Jahre 1806 ganz niedergelegt worden war, mußte Kongsberg die traurigen Folgen dieser Maßregel empfinden, wodurch das große Triebrad des hiesigen Gewerbwesen auf einmal in Stillstand gesetzt ward. — Wenn nun dadurch und durch den 4 Jahre darauf stattgefundenen großen Brand die Zahl der Einwohner, welche im Jahre 1769 8086, im Jahre 1801 noch 6810 betrug, im Jahre

1815 bis auf 3859 sank, so ist jetzt Kongsberg, mit ungefähr 1500 hölzernen Häusern, menschenleer und öde.

Die hiesigen Einwohner, mit Ausnahme der Beamten und einiger weniger Andere, sind zu ihrem Unterhalte theils auf den Handel, theils auf das fortdauernd für Rechnung der Regierung, wenn gleich in geringerer Ausdehnung, betriebene Silberbergwerk, die dazu gehörige Pulvermühle und Sägemühlen, die Eisenhütte, so wie die mit selbiger verbundene Gewehrfabrik, die Wollen- und Leinen-Manufactur und die übrigen gewöhnlichen Nahrungszweige der Städte, unter welchen 4 Branntweinbrennereien, angewiesen. Diese Erwerbzweige sind indeß nicht hinreichend, der verhältnißmäßig großen Zahl hiesiger Arbeiter Beschäftigung und Unterhalt zu verschaffen, daher bei der Nahrungslosigkeit Verarmung eintreten muß. Der vor einigen Jahren mit andern Gegenden des Landes von hier aus angefangener Zwischenhandel mit Holz, wozu der, einen so ausgedehnten Landstrich durchströmende, und so viele Seitenflüsse aufnehmende Lougen große Erleichterung darbietet, empfindet gleichfalls den Druck der Zeit. Der hiesige Handel beschränkt sich demnach fast allein auf den Verbrauch der Stadt und der Umgegend, und kann, bei der Geringfügigkeit des in selbiger umlaufenden baaren Geldes, schwerlich ein Mittel der Bereicherung abgeben.

So wie die in dieser Gegend in einer Ausdehnung von ungefähr 4 Meilen befindlichen Silbergruben die erste Anlage dieser Bergstadt veranlaßten, so liefert der, seit der Regierungsveränderung wieder angefangene Bau derselben fortdauernd den wichtigsten Beitrag zu ihrer fernern Subsistenz. Schon beim Storthing im Jahre 1815 fanden über die Wiederaufnahme dieses, nicht für diesen Ort allein, sondern für den Staat überhaupt wichtigen Werkes, lehrreiche Verhandlungen statt, in Folge

welcher eine Commission ernannt ward, um nach genauer Untersuchung des Gegenstandes der Regierung einen Bericht vorzulegen. Hierauf erfolgte unterm 22. April 1816 eine Königliche Resolution, vermöge welcher die beiden Gruben: Gottes Hilfe in der Noth und die Armen-Grube wieder in Bau genommen werden sollten, nachdem vom Storthing eine Summe von 12,000 Spec. dazu ausgesetzt worden war. Ausserdem fanden bedeutende Geldbewilligungen zu gleichem Zwecke statt, so daß mit Inbegriff der Summe, welche auf Pensionen und andere nothwendige Unterstützung der vielen, durch den bisherigen Stillstand des Werkes in die größte Verlegenheit gerathenen Bewohner verwandt werden mußten, Ausgangs 1821 im Ganzen eine Ausgabe von 162,969 Spec. stattgefunden hatte. — für ein so armes Land eine höchst bedeutende Summe. Als nun auf diese Weise der Hauptzweck, den Grubenbau, nach der ungeheuren Vernachlässigung und betrügerischen Behandlung während der vorhergegangenen Jahre, wieder möglich zu machen, erreicht, und die auf die eigentliche Gewinnung des Silbers verwandten Kosten ungefähr gedeckt worden waren, ward im Jahre 1827 die Regierung erst zur 50jährigen Verpachtung, und als solche nicht zu Stande kam, zum öffentlichen Verkauf des Werkes ermächtigt. Da sich aber kein Kauflustiger gefunden hatte, so erfolgte von Seiten des im Jahre 1830 versammelten Storthings ein abermaliges Ansuchen an die Regierung, den Verkauf von neuem zu versuchen, welches genehmigt, und zugleich die Summe von 75,000 Spec. als das Minimum des Verkaufspreises festgesetzt ward. Der Ausgangs 1831 wiederholt angestellte Versuch blieb abermals ohne Erfolg. Unterdessen hat das Werk immer größere Ausbeute gegeben, und ist diese fortdauernd im Zunehmen, wie aus dem unterm 12ten März 1832

von der Direction desſelben dem Finanzdepartement vorgelegten Berichte ſich ergiebt. Nach ſelbigem ſind im Jahre 1830 an feinem Silber gewonnen worden 7878 Mark; in dem Jahre 1831 aber 8477, mithin 599 Mark mehr als im vorhergehenden Jahre.

In demſelben Berichte wird nun ferner der glückliche Fortgang der Grubenarbeiten und die zu Stande gebrachte Verbindung zwiſchen den Gängen der Königs- und Arnen-Grube angeführt, ſo wie die bei angeſtellter Probe ſich ausgewieſenene Reichhaltigkeit des Erzganges, des Fahlbandes und verſchiedener ebenfalls unterſuchter Orte. Die Direction begründet hierauf die ziemlich ſichere Hoffnung, daß der Bau nächſten Jahres an Gewinn dem der vorhergehenden beiden wenigſtens nicht nachſtehen werde.

Dieſe glücklichen Ereigniſſe haben bei der Nation ein lebhaftes Intereſſe für den Fortgang des Werkes erregt, und es iſt daher vor der Hand nicht zu beſorgen, daß das Werk durch Veräußerung an Privatbeſitzer der Gefahr der Niederlegung ausgeſetzt werden wird.

Wenn nun auch im Fache der Gewerbe die Regierung mit ihren Unterthanen eigentlich nicht in Concurrenz treten müßte, ſo iſt in Abſicht dieſes Werks zu erwägen, wie höchſt verderblich der Stillſtand deſſelben nicht nur auf den Zuſtand der Stadt, ſondern auch der ganzen Gegend einwirken würde. Nun ſind aber die Erzgänge der hieſigen Silbergruben in der Regel von unbedeutendem Ertrage, ſo daß es der Koſten nicht lohnt ſie zu bebauen, daher ſich der Bergbau mehr auf Aufſuchung der tief liegenden und weit von einander entfernten einzelnen Punkte, oder wie es in der Bergwerksſprache heißt: der Nieren, beſchränkt, wodurch die Ergiebigkeit des Baues ſehr unſicher wird. Ein regelmäßi-

ger Grubenbau ist dadurch beinahe unmöglich, und wegen der großen Härte des Gesteines und der Schwierigkeit, die so ungemein zerstreuten Erzlager zu finden, wird solcher sehr kostspielig. Größtentheis hierin, und nicht bloß in der mangelhaften und mitunter sogar schlechten Verwaltung unter der vorigen Regierung ist der Grund zu suchen, weshalb der Ertrag dieses Werkes periodisch so unerwartet einträglich und darauf wieder so wenig ergiebig gewesen ist. Es wird dies durch die über das Werk geführte amtliche Rechnung bestätigt, nach welcher in den 11 Jahren von 1803 bis 1814 ein Ueberschuß von mehr als 320,000 Rthlr. stattgefunden hat, dagegen in den 23 Jahren von 1769 bis 1792 eine fortwährende Zubuße von 1,872,185 Rthlr. oder jährlich 78,003 Spec. erforderlich war. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist daher voraus zu sehen, daß bei dem leicht möglichen Rückkehren einer solchen Periode der Privateigenthümer des Werkes es seinem Vortheile angemessen finden dürfte, den Bau niederzulegen; entweder um das dadurch bereits gesammelte Vermögen zu erhalten, oder weil selbiges für die Kosten eines so anhaltend ungünstigen Baues nicht hinreicht. Für die ununterbrochene Fortsetzung dieses unsichern Grubenbaues wird es daher nothwendig seyn, daß solcher der Regierung verbleibe, welche theis dafür sorgen wird, daß selbiger mit Vorsicht und nicht, wie es in der Kunstsprache heißt, auf Raub, wobei man nur die reichhaltigsten Erzlager aufsucht, betrieben werde, und selbst auf den Fall anhaltender Zubuße einige Aufopferung nicht scheuen wird, um von so vielen Familien das Unglück einer plötzlichen Stockung ihrer einzigen Erwerbsquelle abzuwenden; oder wenn dieses durchaus unvermeidlich seyn sollte, durch allmählige Vorbereitung weniger empfindlich zu machen. Hoffentlich wird nun dies auch beim gegenwärtig versammelten 7ten Storthing beschlossen werden, nachdem der im Jahre 1832 wie-

derholte Versuch einer öffentlichen Versteigerung des Werkes kein annehmliches Gebot veranlaßt hat *).

Unter der Oberdirection des Finanz- und Handels-Departements, ist die Verwaltung des Werkes nunmehr einem Director, der zugleich Bergmeister ist, anvertraut. Die übrigen Beamten sind: 1 Oberbergkassirer und Schichtmeister, 1 Buchhalter, der zugleich Verwalter des Armenwesens ist, 1 Geschworner und Markscheider, zugleich Contraprobirer, 1 Einfahrer, 1 Magazinverwalter, und bei der Schmelzhütte ein Hüttenschreiber. Für das Forstwesen ist 1 Oberförster angestellt, der gegenwärtig zugleich das Amt des Magazinverwalters verwaltet, und 1 Forstschreiber.

Von den zum hiesigen Silberbergwerk gehörigen, zu 200 angegebenen Gruben sind die meisten und besten innerhalb der Begränzung der Bergstadt, auf der Westseite des Lougen-Flusses belegen. Sie machen sämmtlich Bestandtheile des unter der Benennung Store-Aasen bekannten hohen, 3 Meilen langen Gebirges aus, welches mit dem Lougen parallel von Norden nach Süden streicht, und dort von der Jonsdals-, hier von der Kobberbergs-Elv begränzt wird. Der Weg dahin beträgt 1 Meile und führt Anfangs durch eine sandige, aber doch zum Theil cul-

*) Nach der Depart.-Zeitung von 1834, Nr. 43, ist auf dem letzten Storthing beschlossen worden: daß vom 1. Juli 1833 bis dahin 1836 das Silberbergwerk für Rechnung des Staats betrieben, und eine Commission von Sachkundigen ernannt werden solle, um, nach vorhergegangener örtlicher Untersuchung, über den gesammten Betrieb des Werkes Vorschläge zu machen u. s. w. Nach öffentlichen Nachrichten ist in der ersten Hälfte des Jahres 1834 in dem hiesigen Bergwerke eine 1443 Mark schwere Stufe Silbers (etwa 13,000 Species Werth) gefunden, im Laufe dieses Jahres (vom Januar bis Ende Juli) sind aber überhaupt 12,131 Mark gediegenes Silber gewonnen worden.

tivirte Gegend, welche meistens nur zum Graswuchs geeignet ist und theils von den Stadtbewohnern, theils von den beim Bergwerk Arbeitenden benutzt wird. So wie der Weg höher sich erhebt, nimmt die Holzung ab, und man sieht endlich nur ein von ungeheuren Felsenmassen gebildetes, weites Amphitheater vor sich, in welchem kein Baum und keine Pflanze das Bild des Lebens hervorruft. Rings umher leblos und erstarrt, scheint hier die sonst freigebige Natur von jedem Versuche, diesen nackten Felswänden irgend etwas abgewinnen zu wollen, abzuschrecken.

Der immer aufwärts sich windende Weg läßt, ungefähr auf der halben Höhe des Gebirges, eine Abtheilung desselben in zwei Hauptabsätzen übersehen, von welchen der untere oder östliche den Namen des Unterberges, und der zweite, höhere, den des Oberberges führt. Ersterer enthält die das dritte Revier bildenden 15 Gruben, unter welchen die Samuels-, Dreifaltigkeits-, Segen-Gottes und Louise-Auguste-Grube die vorzüglichsten waren. Letzterer macht mit den an seinem südlichen Theile befindlichen 15 Gruben das erste, und mit den im nördlichen Theile vorhandenen 16 Gruben das zweite Revier aus. In letzterm ist die, nach dem Storthingsbeschlusse von 1816 zur Wiederaufnahme bestimmte Grube Gottes-Hilfe in der Noth. Im ersten Revier liegt die Armen-Grube, in welcher nach dem gedachten Beschlusse der Bau zuerst wieder vorgenommen ist. Bald verkündigten die hin und wieder durch Dämmungen gebildeten Teiche und Wasserbehälter, die Gruben-Gebäude und Pochwerke, daß auch in dieser unwirthbaren Gegend menschlicher Fleiß sich eine W[illegible] bereitet hat und vor der Nacht des unterirdischen Reiches nicht zurückweicht. — Der mich begleitende Knabe hielt vor dem Zechenhause still, woselbst ich, gegen Vorzeigung des mitgebrachten Erlaubnißscheines, von einem

der Unterofficianten in die Grube begleitet ward. Wir begaben uns zum Eingange des 1792 angefangenen sogenannten Kronprinz-Friedrichs-Stollen, der nunmehr bis zur Armen-Grube fortgeführt worden ist. Der Anlage dieses Stollens, obschon solche Hausmann in seiner Reise durch Skandinavien, Theil II. S. 28, als voreilig erwähnt, verdankt man den guten Fortgang des seit 1814 wieder vorgenommenen Grubenbaues; jedoch mag dieser Tadel durch die damalige Lage der Umstände gerechtfertigt seyn. Es war nämlich der am nördlichen Ende des Oberberges im Jahre 1782 angefangenene und zum Aufschlusse, oder zur Lösung sämmtlicher Gruben der beiden ersten Reviere bestimmte, sogenannte Christians-Stollen, dessen ganze Länge zu 4330 Lachter bestimmt war, erst bis zu 830 Lachter geführt worden, obgleich diese Arbeit von Sachkundigen als höchst zweckmäßig erkannt ward. — Erwägt man aber die große Kostspieligkeit des Unternehmens, in dem ungemein harten und festen Gesteine zu arbeiten, so muß man sich freilich darüber verwundern, daß man bei der Anlage sich nicht auf die für den Zweck nur durchaus erforderliche Höhe und Breite des Stollens eingeschränkt hat.

Das Erz wird mittelst Bohrens und Sprengens mit Schießpulver gewonnen, und nachdem solches durch ein Kehrrad, das durch Wasser in Bewegung gesetzt wird, durch den Schacht bis auf die Höhe des Stollens geschafft worden ist, in einspännigen Karren durch letzteren zu Tage gefördert.

Die Grubenarbeit geschieht theils in Verding, theis in Tagelohn. Letzterer beträgt für die 10stündige Schicht, wobei am Tage 2 Stunden für den Mittag abgehen, $\frac{1}{4}$ Spec. Ein Arbeiter bringt mithin, bei 5 Schicht wöchentlich, seinen Lohn monatlich auf 6 Spec., also 2 Spec. höher als der Grubenarbeiter in den Kupfergruben zu Röraas, obschon dort die Ar-

heit für die Gesundheit vermuthlich nachtheiliger, auch der Lebensunterhalt theurer ist. — Die große Festigkeit des hiesigen Gesteines, welche den Nachtheil der schweren Gewinnung des Erzes durch den Vortheil ersetzt, daß das Verzimmern der Gruben entbehrlich gemacht wird, leistet den Nutzen, daß das Wasser nicht mächtig wird, so daß es in eine, in der Sohle des Stollen befindliche Vertiefung von selbst abfließen kann, und ausserhalb der Grube zum Betriebe des Pochwerkes benutzt wird. Dieses ist von einer verbesserten Einrichtung und beschäftigt neben den erwachsenen Arbeitern auch Knaben. Jene erhalten mit den Grubenarbeitern einerlei Lohn, diese ½ desselben, wofür sie ein bestimmtes Quantum liefern müssen. Von dem Pochwerke wird das Erz auf die zu Kongsberg befindliche Hütte gebracht. Nur für das Schmelzen des, verhältnigmäßig häufig in diesem Bergwerke gefundenen gediegenen, und der besonders reichhaltigen Silbererze, befindet sich hier eine Schmelzhütte. Bei dem edlern Silbererze geschieht das Pochen in der Hütte selbst, in einem großen Mörser, und zwar unter beständiger Aufsicht des Steigers. — Das Auswaschen wird in einer Mulde vorgenommen. Es arbeiten in dieser Hütte 12 Mann, die in Schichten einander ablösen, und unter der Aufsicht von 2, auf gleiche Weise sich ablösenden Steigern stehen.

Ausser dieser Hütte befindet sich hierselbst eine zweite, in welcher das für Rechnung von Privatpersonen aus den Halden (in früherer Zeit als nicht mehr silberhaltig, in großen Haufen zusammengestürzte Schlacken) gewonnene Silbererz verschmolzen, und für 2 Mark 2 Skilling das Loth dem Werke überlassen wird.

Die gesammte Zahl der bei dem hiesigen Werke für Rechnung der Regierung beschäftigten Arbeiter wird zu 110 angegeben; ausserdem sind 40 Zimmerleute, Schmiede und andere

Handwerker angestellt. Durch die für Privatrechnung betriebene Gruben- und Hüttenarbeit werden gleichfalls noch mehrere Arbeiter beschäftigt.

Bei weitem das Mehrste des hier gewonnenen Silbererzes wird in der großen Schmelzhütte zu Kongsberg verschmolzen, in welcher, unter Leitung des Hüttenschreibers, in der Schicht 12 Mann arbeiten. Man führte mich hier zuerst in die sogenannte Silberkammer, in welcher auch die seltneren, und deshalb theils für die Mineraliensammlung der Universität Christiania, theils zum Verkauf bestimmten Erzstufen aufbewahrt werden.

Das, nach Beschaffenheit des Erzes mehrmals wiederholte, Rösten geschieht in mehreren, durch niedrige Mauern gebildeten Räumen, unter dem Dache der Hütte, und das gleichfalls öfter vorgenommene Schmelzen, um das Silber zu der verlangten Reinheit zu bringen, in 2 dazu vorhandenen Oefen. Der aus früherer Zeit hierselbst noch befindliche Hochofen wird, da man zu dessen Betrieb nicht Erz genug hat, nicht benutzt. Das eigentliche Feinschmelzen geschieht in einem eigenen Ofen. Man schüttet zu dem Ende das Silber in oben offene eiserne Kasten, die mit fest zusammengestoßener Asche angefüllt werden. Jeder dieser Kasten wird mit einer sogenannten Muffel von Eisen bedeckt. — Während des Brennens ist der niedrig gewölbte Ofen vorne vermauert. Das wöchentlich hierselbst geschmolzene Quantum feinen Silbers ward zu 150 Mark angegeben.

Zum Beweis der, in früheren Zeiten ungemein großen Ergiebigkeit der Kongsberger Silbergruben, sey es mir erlaubt, aus Hausmann's höchst lehrreicher Beschreibung folgendes hier anzuführen: „In der Grube Segen-Gottes fand man im Jahre 1630 einen Klumpen reinen Silbers von 204½ Pfd. oder 409 Mark, welcher zu 3272 Thaler geschätzt ward. In der Grube: Neue Hoffnung fand man im Jahre 1666 eine Silbermasse von

560 Pfd., welche zu Copenhagen in der Sammlung von Mineralien aufbewahrt wird." — Derselbe führt noch andere ähnliche Beispiele aus anderen Gruben an und erwähnt dabei „der merkwürdigen, gestrickten, Zahn-Drath-Haar-Baum-Stauden und moosförmigen Gestalten der Kongsberger Silberstufen, welche eine Zierde der in allen Ländern befindlichen Mineraliensammlungen abgeben."

Es ist früher dargethan worden, daß durch die Sorgfalt und kluge Sparsamkeit der gegenwärtigen Verwaltung der Betrieb des Bergwerks sich jetzt sowohl für den Vortheil Einzelner, als des Staats als einträglich ausweist, und es leidet fast kein Bedenken, daß solches bei der Sachkenntniß der bei solchem angestellten Beamten auch ferner ein günstiges Resultat liefern werde. Es wird aber dieses bei dem bisher so sehr empfundenen Mangel an baarem Gelde für die schnellere Entwickelung der gewerblichen Thätigkeit Norwegen's unfehlbar von großem Nutzen seyn.

Mit welchem Druck und selbst mit wie großer Rechtsverletzung Kongsberg's Silberbergwerk und die übrigen Bergwerke in Norwegen von alten Zeiten her lange betrieben worden sind, ist unter andern aus den Vorschriften der sogenannten Circumferenzacte vom 29. Mai 1720 und der darauf folgenden Königlichen Resolutionen vom 15. Juli und 10. März 1721 zu ersehen. Nach selbigen war es sämmtlichen Bewohnern des, dem Silberbergwerke unter der Benennung Circumferenz beigelegten, weitläuftigen Districts untersagt, mit alleiniger Ausnahme des zur Unterhaltung ihrer eigenen Gebäude durchaus unentbehrlichen Bauholzes, für irgend sonst Jemand Holz in ihren eigenen Waldungen zu fällen, als allein zum Nutzen und Gebrauch des hiesigen Silberwerkes. Ausserdem waren selbige verpflichtet, ein gewisses Quantum Holzkohlen Meilen weit für einen bestimmten

Preis hierher zu liefern; bei Strafe militärischer Execution und sogar des Festungsbaues!

Von dem ungeheuern Druck einer solchen unnatürlichen Beschränkung in der freien Benutzung des Eigenthums kann man sich einen deutlicheren Begriff machen nach der Menge des jährlich hierselbst gemachten Verbrauches von ungefähr 2000 Zwölftern gesägten Holzes, 1000 Zwölftern langen Holzes, 1200 Zwölftern Stangen, 11,000 Last Kohlen; und ausserdem 7 bis 8000 Faden Brennholz für die Bewohner der Bergstadt. Diese unerhörte Maßregel hatte nun nicht bloß für die Holzeigenthümer des Distrikts eine jährliche Verminderung ihrer Einnahme zur Folge, da solche höchst wahrscheinlich bei freier Concurrenz der Käufer größer gewesen wäre; sondern die Größe des zu liefernden Holzvorraths zog ausserdem die Verwüstung der Waldungen nach sich, welche jetzt, nachdem durch das neue Bergwerksgesetz vom 1sten Juli 1816 solche Holz- und Kohlen-Lieferungen der freien Vereinbarung zwischen Käufer und Verkäufer überlassen sind, noch empfunden wird.

Schon unter der vorigen Regierung ward, um die Folgen der Niederlegung des Silberwerkes für die zahlreichen Arbeiter und ihre Familie minder drückend zu machen, das hiesige Eisenwerk angelegt, und zwar mit 1 Hochofen, 3 Hämmern für Stangeneisen, 1 Frischhammer, 2 Hämmern für Nägel und 1 Stahlofen. Mit selbigem ward im Jahre 1814 auch eine Gewehrfabrik verbunden. Ersteres ist gegenwärtig das Eigenthum eines Privatbesitzers und hat im Jahre 1829 590 Schpfd. Stangeneisen geliefert. Die Gewehrfabrik wird auch jetzt noch für Rechnung des Staats fortgesetzt, um in Ansehung dieses nothwendigen Zweiges des Vertheidigungswesens vom Auslande nicht abhängig zu seyn.

Aus demselben Grunde wird auch die hiesige Pulvermühle

für öffentliche Rechnung geführt, und zwar unter der Direction des Silberbergwerkes. Sie liefert auſſer dem Bedarf für die Armee nicht nur für den Gebrauch des hieſigen Bergbaues das zum Sprengen des Erzes erforderliche Pulver, ſondern auch für andere Werke, welche für Privatrechnung betrieben werden, und ſetzt allein an den Beſitzer dos Koboltwerkes zu Modum jährlich 140 Zentner ab.

Derſelbe Grund, der die vorige Regierung, bei Niederlegung des Silberwerkes zur Anlegung des hieſigen Eiſenwerkes und der Gewehrfabrik veranlaßte, bewog ſelbige gleichfalls zur Anlegung einer, für das Kriegsheer arbeitenden Tuch- und Leinenmanufactur. Dieſe ward mit dem hieſigen Armenweſen in Verbindung gebracht, und mit bedeutender Einbuße von Seiten der Regierung fortgeſetzt. Auch die gegenwärtige Regierung opfert zu der Aufrechthaltung dieſer Anſtalt jährlich eine bedeutende Summe auf. In ſpäteren Zeiten iſt mittelſt weſentlicher Verbeſſerungen auch hierin eine Abänderung bewirkt worden. Der Vorſchlag: das Zuchthaus in Chriſtiania, zum Theil wenigſtens, mit dieſer Manufactur zu vereinigen und zu dem Ende hierher zu verlegen, iſt nach dem, im Departements-Blatte vom Jahre 1830 mitgetheilten, ſehr lehrreichen Unterſuchungsbericht als nicht annehmlich befunden worden.

Der frühere gänzliche Stillſtand des Silberbergwerkes und der gegenwärtige, minder ausgedehnte Betrieb deſſelben hat dem Armenweſen eine noch gegenwärtig empfundene ſchwere Laſt aufgewälzt, wobei indeß die Regierung eine billige Unterſtützung gewährt.

Der mittlere Preis der Lebensmittel iſt beinahe einerlei mit dem Preiſe derſelben in Drammen, unter Hinzuſchlagung der Transportkoſten, welche für jede Tonne Korn auf 1 Mark anzuſchlagen ſind. Das Pfund Fleiſch koſtet 6 Skill., das

Pfund Butter und Talg 17 Skill. Der Faden Birkenholz wird mit 1 Spec., und Nadelholz mit ½ bis ⅔ Spec. oder 80 Skill. bezahlt.

Sehr zweckmäßig ward schon unter der vorigen Regierung die hiesige lateinische Schule in eine sogenannte Mittelschule umgeändert, bei welcher, in Folge Resolution von 1831, ausser dem Oberlehrer und 1 Adjunctus, noch ein Lehrer bei der Vorbereitungsklasse angestellt worden ist.

Die Stadt liegt, nach Professor Hansteens Angabe, unter 59° 40′ 6″ Polhöhe und 540 Fuß über der Meeresfläche. In ihrer Nähe breiten sich hohe Berge aus, welche lange mit Schnee bedeckt bleiben. Erst nach Johanni schmilzt selbiger auf den höchsten derselben, und schon in der Mitte des Septembers sieht man das Skrimsgebirge wieder damit bedeckt. Das hiesige Clima ist daher rauh und kalt, und wechselt im Winter zwischen 8 bis 9, 14, 18, sogar bis 29 Grad ab. Frühjahr giebt es hier gar nicht, und nach einem im Juni eintretenden plötzlichen Uebergange der Kälte zur Wärme, wird die Hitze in den benachbarten Thälern oft unerträglich. Im Sommer ist der Westwind vorherrschend, im Winter der Nordwind. Man sieht hieraus, daß Kongsberg für die geringe Annehmlichkeit des Ortes selbst, so wie der nächsten Umgebung, die allgemein empfundenen Nachtheile der mangelnden Betriebsamkeit u. s. w. keine Schadloshaltung gewährt. Ich muß gestehen, daß ich mich hier des Eindrucks, welchen nicht selten äußere Umstände auf den Reisenden machen, nicht erwehren konnte und deshalb den sonstigen Beweggründen zur Beschleunigung meiner Abreise von hier, um so bereitwilliger nachgab.

Nach glaubwürdiger Versicherung hat die, in staatswirthschaftlicher Hinsicht übrigens zu bedauernde Einschränkung des hiesigen Bergbaues nicht nur auf den Charakter der Bewohner

des

der Bergstadt, sondern selbst des Landvolkes der Umgegend einen vortheilhaften Einfluß gehabt. Mit dem Aufhören der früheren und leider nicht unbenutzt gelassenen Gelegenheit zu unerlaubtem Gewinne, welche die damalige Art das Silberwerk zu betreiben für Höhere und Niedere herbeiführte, befleißigt man sich jetzt mehr auf ehrliche Weise seinen Unterhalt zu suchen. Auch giebt es jetzt weniger Veranlassung zu öffentlichen Zusammenkünften. — Trunk und andere damit verbundene Ausschweifungen haben abgenommen. Die Bauern finden nicht mehr so häufig und leicht Gelegenheit, durch Verkauf des Holzes und der Kohlen, durch Fuhrwerk u. dergl. das zum Ankauf des Getreides erforderliche Geld zu verdienen, und sind dadurch genöthigt, es sich mehr angelegen seyn zu lassen, das Erforderliche selbst zu erzielen. Die zahlreichen Häusler sind gezwungen, jetzt die mühsamere Feldarbeit zu verrichten. Der Ackerbau hat sich merklich gehoben, und der auch in dieser Gegend stark zugenommene Kartoffelbau liefert das nothwendigste Lebensmittel.

II.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Puerto Rico

von

Oberſt Flinter *).

1.

Urſachen des Aufſchwungs Puerto Ricos in neuerer Zeit.

Ungeachtet der Vorzüge der Inſel in Bezug auf Boden und Lage, wurde ſie dennoch drei Jahrhunderte hindurch nur als ein Exportationsort für Verbrecher benutzt. Der Ackerbau lag

*) Der vollſtändige Titel des Originals iſt; An Account of the present state of the Island of Puerto Rico, comprising numerous original facts and documents illustrative of the state of commerce and agriculture, and of the condition, moral and physical, of the various classes of the population in that Island, as compared with the colonies of other European Powers; demonstrating the superiority of the Spanish Slave-code, the great advantages of free over slave labour etc., by Colonel Flinter, of the General Staff of the army of her Most Catholic Majesty, and Knight Commander of the Royal order of Isabel the Catholic. London, Longman. 1834. I. Band. 8.

noch in der Wiege, die Einwohner bauten nur so viel als zu ihrem Unterhalt nöthig war; passive Zuschauer des in ihrem Boden verborgenen Reichthums, brachten sie ihr Leben in ihren Hangmatten zu, ohne körperliche oder geistige Anstrengungen zur Verbesserung ihrer Lage zu machen. Bis 1810 mußten das Verwaltungspersonal und die Truppen auf der Insel durch Rimessen aus Mexico unterhalten werden. Der Handel brachte nichts ein, indem theils die wenigen Bedürfnisse der Bewohner eingeschmuggelt wurden, theils die Beamten selbst die Revenüen defraudirten. Die Folge war, daß der Sold der Truppen endlich auf den vierten Theil reduzirt wurde und daß die Insel unter einer Schuldenlast von 1 Million Piaster seufzte, die durch die Ausgabe von Papiergeld nur noch größer wurde.

Das war der niedergedrückte Zustand der Colonie als das

Zugeignet ist das Werk dem spanischen General-Lieutenant Marquis de Zambrano. Der Hauptzweck des Verfassers welcher, theils in englischen, theils in spanischen Diensten 21 Jahr auf den Antillen zugebracht hat, besteht in Folgendem: über die große und immer zunehmende Wichtigkeit der Spanien noch gebliebenen Colonien auf der westlichen Hemisphäre, namentlich über Puerto Rico, Aufschlüsse zu geben; auf mögliche Verbesserungen in der Verwaltung jener Colonieen hinzudeuten; die Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten anzuempfehlen; die wohlthätige Wirkung der spanischen Sklavengesetze, sowohl in Bezug auf den Schutz welchen sie den Sklaven gegen Unterdrückung gewähren, als auf die Vorbereitung derselben zur Emanzipation, hervorzuheben; endlich, durch Thatsachen darzuthun, daß durch die Arbeit von Freien in Gemeinschaft mit der von Sklaven bei weitem mehr Sicherheit, Ersparniß und Produktivität erzielt werde, als durch ausschließliche Sklavenarbeit. Der Verfasser hat diese Aufgabe auf eine sehr genügende Weise gelöst, wiewohl seinen Ansichten über die wirkenden Ursachen nicht überall beizupflichten sein dürfte.

Red.

Königl. Decret vom August 1815 de... Ackerbau und Handel den ersten Impuls gab. Durch die Vortheile die es allen spanischen Unterthanen und Ausländern bot, wenn sie sich hier ansiedelten, wurden viele Fremde veranlaßt, ihr Capital und ihre landwirthschaftlichen Kenntnisse der Insel zuzuwenden. Sie gaben durch ihre Industrie und Geschicklichkeit den Eingebornen ein gutes Beispiel und regten einen Wetteifer an, welcher die glücklichsten Resultate herbeiführte. Freilich fehlte es auch nicht an schlechten Subjekten, welche anderswo Bankerott oder sich auf andere Weise überflüssig gemacht hatten, und die nun glaubten hier auf Kosten der Colonie ihr Glück zu machen. Diesen Menschen, denen ihre Pläne natürlich nicht gelangen, sind alle jene Gerüchte von dem Druck der Gesetze, von der despotischen Verwaltung, dem schlechten Clima und Boden der Insel zuzuschreiben; es sind eben so viele Verläumdungen, und das Erstere wird durch die Thatsache am besten widerlegt, daß diese Verläumder selbst, obgleich sie sich vielfach an der Gesellschaft auf Puerto Rico vergingen, ungestraft blieben, weil man es vorzog, einige Schuldige entweichen zu lassen, als daß die Regier...ng in den Ruf käme, Fremde streng zu behandeln, welche mit Vertrauen der Einladung gefolgt waren. Die furchtbaren Schwankungen welche die Revolution von 1820 im Mutterlande hervorbrachte, wurden auch hier gefühlt; doch faßte der revolutionaire Geist nicht Wurzel hier, und 1823 wurde die Ordnung auf der Insel wieder hergestellt, ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen worden wäre. Diesen Erfolg hat man dem weisen Benehmen des General-Capitains Don Miguel de la Torre zu verdanken. Er war es auch, welcher das schwierige Werk der Reform in das Finanzwesen ...führte, und dem Unterschleifs-System ein Ende machte. ...n nun an (1825) verbesserte sich die Lage der Insel zusehends; die Truppen und Beamten

erhielten regelmäßig ihren Sold, ja an die Hälfte der Sold-Rückstände wurde abbezahlt. Was wesentlich zur Verbesserung Puerto Ricos beitrug, war die zweckmäßigere Anordnung in der inneren Verwaltung. Nur dadurch wurde es möglich, daß in 7 Jahren mehr Capital auf die Ausführung öffentlicher Arbeiten, als: Anlegung von Chausseen, Austrocknung von Sümpfen verwendet wurde, als während der letzten 300 Jahre zusammengenommen. Wo noch vor wenigen Jahren die gigantischen Bäume der Urwälder starrten, da erhoben sich jetzt blühende Städte und lachende Dörfer, und Moorgründe waren wie durch Zauberei in reiche Zuckerplantagen und fette Wiesen umgewandelt. Zahlreiche, von allen Nationen besuchte Häfen bekunden den thätigen und ausgebreiteten Handel des Mutterlandes und anderer Staaten mit der aufblühenden Colonie. Auch die Revolution welche auf dem Continent des spanischen Amerikas ausbrach, ward, wie für Cuba, so für Puerto Rico, eine Quelle des Gedeihens; denn es zogen nun viele welche der alten Ordnung der Dinge nicht entsagen mochten, mit ihrem Vermögen hierher. Ferner kann man auch die in ganz neuerer Zeit ausgeführte Errichtung einer National-Miliz von beinahe 7000 Mann als eine der Ursachen des zunehmenden Wohlstandes der Colonie betrachten. Wenn die über das ganze Land zerstreuten, in isolirten Häusern wohnenden Eingebornen durch dieses unsociale Leben wenig Anspornung zur Industrie hatten, so wurden sie durch dieses Institut gezwungen, auf der Bühne des geselligen Lebens aufzutreten; sie sahen, daß es bei Andern besser war als bei ihnen, und das regte in ihrer Industrie einen heilsamen Wetteifer an, welcher bald in den Fortschritten des Ackerbaues und des Handels sichtbar ward. Die Einwanderungen kleiner Capitalisten aus St. Domingo und Venezuela übten ebenfalls einen wohlthätigen Einfluß auf den Flor der Insel. Sie gaben

dem Volke ein Beispiel, wie durch eine sparsame, einzig auf das Nützliche, nicht auf Ostentation gerichtete Lebensweise, sich bei einem so gesegneten Boden bald ein unabhängiges Vermögen sammeln lasse.

2.

Lage und allgemeiner Anblick Puerto Rico's — Bergreihe im Innern — vornehmste Ebenen und fruchtbare Thäler — Flüsse, Seen und Lagunen — Leichtigkeit der Wasser-Communication — Straßen und Brücken — Häfen, Städte und Dörfer — Beschreibung der Hauptstadt San Juan — Bevölkerung der Städte und des Landes — Clima — Orkane — Gesundheitszustand.

Die Insel Puerto Rico hat ungefähr 90 (Engl.) Meilen Länge von Ost nach West, und 33 Meilen Breite, und enthält nach den genauesten Messungen 2970 Geviertmeilen. Columbus entdeckte die Insel im J. 1493, und soll zuerst im Hafen Aguadilla auf der westlichen Küste Anker geworfen haben. Ihre geographische Lage scheint die Insel zum Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels zu bestimmen; sie liegt auf der Windseite der reichen und bevölkerten Antillen Cuba, Hayti und Jamaica, des Golfs von Mexico und der Honduras Bai, in der Nähe der englischen und französischen Colonien, nur wenige Stunden Segelns von den dänischen Inseln St. Thomas und Santa Cruz, und wenige Tagereisen von dem Continente Venezuelas und Nordamerikas. Mit diesen Vorzügen der Lage verbindet Puerto Rico einen andern, welcher den meisten kleinen Antillen abgeht, nämlich einen Ueberfluß an Holz und Wasser, welches jene oft mit großen Kosten aus weiter Entfernung einführen müssen.

Puerto Rico, die vierte unter den großen Antillen-Inseln, bietet dem Europäer einen höchst malerischen Anblick dar. Die

Natur trägt hier ihr glänzendſtes Gewand, nirgendswo auf der Erde iſt die Vegetation üppiger. Wenn der Reiſende von Europa im Winter abſegelte, iſt er bei ſeiner Ankunft auf dieſer Inſel zu glauben verſucht, durch Zauberkraft in die Regionen des ewigen Frühlings verſetzt zu ſeyn. Er ſieht vor ſich eine Kette von menſchlichen Wohnungen, Zucker-, Reis- und Maisfelder, Palmenwälder und Kaffeepflanzungen; im Hintergrunde erheben ſich teraſſenförmig und bis an die Gipfel mit Waldung bedeckt, herrliche und erhabene Bergreihen. Dieſes Gebirge, welches von Oſten nach Weſten ſtreicht, ſcheint beim erſten Anblick ein doppelter Zug zu ſein, doch nähere Beobachtung zeigt, daß das zwiſchen beiden ſich hinziehende Land ein Plateau iſt. Die höchſte Erhebung iſt Luguillo an der nördlichen Spitze der Inſel, ſie iſt 1334 kaſtiliſche Ellen; den höchſten Punkt, Yungue, kann man von der See aus, ſchon in einer Entfernung von 68 Meilen erblicken. Wenn die Abhänge dieſes Gebirges in weißen wollähnlichen Wolken gehüllt ſind, ſo darf man ſicher ſein, daß die ſtarken Regenſchauer welche die nördliche Küſte fruchtbar machen, nicht mehr fern ſind. Der Boden des Bergplateaus iſt vortrefflich und die Piks ſelbſt ſind bis zum Gipfel hinan der Cultur fähig. Ueberhaupt haben die Berge Puerto Rico's nicht leere felſige und ſteile Oberflächen, ſind vielmehr faſt überall zugänglich, und an den Abhängen gewahrt man Kaffeeplantagen, Platanenwälder, Tabackspflanzungen und zahlreiche Heerden. Viele in den Bergen belegene Dörfer genießen die erfriſchende Kühle eines europäiſchen Frühlings. Wir nennen hier nur das Dorf Ayboníto, etwa 8 Stunden von der Stadt Ponce, an der ſüdlichen Küſte. Hier iſt das Clima ſo kühl, daß man wärmere Bekleidung anlegen muß als in den niedriger gelegenen Theilen der Inſel, und mitten in der heißen Zone gedeihen hier alle Früchte und Kräuter Europas. Die Weiden ſind vortrefflich, an den

Ufern der Bäche wächst eine Menge aromatischer Pflanzen, welche dem Fleische der hier weidenden Thiere einen köstlichen Geschmack geben.

Nördlich und südlich von diesen inneren Bergreihen, dehnen sich längs der Seeküste die Ebenen aus, welche den vorzüglichsten Reichthum Puerto Rico's hervorbringen. Von der Haupt-Bergkette zweigen sich nach Norden und Süden kleinere Hügelreihen ab, und bilden zahllose Thäler, die nach den in denselben liegenden Städten benannt werden. Klare, dem Abhange der Berge entspringende Flüsse befeuchten diese herrlichen Thäler und ergießen sich an jeder Küste ins Meer. Die Bergthäler sind nicht so flach wie die an der Küste, sondern wellenförmig, und daher nur um so malerischer. Diese Abwechslung zwischen Hügel und Thal, das üppige Wiesengrün, das dunklere Grün der Wälder, die glühenden Orangen, die wogenden Mais- und Reisfelder, die sich hindurchschlängelnden hellen Flüsse, die aus Platanengehölzen hervorguckenden freundlichen Menschenwohnungen, das friedlich an den Hügelseiten weidende Vieh, welches in der Ferne daran zu hangen scheint, bilden zusammen eine Landschaft, wie sie vielleicht auf keinem Punkt der Erde übertroffen wird.

Die nördlichen und östlichen Thäler haben am meisten Weide und Vieh; die südlichen, welche mehr der Dürre ausgesetzt sind, wiewohl es auch hier nicht an Feuchtigkeit fehlt, haben mehr Zuckerplantagen. Diese Abwechslung von Regen und Dürre an der nördlichen und südlichen Küste ist auf den Antillen gewöhnlich.

Die große und schöne Ebene Tobago an der Nordküste, liegt in Fronte der Hauptstadt, auf der entgegengesetzten Küste des Hafens. Im Osten grenzt sie an die Ebene Bayamo, auf welcher die Städte Jincos, Jurah und St. Lorenzo liegen. Im

Westen der Hauptstadt liegen an der Nordküste die fruchtbaren Weidengründe Manatis, welche durch eine sanfte Anhöhe von dem höchst malerischen, reichen Thale Arecibo getrennt sind.

Die Ebene St. German im Südwesten ist bei weitem der bevölkertste Distrikt der ganzen Insel; sie zählt 40,000 Einwohner, wovon der größte Theil aus Weißen besteht, die von Ackerbau und Viehzucht leben, und ihre Felder selbst bearbeiten. Auf der Südseite dieser Ebene liegen die Handels- und Agricultur-Städte Ponce und Guayama. Die Plantagen auf dieser Ebene liefern den größten Theil des von Puerto Rico ausgeführten Zuckers.

Ich kenne nur zwei Landstrecken auf der ganzen Insel, welche gänzlich von Menschenwohnungen und Cultur entblößt sind; die eine hügeliges waldiges Land, welches sich von Couna nach Juana Diaz — eine Entfernung von 5 Stunden — erstreckt; die andere dehnt sich von Punta de Aguila an der Südwest-Küste bis an den verlassenen Hafen Guanica im Süden. Die Regierung beabsichtigt, zwischen diesen beiden Punkten eine Straße, und an Letzterem eine Stadt anzulegen, das dazwischen liegende Land aber unter der ärmeren Klasse zu vertheilen.

Wenige Länder von gleichem Umfange sind so gut bewässert als Puerto Rico. Die Ebenen an der Nordküste werden von nicht weniger als 17 Flüssen, welche alle in das Meer fallen, durchschnitten. Von diesen sind einige, von der Mündung an, mehrere Stunden weit für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Wegen der starken Brandung an der Nordküste haben alle diese Flüsse Barren an ihren Mündungen, welche größeren Schiffen die Einfahrt wehren. Die Flüsse Banati, Loisa, Trabajo und Arecibo sind sehr tief und breit, was bei ihrem kurzen Laufe um so mehr zu bewundern ist. Die Flüsse Bayamo und Piedras münden sich in den Hafen der Hauptstadt. Die Wasser-

Communication ist für die Thäler wegen der Ausfuhr ihrer Produkte von großer Wichtigkeit. Die Flüsse der Nordküste haben einen entschiedenen Vorzug vor denen der Südküste, wo das Clima trockener und der Regen weniger häufig ist, wiewohl sie auch dort nie ganz austrocknen, selbst wenn es, wie oft der Fall ist, in 10, auch 12 Monaten nicht geregnet hat. Vom Vorgebirge San Juan an der Nordost-Spitze bis zum Cap Mala Pascua, an der Südwest-Spitze der Insel fallen 9 Flüsse in die See. Vom letzteren Cap bis Punkt Aguila, dem südwestlichen Winkel der Insel, fallen 16 Flüsse auf die Südküste. Auf der Westküste stehen 3 Flüsse, 5 kleinere Gewässer und verschiedene Süßwasserseen mit dem M. in Verbindung. Auf der geringen Oberfläche von 330 Stunden zählt man 46 Flüsse und eine zahllose Menge Bäche und fahrbarer Wasserzweige. Die Flüsse auf der Nordküste sind voll von höchst schmackhaften Fischen, wovon einige oft ein Gewicht von 2 Centner haben. Vom Fluß Arecibo bis zum Flusse Manati, eine Entfernung von 5 Stunden, zieht sich, parallel mit der See und ungefähr ¼ Stunde von der Küste eine Lagune von süßem Wasser, welche für kleine Fahrzeuge vollkommen fahrbar ist. Mit sehr geringem Aufwand ließe sich dieselbe in einen mit beiden Flüssen communicirenden Canal verwandeln, da sie von beiden nur durch eine kleine Strecke Landes getrennt ist. An der westlichen Küste, in dem fruchtbaren Thale Annasco, gibt es einen ähnlichen natürlichen Canal, dessen Verbindung mit dem Flusse Annasco von der Regierung beabsichtigt wird, wodurch der Werth des dortigen Landes verdreifacht werden dürfte.

Noch vor wenigen Jahren gab es auf der Insel keine Landstraßen, sondern nur Fußpfade, und zwar solche, die in der regnigten Jahreszeit durch die sich darüber wegstürzenden Bergströme, theis gefährlich zu passiren, theils gänzlich unwegsam

waren, so daß der Handelsverkehr während dieser Saison durchaus stockte. Wagen kannte man auf der Insel bis vor wenigen Jahren gar nicht. Die Feldprodukte wurden, wie noch jetzt auf dem nahen Continente Amerikas, auf Pferden und Maulthieren nach dem Markt gebracht, und die Neger schleppten das Zukkerrohr nach den Mühlen und das Brennholz in die Siedhäuser. So konnte es nicht fehlen, daß die Fracht des Kaffees vom Innern bis an die Küste oft seinem Werthe gleichkam. Seit 1824 jedoch hat die Regierung ihre Aufmerksamkeit auf Straßen und Brückenbau gerichtet, deren Nothwendigkeit, besonders auf der Süd-Küste, wo weniger Wasser-Communication ist, dringend war. Von Palo Seco, anderthalb Meilen von der Hauptstadt, ist jetzt eine 22 Stunden lange Heerstraße angelegt, welche durch 6 Städte läuft. Einige Lieues Sumpfboden durch welche die Straße geht, sind durch Abzugsgräben trockengelegt worden. Die Materialien aus denen die Straße besteht, sind von der solidesten Art: Kies und wohl zusammengekittete Steine; eben so sind die Brücken vortrefflich, und da das hiesige Holz im Wasser nur noch stärker wird, statt wie die nordamerikanischen Tannen zu verfaulen, da jede Stadt die Verpflichtung hat, die Straßen und Brücken, so weit ihr Bezirk reicht, zu unterhalten, so ist man wohl berechtigt diese Straße als eins der dauerndsten Werk zu betrachten. Auf der Süd-Küste, wo es weniger regnet, sind die Straßen noch leichter zu unterhalten. Die Straße von den Handelsplätzen Mahagues und Ponce nach ihren resp. Häfen, kann sich mit den besten in Europa messen. Der niedrige Preis der Colonialwaaren hat die Einwohner genöthigt, auf eigne Produktion der Lebensmittel für ihre Sklaven zu denken; sie haben daher auch eine Binnenstraße nach den Bergdistrikten angelegt, um das dort gezogene Getraide herbeizuführen. Unglaublich ist es, mit welcher

Schnelligkeit der Straßenbau hier betrieben wird. Eine der beſten Chauſſeen iſt die, welche von der im Gebirge liegenden Stadt Papino nach dem Küſtenplatz Aguadilla führt. Nicht weniger als 10 Bergſtröme ſchnitten früher alle Communication auf dieſem Wege ab; jetzt führen eben ſo viele ſolide mit Geländern verſehene Brücken darüber. Dergleichen Brücken gibt es in den gebirgigen Diſtrikten innerhalb eines kleinen Flächenraums bereits 47, und im Ganzen ſind in den letzten 6 Jahren 130 hölzerne Brücken gebaut worden, von denen einige ſelbſt in Europa für eine Zierde gelten würden. Doppelt genugthuend ſind dieſe Verbeſſerungen, da ſie von dem Eifer der Bewohner ſelbſt ausgingen, was zugleich eine Bürgſchaft für ihre Dauer iſt. Noch wenige Jahre, ſo wird man die Inſel nach allen Richtungen hin mit der größten Bequemlichkeit zu Wagen durchreiſen können.

Rund um die ganze Inſel ziehen ſich Häfen, Baien und Buchten, groß genug für Schiffe erſter Klaſſe. Während der Monate November, December und Januar indeſſen, wo die Oſt und NO. Winde heftiger ſind, iſt der Ankergrund auf der Nordküſte, mit Ausnahme des Hafens San Juan, der Hauptſtadt, gefährlich. Der Hafen der Hauptſtadt ſchützt die Schiffe vollkommen gegen den Nordwind. Die Einfahrt in denſelben kann jedoch wegen der Enge des Kanals nicht ohne Lootſen geſchehen. Leider droht dieſer herrliche Hafen zu verſanden, die Regierung beabſichtigt zwar, eine Baggermaſchiene anzuſchaffen, allein wenn die Ausbaggerung nicht ſehr bald beginnt, ſo dürfte ſie ſpäter ein Werk der Unmöglichkeit ſein. — Auf der Oſtküſte bilden die Vorgebirge Borrigua und St. Francisco die geräumige Bai von Aguadilla, wo die nach Havanna und dem Golf Mexicos handelnden Schiffe ſich mit Waſſer verſehen. Auf der Süd-Küſte giebt es zahlreiche

Baien und Häfen. Besonderer Erwähnung verdient der verlassene Hafen Guanica, in welchen Fahrzeuge von 21 Fuß Wassertiefe einlaufen können; das Bassin ist ganz von Land umschlossen und die Schiffe können dicht am Ufer vor Anker gehen. Die Einfahrt wird von zwei Hügeln beherrscht, welche, mit einigen Geschützen versehen, ein ganzes Geschwader abhalten könnten. Der Hafen Joyos bei Guahma ist geräumig genug, um die ganze Britische Flotte aufzunehmen und dürfte in späterer Zeit der allgemeine Handelshafen für diese Gewässer werden, wie der von Guanico der allgemeine Sammelpunkt für die Kriegsschiffe. Es ist indeß gewiß eine gegründete Behauptung, daß die Revenüen des Landes sich besser stehen würden, wenn es außer dem Hafen San Juan auf der Nord-, und dem von Guanico und Hobos auf der Süd-Küste, gar keine anderen gäbe; denn die große Anzahl der Landungsplätze auf der Insel erschwert die Vertilgung des seit undenklichen Zeiten hier betriebenen Schmuggelhandels.

Die Insel Bieques, im Nordosten von Puerto Rico und nur 3 Stunden von der Küste Faxardo, müßte durchaus der Regierung Puerto Rico's unterworfen sein. Sie liegt windwärts von der Küste, und kann daher in der Hand eines Feindes, im Krieg wie im Frieden, von unberechenbarem Schaden für Puerto Rico sein, indem eine Landung des Feindes, und der Betrieb des Schmuggelhandels von dort aus gleich leicht sein würde. Zudem würde Bieques allen Verbrechern Puerto Rico's ein bequemes Asyl bieten.

Es gibt 58 Städte und Dörfer auf der Insel, so daß beinahe auf jede 6 Geviertmeilen eine Ortschaft kommt. In den Bergdistrikten sieht sich der Reisende stets angenehm durch das Hervorblinken der weiß getünchten Mauern einer Kirche überrascht, welche mit den dunkeln Blättern der Palmenbäume

gedeckt sich nur um so freundlicher ausnehmen. Von manchen Höhen kann man 3 bis 4 Ortschaften zugleich erblicken.

Die Hauptstadt San Juan, die größte auf der Insel, enthielt im J. 1828 800 steinerne Gebäude, und einige aus Holz gebaute in den Vorstädten. Die Dächer sind in der Regel flach, um den Regen aufzufangen für die Cisternen, womit ein jedes Haus versehen ist. Auch dienen die Dächer zur Abendzeit zum Spaziergange. Die Häuser sind meist zwei Stock hoch. Die ärmere Klasse und die Farbigen wohnen auf gleicher Erde, und es ist nichts seltenes, eine ganze Familie in einem einzigen Zimmer zusammengedrängt zu sehen, das zugleich als Küche, Schlaf- und Wohngemach dient, und der Luft keinen andern Durchgang bietet als die Thüre. Nur in den neuen Häusern ist auf Geschmack und Bequemlichkeit mehr Rücksicht genommen. Vor 20 Jahren gab es zu San Juan noch kein steinernes Haus. Beim ersten Anblick sieht die Stadt mit ihren Mauern und Festungswerken, mit ihren flachen Gebäuden und getünchten Balkons wie Cadix in Miniatur aus. Nur die zahlreichen schwarzen Gesichter und nackten Negerkinder in den Straßen erinnern, daß man sich in Westindien befinde. Die Stadt ist vortrefflich auf dem Abhange eines kleinen Hügels gelegen. Die vollkommen geraden Straßen kreuzen sich rechtwinklig. Die Festungswerke sind so gut, daß der Platz fast uneinnehmbar ist. Im Ganzen ist San Juan eine der gesündesten Städte Westindiens. Das sehr hübsche Theater ist auf öffentliche Kosten erbaut, wird, wenn es ganz fertig ist, 200,000 Dollars kosten, und würde einer Stadt zweiten Ranges in Europa Ehre machen. Um drei Seiten des Platzes vor dem Theater laufen Doppelreihen von Mandelbäumen, ein vortrefflicher Spaziergang für die Einwohner. — Das an den Bischöflichen Palast stoßende geistliche Seminar ist im modernen Geschmack erbaut,

und wird von Stiftungsfonds unterhalten. — Das Königliche Militair-Lazareth liegt auf einer Anhöhe von welcher man einen großen Theil der Bai übersehen kann. — Das Hospital de la Concésion ist für Frauen bestimmt.

Das Festungsgebäude Santa Catalina ist die Wohnung des Gouverneurs; es steht schon über 200 Jahre, und da nur Befestigung, nicht Schönheit der ursprüngliche Zweck war, so sieht es einem Gefängniß ähnlicher als einem Palaste. Das eigentliche Gefängniß ist ein erst vor einigen Jahren erbautes steinernes Gebäude, vorn 46 Fuß, an der Rückseite 156 Fuß lang. Es ist 2 Stock hoch und hat 3 innere Höfe. Hier werden Schuldner und Verbrecher in einen und denselben Raum zusammengebracht. Der Menschenfreund muß wünschen, daß alle Länder sich das Gefängnißwesen der Vereinigten Staaten Nordamerikas zum Muster nehmen möchten: Der Unterhalt der Gefangenen wird durch eine Steuer auf Schlachtvieh bestritten. Das Zuchthaus ist ein großes altes Gebäude auf einem der vorzüglichsten Plätze der Stadt. Die Sträflinge, meist Deserteurs und aus Havana und dem Mutterlande hierher geschickte Verbrecher, arbeiten an den Festungswerken. Die öffentliche Sittlichkeit wird durch den beständigen Anblick dieser Menschen, welche jeden Morgen und Abend ihre Ketten durch die Straßen schleppen, eben nicht gefördert; auch beabsichtigt man, ein Zuchthaus außerhalb der Stadtmauern zu erbauen. — Es gibt ein Franciscaner-, ein Dominicaner- und ein Carmeliter-Kloster hier, sämmtlich von ihren eigenen Renten lebend. Die Klöster sind geräumig und gut gelegen, aber in diesem Augenblick meist nur von Mönchsbrüdern bewohnt, und viele Theile der Gebäude im Verfall. Das erste Gebäude, im J. 1525 errichtet, und vom ersten Gouverneur der Insel Don Ponce de Leon bewohnt, existirt noch und wird von der Regierung als ein ehrwürdiges

Denkmal des Alterthums sorgfältig erhalten. Es liegt auf dem Abhange eines Hügels und scheint zur Vertheidigung bestimmt gewesen zu sein; noch jetzt ist es stark genug, einem nicht mit Geschütz versehenen Kriegerhaufen starken Widerstand zu leisten. Gegenwärtig befindet sich die Ingenieur-Werkstatt darin. Man nennt es das weiße Haus.

Das Rathhaus, auf dem Markte gelegen, ist ein nettes Gebäude, hat eine großartige Halle mit des Königs und des Gouverneurs Bildnissen in Lebensgröße. Hier hält der Magistrat, vom General-Capitän präsidirt, seine Sitzungen, auch werden die öffentlichen Bälle, an des Königs und der Königin Geburtstagen, hier gegeben.

Auch ein Schlachthaus ist kürzlich hier erbaut worden, doch ist die Schlachtmethode so unzweckmäßig, daß das Fleisch auf St. Thomas besser schmeckt als hier, obgleich jene Colonie das Vieh aus Puerto Rico bezieht.

Die sogenannte ökonomische Gesellschaft befördert die Cultur der schönen Künste. Der Unterricht im Malen ist unentgeldlich, und mehre junge Leute haben hier schon ansehnliche Fortschritte in der Kunst gemacht. In der mathematischen Klasse ertheilt der Commandeur der Ingenieurs unentgeldlichen Unterricht. Die Elementarschulen für Knaben und Mädchen werden vom Magistrat unterhalten.

Das Zeughaus besteht aus einem großen von einer steinernen Mauer umschlossenen Raume außerhalb der Stadt unweit des Werftes, und enthält außerdem Kriegsvorräthe, Büreaus, Werkstätten für den Schiffsbau, Wohnungen für die Arbeiter und die Truppen, und ein Wachthaus. Noch vor wenigen Jahren war der Boden auf welchem das Arsenal jetzt steht, ein Sumpfgrund mit Mangrove-Bäumen, welcher der Gesundheit der Einwohner sehr schädlich war. Im Osten der Stadt

be-

befindet sich noch jetzt ein solcher Sumpf, allein die Vertheidigung des Platzes scheint es nöthig zu machen, denselben nicht trocken zu legen, weil ein Feind, wenn eine Landung glücken sollte, hier Batterieen errichten könnte. — Das im Jahr 1826 erbaute Zollhaus, ebenfalls außerhalb der Stadtmauer, ist zur Aufnahme von Gütern nicht geräumig genug, daher auch jetzt nicht weit davon ein neues aufgeführt werden soll.

Von der Kathedrale läßt sich nur sagen, daß es ein nach einem großartigen Plane angelegter Bau ist, der nicht vollendet wurde. Es giebt noch 4 Kirchen und 2 Kapellen in der Stadt.

Was die Provinzialstädte betrifft, so kann man einige derselben im Verhältniß zum Umfang der Insel, groß nennen, wie Mayagues und Aguadilla auf der West-, Humacao auf der Ost-, Ponce auf der Südküste, Pepino und Cayey im Innern. Die anderen Ortschaften und Dörfer sind, mit wenigen Ausnahmen, noch bloße Umrisse — ein großer Platz, eine Kirche, Häuser für den Pfarrer und den Richter, Barracken für die Miliz, und einige Wohnungen, welche die wohlhabenderen Pächter für sich eingerichtet haben, um an Sonn- und Festtagen mit ihren Familien in dem Orte zubringen zu können; hierzu kommen noch einige mit Palmblättern gedeckte und straßenartig sich aneinander reihende Hütten, einige Krämerläden, bisweilen ein elendes Billardzimmer und jenes nie fehlende Beluſtigungsmittel der Eingebornen, ein Platz für die Hahnenkämpfe.

Ueber die Bevölkerung giebt der im Jahre 1828 erschienene statistische Bericht eine Idee. Die Anzahl der Häuser in den Städten auf der Insel wird darin auf 3,111 und die der Hütten auf 2392 geschätzt, die Hauptstadt mit einbegriffen; auf dem offenen Lande gab es 13,548 Häuser und 20,846 Hütten. Seit jener Zeit ist indessen viel auf der Insel gebaut worden. Zu bedauern ist, daß die Kaufleute in den Städten Ponce und

Mayagues, wo so viele Waarenvorräthe aufbewahrt werden, nur hölzerne Gebäude errichten, und dadurch die Schädlichkeit der Feuersbrünste vermehren. Der fürchterliche Brand auf der Insel St. Thomas, der jene Insel mit Asche bedeckte, sollte ihnen doch zur Warnung dienen. Manches hölzerne Gebäude kostet 14,000 Piaster, mit nicht viel mehr Auslage könnten steinerne errichtet werden.

Die Sterblichkeit auf Puerto Rico ist nicht so groß als auf Jamaica und St. Domingo. Die Hitze und die Stärke des Regens sind fast überall dieselben; dagegen mag die große Anzahl Berge und Flüsse auf Puerto Rico, die Abwesenheit von stehenden Gewässern und der allgemeine Anbau des Landes zur Reinigung der Atmosphäre mächtig beitragen. Der einzige Unterschied der Temperatur auf der Insel findet, wie in allen tropischen Gegenden, nur zwischen den Gebirgsthälern und den Ebenen statt. In den Bergen erfreuen sich die Einwohner einer Frühlingskühle, während die Ebenen unbewohnbar sein würden, wenn nicht täglich ein Nordost oder Ostwind wehte. So ist in Ponce z. B. die Mittagshitze unerträglich, während in dem Bergdorfe Adjuntas, nur 4 Leguas entfernt, der Reisende durch ein gemäßigtes Clima erfrischt wird. Der kranke Europäer braucht daher nicht nach Europa zu reisen, um sich eine Abwechslung des Climas zu verschaffen. Der Westindische Winter und Sommer, nämlich die nasse und die trockene Jahreszeit, ist nicht ganz auf Puerto Rico anwendbar, denn auf der Nordküste regnet es oft das ganze Jahr hindurch, während auf der entgegengesetzten eben so oft 12 bis 14 Monate lang kein Tropfen Regens fällt, wiewohl es in dem gebirgigen Theile täglich regnet. Ich habe das Clima der Nordküste persönlich beobachtet. Im Mai beginnt der Regen, zwar nicht mit der Heftigkeit einer Sündfluth wie in den Monaten August und September, doch

aber immer heftiger als in Europa zu irgend einer Jahreszeit. Gewaltige, von den Bergen hundertfach wiederholte Donnerschläge verkündigen die Annäherung des Regens, und die durch die Wolken hindurchbrechende Sonne befördert die Fruchtbarkeit der Gefilde. Die Hitze gleicht alsdann der des Sommers in Europa; die Nächte sind kühl und angenehm, dagegen der Thau der Gesundheit sehr nachtheilig. Nach 15 bis 20 Tagen klärt sich das Wetter auf und die Hitze nimmt zu. Das Vieh auf den Weiden sucht den Schatten der Bäume, die ganze Natur ist in Ruhe versunken, kein Blatt an den Bäumen bewegt sich, die unübersehbare Fläche der See liegt dann regungslos wie ein ungeheures Spiegelglas; der menschliche Körper theilt die allgemeine Erschlaffung. Kein Wunder, daß zu einer Zeit wo die Naturwissenschaft noch in der Wiege lag, ein Kirchenheiliger es für eine Häresie erklärte, zu glauben, daß in solchen Regionen Menschen wohnen könnten; denn wirklich wären sie ohne den Seewind, welcher täglich zwischen 10 und 11 Uhr aufspringt, nur für Gewürm bewohnbar.

Die Nächte um diese Zeit sind warm, aber entzückend durch ihre Heiterkeit. Der Mond vertritt fast ganz die Stelle der Sonne, man kann Gegenstände mehrere hundert Yards weit erkennen, so daß man selbst bei Nacht dem Vergnügen der Jagd nachgehen kann; ist der Mond nicht sichtbar, so ersetzen ihn die Sterne, wie er die Sonne. Im Juni und Juli bietet das Wetter wenig Veränderung dar. Im August herrscht den ganzen Tag eine erstickende Hitze, und auch Nachts sucht man nach Kühlung vergebens; auf ein schwaches Lüftchen folgt stundenlange Windstille; die Atmosphäre ist schwer drückend; der durch den Schweiß ermattete menschliche Körper wird hinfällig, aller Appetit schwindet; die Mosquitos welche Tag und Nacht die Luft verdunkeln, beunruhigen durch ihre Stiche und ihr Sum-

men, und die tropischen Fieber greifen den Europäer mit unwiderstehlicher Heftigkeit an. Dies ist denn auch die gefährlichste Jahreszeit für den Europäer. Das Thermometer steht oft über 90 Fahrenheit. Nach und nach nehmen die Wolken ein drohendes Aussehen an, die Annäherung der Herbsttage verkündigend. Gegen Mitte Septembers scheint es, als wenn alle Ausdünstungen des Meeres an einem einzigen Punkte des Himmels concentrirt wären. Der Regen strömt so dicht hernieder, daß man die nächsten Gegenstände nicht erkennen kann, und in einer halben Stunde ist die ganze Erdoberfläche wie in einen See verwandelt, die Flüsse treten aus ihren Ufern, die kleinsten Bäche werden zu reißenden Strömen und die Niederungen völlig unter Wasser gesetzt. In einem Jahre wo der Regen auf Barbadoes nur mäßig fiel, betrug die perpendikulaire Höhe desselben 67 Kubikzoll; auf Puerto Rico ist der Regen aber stets heftiger als auf Barbadoes. — Die von den Westindiern mit Recht so sehr gefürchteten Orkane kommen selten früher als im Juli, noch später als October. Der schreckliche Orkan welcher im Jahre 1825 Puerto-Rico verwüstete, fand am 27. Juli statt; der auf Barbadoes im Jahre 1831 am 17. August. Keine Phänomene verkündigen sein Herrahnahen, und nichts schützt vor seiner Wuth. Wie vor jedem Sturm fällt das Barometer, so daß auch dieses kein Criterium abgiebt. Der Orkan wüthet, ungleich dem Sturme, abwechselnd, oft auch zugleich, von allen Seiten des Compasses; im letzterem Falle reißt er nicht bloß Häuser, sondern auch die stärksten Bäume mit sich fort, und verwandelt in wenigen Stunden ein blühendes reiches Gefilde, mit dessen Ertrag der Eigner sich in Europa gütlich zu thun gedachte, in eine mit Trümmern bedeckte Wüste. Diese schreckliche Plage Westindiens verringert den Werth des Eigenthums in bedeutendem Grade.

Im Oktober wird die Temperatur schon merklich kühler und im November treten die Nord- und Nordost-Winde ein, welche dem menschlichen Körper die durch die Hitze verlorne Elasticität wieder geben. Den Nordwind begleiten gewöhnlich starke Regenschauer auf der Nordküste und die See ist dann hier sehr heftig, während auf der Südküste vollkommene Windstille herrscht. Nachdem die Wuth der Nordwinde nachgelassen hat, tritt ein so schönes Wetter ein, wie der Mai in dem herrlichen Andalusien. Um diese Zeit ist keine Gefahr für den Europäer in den tropischen Ländern.

Die kleinen Inseln, denen es an höhern Gebirgen und Waldung fehlt, leiden viel durch Dürre. Auf Curaçao, St. Bartholomäus u. a. m., fällt oft ein ganzes Jahr kein Tropfen Regens, und die Einwohner müssen das Wasser aus andern Inseln einführen. Das mag den Bewohnern Puerto Rico's zur heilsamen Warnung dienen, die Waldung auf den hohen Gebirgen Luquilla nicht niederzuhauen.

Der Landwind welcher auf den großen Inseln Westindens öfters eintritt, entsteht durch die Unebenheit ihrer Oberfläche; denn so wie der Seewind hinstirbt, steigt die verdünnte warme Luft der Ebenen an die Höhen der Berge hinan, wo sie, durch die Kälte dichter und specifisch schwerer gemacht, auf beiden Seiten der Abhänge wieder herniederfällt. Daher gibt es denn in allen gebirgigen Ländern der heißen Zone einen von allen Seiten her nach der Küste zu wehenden Nachtwind; auf der Nordküste weht er von Süden, auf der Südküste von Norden her; auf Inseln wo keine Berge sind, giebt es auch keinen solchen Landwind.

Seit die Insel von den vielen stehenden Gewässern und Gehölzen befreit ist, hat die Sterblichkeit auf derselben bedeutend abgenommen, und die große Anzahl von Menschen welche

ein Alter über 40 Jahr haben, beweist die verhältnißmäßige Gesundheit dieses Theils von Westindien gegen andere Theile; natürlich darf man nicht erwarten, daß die Insel ganz frei von jenen furchtbaren, durch die Hitze und die Feuchtigkeit erzeugten Krankheiten sei, welche die Antillen den Europäern so furchtbar machen.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß es auf Puerto Rico weder giftige Schlangen, noch Raubthiere, noch Raubvögel, noch schädliche Insekten gibt. Ueberhaupt hat die Insel keine einheimischen vierfüßigen Thiere, und nur sehr wenig Vögel, sowohl der Anzahl als der Gattung nach; man kann stundenweit reisen ohne einen Vogel zu sehen, ja ohne einen zu hören; nur einige Wasservögel und grüne Papageien gibt es. Von Affen und Kaninchen keine Spur, dagegen ist eine Rattenart eine bedeutende Plage des Landmannes.

Von allen Nationen greift das Westindische Clima den spanischen Soldaten am wenigsten, den englischen am meisten an. Jener ist aus einem Lande das schon einen bedeutenden Grad von Wärme hat, und genießt wenig animalische Speise. Die Franzosen verlieren in Westindien 15 Procent von ihren Truppen, die Engländer aber noch mehr: ein 1200 Mann starkes Englisches Regiment auf Jamaika hatte in 3 Herbstmonaten, trotz aller auf die Gesundheit desselben verwandten Sorgfalt, 500 Mann verloren. Auf der britischen Colonie Trinidad ist die Sterblichkeit unter den englischen Truppen 37 Procent alle 5 Jahr.

Auf Puerto Rico ist ein hohes Alter von 80, 90, 100 und 120 Jahr unter den Eingebornen nichts seltenes; Europäer hingegen erreichen selten ein hohes Alter; die meisten sterben in der Blüthe ihrer Jahre, oder werden vor der Zeit alt. Was läßt sich auch weniger von einem Clima erwarten, welches in kurzer Zeit Eisen oxydirt, und Papier in Pul-

ver verwandelt? Auch übt hier die Unmäßigkeit ihre Wirkungen mit größerer Gewißheit aus als in Europa; der Thau, welcher hier stärker ist als in Europa ein Regenschauer, ist der Gesundheit ganz besonders gefährlich. Wenn eine skorbutische Diarrhöe einen Europäer befallen hat, bleibt ihm zwischen einer augenblicklichen Abreise nach Europa und baldigem Tode keine Wahl; diese Krankheit ist sehr allgemein geworden und hat bis jetzt noch allen Bemühungen der Wissenschaft getrotzt.

(Fortsetzung folgt.)

III.

Ueber Nordamerika,

von

Th. Pavie*).

I.

Die Stadt New-York.

New-York liegt auf einer Erdzunge, welche die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks hat; zwei Seiten sind, rechts durch den Hudson, links durch den East-River oder Long Hudsons-Sound begrenzt. Auf dem Winkel, den das Meer bespült, erblickt man einen Spaziergang und einen großen Rasenplatz, der sowohl an

*) Diese Reisebeschreibung gewinnt in gegenwärtiger Zeit, wo so vieles Einseitige über Nordamerika dem Publikum als Wahrheit vorgelegt wird, ein doppeltes Interesse. Sie trägt das Gepräge der Unbefangenheit der Beobachtung deutlich an sich, und ist auch wegen der trefflichen Beschreibung der Niederlassungsgegenden gerade jetzt von besonderer Wichtigkeit.

Red.

das Meer als die beiden Ströme stößt. Zwanzig Schritt vom Ufer erhebt sich ein rundes, aus Backsteinen erbautes Fort; in der Mitte desselben sind mehrere Bäume angepflanzt worden. Hier versammelt sich die schöne Welt von New-York, um an heiteren Frühlingsabenden die frische Seeluft zu genießen, Musik zu hören und sich an der herrlichen Aussicht auf die Bay, die benachbarten Forts und die Inseln zu weiden, welche mit schattigen Gehägen bedeckt sind. Die größte derselben, Governors-Island liegt zur Rechten, und hat eine Redoute und eine Kaserne; dem Garten gegenüber öffnen sich die Narrows; von der Spitze des Thurmes übersieht man beide Ströme, und die geräumige Rhede mit ihren Buchten und Caps, die freundlichen, weißbemalten Häuser, die sich an die grünen Abhänge des Lazareth-Hügels lehnen, die Masten der in Quarantaine liegenden Schiffe, die beiden Forts, welche den Eingang beherrschen, und endlich weit im Hintergrunde die grünliche Schattirung, die den Ocean ankündigt, und zuletzt im Blau des Himmels und mit den grauen Felsen von Rariton verschwimmt. Jede Schießscharte im Innern des Castle-Garden ist mit Stühlen und Tischen besetzt, an welchen die Fremden gern Platz nehmen, um das herrliche vor ihren Augen sich ausbreitende Panorama übersehen zu können.

Wie oft stand ich, an die Schießscharten gelehnt, und horchte dem Tone der harmonischen Musik, und betrachtete die langsam dahin segelnden Fahrzeuge! Oftma traf auch hier die hereinbrechende Nacht, und Dunkel verschleierte das prächtige Gemälde; die einzelnen Gegenstände vorloren sich im Nebel, der dem Meere entstieg, und dann stieg der träumerische Mond empor und verschönerte das poetische Schauspiel durch seinen magischen Schein.

Dem Rasen gegenüber sieht man einen mit Akazien und

Gesträuchen bepflanzten Platz, in dessen Mitte sich, wie bei den Squares in London, ein grüner Rasenplatz befindet. Hier beginnt der Broad-Way, die längste und schönste Straße, nicht nur in New-York, sondern in ganz Amerika. Sie läuft durch die ganze Stadt; fünf Wagen können auf ihr bequem neben einander fahren, das Pflaster besteht aus mac-adamisirten Steinen, und zu beiden Seiten sind Wege für die Fußgänger mit großen Platten belegt. Vormals lief den ganzen breiten Weg entlang eine Reihe von Bäumen; man fällt dieselben aber allmälig, seitdem man sich überzeugte, daß die von den Blättern eingesogene Feuchtigkeit der Gesundheit nachtheilig sei. Eine ganze Häuserstrecke besteht aus prachtvollen Magazinen, Gewölben, Kaffee- und Wirthshäusern. In heißen Sommertagen werden Leinendächer über die Seitenwege ausgespannt, die Straßen durch Wassermaschinen besprützt, und auf den Bänken vor den Gasthäusern sitzen immer zahlreiche, leicht gekleidete Fremde, lassen sich von dem frischen Nordwinde Kühlung zufächeln, und rauchen Cigarren und lesen Zeitungen aus Europa und Amerika. Eine Menge von Wagen und Karren kreuzen sich, Kaufleute durchsprengen die Straßen zu Pferde, mit ausgespannten Sonnenschirmen. Steigen sie vor einem Hause ab, so lassen sie ihren Gaul ruhig auf der Straße stehen, denn sie sind sicher, ihn nach abgemachtem Geschäft auf derselben Stelle wiederzufinden. Die Fashionables dämmern von einem Magazine, von einem Kaffeehause zum andern, oder sitzen unthätig unter dem Schatten der Bäume. Etwa eine Meile vom Rasenplatze entfernt bildet der Broadway den Mittelpunkt einer ganz neuen aber nicht weniger reichen Stadt. Hier wohnt, wenn man so sagen darf, die amerikanische Aristokratie, die sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen hat; hier sieht man mitunter Bedienten in Livree, reichgeschirrte Pferde und Kutschen, mit

dem Wappen der Eigenthümer. Von hier aus läuft ein so langer Pappelgang, daß man an den wellenförmig sich dem Blicke darbietenden Gipfeln die Unebenheit des Geländes, und Bodens deutlich erkennt. Dann wird auf einmal Alles ländlich, die Vögel singen ruhig ihr Lied in freundlichen Gärten oder dichten Gebüschen, die Frösche quaken in den nahen Teichen; man könnte vergessen, daß man New-York so nahe ist, wenn nicht ein dumpfes Summen und einige gut gekleidete Reiter, welche nach Hause eilen, an die Nähe der großen und volkreichen Stadt erinnerten.

Längs des Hudson läuft eine von Wharves oder Staden durchschnittene Straße. Hier legen viele Seeschiffe, Hudsonfahrzeuge, und die meisten riesenhaften Dampfboote an. Auch am Ufer des East-River befinden sich geräumige Wasserbecken; und sie sind der eigentliche Hafen von New-York. Die Menge der aus allen Weltgegenden ankommenden, die Staden gleichsam versperrenden Schiffe ist so groß, daß fast jede Minute eines derselben die Anker lichtet, und auf der hohen See verschwindet; die von ihm geräumte Stelle aber gleich wieder durch ein anderes eingenommen wird. Die naheliegenden Straßen werden von Wagen, Karren, Reitern nicht leer, und dort zu Fuß gehen, ist ein Wagniß. Etwa zwei Meilen von hier sind die großen Schiffswerfte, die Dry-Docks, oder trockenen Becken, in welchen Schiffe von jeder Größe ausgebessert werden.

Diesen Staden gegenüber, auf dem entgegengesetzten Ufer, liegt am linken Ufer der Mündung des East-River, eine noch neue Stadt, Brooklyn, deren noch ungepflasterte sandige Straßen außerordentlich breit und meist mit Trauerweiden und Akazien bepflanzt sind. Der nach Süden sich neigende Abhang ist in lauter Gärten umgewandelt, und von der Höhe desselben übersieht man die Bay von New-York und die ganze Stadt mit ihren vielen Thürmen und Plätzen. Bei Brooklyn hat auch

der Staat New-York seine Werfte, und in dem Navy-yard liegen stets einige vollständig ausgerüstete Fregatten und Corvetten.

Im allgemeinen entsprechen die öffentlichen Gebäude in Amerika durchaus nicht der Schönheit der Städte. Schlegel bemerkt sehr richtig: „Weder dem Bedürfniß, noch dem Luxus mit allen seinen Verfeinerungen verdankten die Künste ihr Entstehen, sie haben eine tiefere Quelle, und entspringen aus dem Bedürfnisse nach dem Idealen, das vom Himmel hochbegabte Menschen in sich verschlossen, weil sie auf Erden nichts fanden, das dem entsprach, was sie in ihrer Seele trugen. Sie suchten dasselbe auf eine neue Weise, in einer neuen Sprache auszudrücken, und in dieser ihre innern Ideale zu realisiren.“ Solche vom Himmel hochbegabte Menschen hat Amerika freilich noch nicht hervorgebracht; die Kunst steht im Allgemeinen noch auf einer nicht sehr hohen Stufe. Fast alle Musiker kommen aus Europa; Benjamin West, der einzige vorzügliche Maler, auf den die Amerikaner Anspruch machen können, studirte und arbeitete in Europa; und merkwürdig, unter der großen Menge werthloser Gemälde, welche das New-Yorker Museum bildet, sieht man fast gar keine Landschaften; denn die Verfertiger dieser amerikanischen Pinseleien haben noch nicht einmal den Eindruck, den die majestätische Natur, die hier sich zeigt, auf sie ausgeübt haben muß, wieder zu geben verstanden. Washington Irving und Cooper sind zwei ganz außerordentliche Erscheinungen. Der erste begeisterte sich in Spanien; und was den amerikanischen Walter Scott betrifft, so haben die stolzen Republikaner seinen Werken, mit Ausnahme jener, die sich auf den Unabhängigkeitskrieg beziehen, gar nicht sehr große Aufmerksamkeit geschenkt; Der Letzte der Mohikaner ist ihnen nur ein poetisches Gebilde, ein schönes Ideal; die Seeschilderungen erklären sie für ungenau, und in der Prairie treten ja nur plumpe Kentuckier

auf. — Und was haben wir Europäer denn in Coopers Werken gefunden? Was ein bloß speculirendes Volk freilich nicht findet — Poesie.

Die Kirchen und Bethäuser in New-York, man zählt deren mehr als achtzig, sind fast alle sehr einfach. Das Rathhaus ist groß, aber unregelmäßig aus Quadersteinen gebaut, an dem nur die in Form eines Hufeisens angebrachte Treppe merkwürdig ist, von welchen auch Cooper in seinen Briefen über die Vereinigten Staaten spricht. Das schönste Gebäude in New-York ist die Börse. Nur ist zu bedauern, daß sie zwischen zwei engen Straßen liegt, von denen die eine, Wall-Street, die reichste in ganz Amerika ist, denn hier befinden sich die Banken, Versicherungs-Anstalten u. s. w., auch pflegen sich hier die Kaufleute der Stadt, wenn sie über Geschäfts-Angelegenheiten mit einander zu reden haben, ein Stelldichein zu geben, und man hört neben dem Englischen auch deutsch, französisch, spanisch und holländisch sprechen.

So wenig die Amerikaner Geschmack und Neigung für Kunst verrathen, so begierig sind sie, Neuigkeiten aller Art aus Europa zu hören. In New-York erscheinen zehn englische Zeitungen, die meisten werden alle Tage ausgegeben und haben ein weit größeres Format als die französischen; außerdem giebt es hier noch zwei französische Zeitungen, einige spanische und ein Paar in andern Sprachen. Die Büreaux der berühmtesten News-Papers sind jeden Tag geöffnet, auf einem großen Pulte werden in eigends dazu eingerichteten Büchern alle neu einkommenden Schiffe eingeschrieben und alle Tagesneuigkeiten registrirt. Ist ein Diebstahl, oder, was selten vorkommt, ein Mord begangen worden, eine Feuersbrunst ausgebrochen, was sehr oft geschieht, flugs wird es in die Register der Zeitungsschreiber eingetragen. Auf den Büreaux findet man eine ungeheure

Menge von Landcharten, Directories und Adreßbüchern, die beide dem Gebrauche des Publikums zugänglich sind. Die Directoren der gelesensten Zeitung von New-York haben ein Fahrzeug erbauen lassen, das dazu bestimmt ist, jeden Morgen hinauszufahren, und von den eben angekommenen Paquetboten die neuen Zeitungen abzuholen.

Die zahlreichen Marktplätze in New-York sind stets mit den herrlichsten Früchten von den Antillen, den südlichen Staaten, aus Connecticut, Rhode-Island und New-Jersey überfüllt. Im Sommer ist viel Nachfrage nach Eis, das auf Wagen, die man sogleich an dem Dampf, den sie verbreiten, erkennt, von den benachbarten Gebirgen hergeschafft wird. Die Ausrufer in London und Paris geben oft wunderliche Töne von sich, aber das Schreien der Schornsteinfeger in New-York, die meistens Negerknaben sind, und die man einigermaßen mit den Savoyarden vergleichen kann, ist ganz absonderlicher Art. Frau Malibran hat, als sie in den Vereinigten Staaten war, die Melodien der New-Yorker Essenkehrer zum Thema einer vortrefflichen Romanze benutzt.

Eine merkwürdige Erscheinung in allen großen Städten Nord-Amerikas, und namentlich in New-York, sind die Unzahl von Feuersbrünsten; es vergeht fast kein Tag ohne dieselben, und es ist billig, daß die Spritzenleute, die hier ein sehr beschwerliches Geschäft haben, vom Dienste in der Miliz frei sind. Sobald der Ruf „Fire" ertönt, wird auf dem Stadthause eine Laterne ausgesteckt, und zwar nach der Seite hin, auf welcher es brennt; die Spritzenleute fahren dann so schnell als möglich in ihre Lederanzüge, ziehen große Stiefeln an, stülpen eilig einen Helm auf den Kopf und stellen sich an die Spritzen. Eine Knabenschaar ergreift das Seil und den Schlauch, spannt sich vor, und sprengt unter lautem Feuer-

rufe durch die Straßen; voran eilt der Spritzenmeister, mit einer durchsichtigen Laterne, auf welcher man seine Nummer lieset, die er durch ein Sprachrohr ausruft; denn wer zuletzt kommt, muß Strafe bezahlen. Die Volksmenge wächst indessen immer mehr, die Spritzen werden in einer Reihe aufgefahren, und erscheinen vor der Fronte; sobald ihre Nummer gerufen wird, die Pumpenschwengel werden unglaublich schnell bewegt, und die aufsteigenden Flammen beleuchten, nebst den Fackeln der Spritzenleute, dieses lebhafte Schauspiel. Binnen wenigen Minuten ist das Feuer gelöscht; Alles geht auf ein Zeichen der Spritzenmeister auseinander; die Knaben fahren das Löschungsgeräth wieder an seinen Ort, und einige Zeit ist Alles still und ruhig.

Der allgemeine Anblick von New-York läßt sich nicht mit dem irgend einer europäischen Stadt vergleichen; hier hat man jeden Augenblick Gegensätze, die sich leichter beobachten als beschreiben lassen; es herrscht in dieser bedeutendsten Stadt Amerikas eine Mischung von Luxus und commerzieller Thätigkeit, die mit der Einfachheit und Ruhe der umgebenden Landschaft unverträglich scheint. Aber alle diese mit einer wogenden Menschenmenge angefüllten Plätze, diese tumultvollen Straßen, auf denen ohne Unterlaß, Karren, Wagen und Kutschen herabrollen, diese Werften am Hafen, bieten an Sonn- und Festtagen einen ganz andern Anblick dar. Die Straßen und selbst die Spaziergänge sind öde und verlassen, die Theater und öffentlichen Oerter geschlossen; der Fremde der an einem solchen Tage erstaunt die große, noch gestern so geräuschvolle Handelsstadt durchwanderte, hört jetzt nur fromme Gesänge aus den Kirchen schallen, und geht er die Straßen entlang, dicht an den Häusern, so vernimmt er nur die einförmige Stimme eines Familienvaters, der aus der Bibel vorlieset. Dann sind die Plätze geräumig,

die Straßen erſcheinen regelmäßig und breit, und die Laternen, die auf den Steinwegen auf jeder Seite der Gaſſe ſtehen, eben ſo wie in den ſchöneren Stadtvierteln Londons, gleichen einem fortlaufenden Faden, in Broadway, Canal, Greenwich, Pearl und Waſhington-Street.

Die Milizen von New-York ſind brave und tapfere Leute, ihre Haltung iſt aber eben nicht ſonderlich; in den Bewegungen herrſcht nicht durchaus Ordnung; jeden Augenblick tritt ein Soldat aus den Reihen, um ein Glas Bier zu trinken; hat er das gethan, ſo ſetzt er ſich wieder in Marſch, ohne Halsbinde, mit offenem Rocke und brennender Cigarre; die Dragoner ſind ein ſchönes Regiment, das aus kräftigen Pflanzern, Farmers, aus der Umgegend gebildet iſt; aber ſie haben ein von der Miliz ganz verſchiedens Ausſehen; es ſind Leute auf die Minute, Capitain Lawton in einem der Cooperſchen Romane iſt ihr Vorbild. Auffallend bei der Miliz iſt die Verſchiedenheit der Uniform und der Fahnen, auf denen man häufig die Bildniſſe von Waſhington, Lafayette, Franklin, oder ganze Schlachten abgebildet ſieht. Aber geſtehen muß man, daß dieſe Truppen, ſo unregelmäßig auch ihre Haltung erſcheint, eine außerordentliche Gewandtheit und ſehr viel Takt bei allen Manövern, auch den ſchwierigſten, entfalten. Ich habe oft geſehen, daß ganze Schwadronen, ohne durch das Scheuen der Pferde ſich irre machen zu laſſen, auf einem Dampfboote ſich in Reihe und Glied ſtellten, um auf einer der Inſeln in der Rhede Revüe zu halten.

Die Bewohner von New-York haben keinen ſcharf ausgeprägten eigenthümlichen Character, gleich allen übrigen Amerikanern ſind ſie unternehmend, ſehr thätig, und reiſeluſtig aus Gewohnheit. Der häufige und ununterbrochene Verkehr, in dem ſie mit allen irgend bedeutenden Völkern der Erde ſtehen,

hat vieles dazu beigetragen, daß die im Innern herrschenden Vorurtheile und Gewohnheiten verschwunden sind. Aus der großen Mischung so vieler Völker ist eine Freiheit in den Handlungen entstanden, die Jedem erlaubt, nach Gutdünken und Belieben zu leben; doch da der Handel ein gemeinschaftliches Band um Alle flicht, so greift auch Alles harmonisch in einander.

Die Schauspielhäuser, deren es in New-York nur zwei giebt, werden nicht sehr stark besucht. In dem einen werden nur englische Stücke aufgeführt, in dem andern abwechselnd französische und italienische. Die Haupterholung ist für den New-Yorker ein Abendspaziergang an dem Ufer der beiden Flüsse, entweder bei Brooklyn an der linken Seite des East-River, oder bei Hoboken am rechten Ufer des Hudson. Jede Stunde vier Mal kommen auf den Glockenschlag mit Spaziergängern, Pferden und Wagen beladene Dampfboote von dem einen Ufer herüber, und fahren ebenso wieder zurück. Die Zelte füllen sich mit Trinkern, die Biergläser und andere Erfrischungen werden umhergereicht, man schaukelt sich, und es werden Tische und Stühle unter die duftigen Zweige der Trauerweiden hinausgeschafft. Wann aber vom anderen Ufer Abends die Kanone donnert, die Sonne sich hinter den westlichen Hügeln hinabsenkt, dann wird es in den Gehölzen ruhiger, auf den Spaziergängen einsamer, und bald folgt auf die ausgelassene Fröhlichkeit der lustigen Menge das Stillschweigen der Nacht.

2.

Der Hudson.

Vom Frühlinge bis zum Herbste fahren sieben Dampfschiffe ohne Unterbrechung den Hudson auf und nieder, und zwar so schnell, daß sie in 10 Stunden eine Strecke von 150 Meilen zurücklegen. Das größte dieser Fahrzeuge, das man mit einer Fregatte vergleichen kann, sah ich eines Tages mit 1100 Passagieren abgehen. Die Dampfschiffe, welche in der Nacht nicht anlegen, haben etwa hundert Betten; wer zuerst kommt, legt sich hinein; wer kein Bett mehr erhalten kann, muß mit Matratzen vorlieb nehmen, die längs den großen Tafeln ausgebreitet sind, an denen 2 bis 300 Menschen zugleich essen können.

Wir reiseten sehr früh Morgens ab. Ein mit Gummi bestrichenes, über die oberste Gallerie ausgespanntes Leinentuch hielt die Sonnenstrahlen ab, ohne die Aussicht zu hemmen. Wenn man den Fluß aufwärts fährt, so scheint sich New-York links zu ziehen, die Batterie ganz aus dem Rasenplatze herauszutreten, der Eingang in der Rhede schließt sich, und man hat freie Aussicht bis zu den Ufern des Sandy-Hook und das offene Meer, das etwa 20 Meilen entfernt sein kann. An einigen Orten weiter hinauf verändert sich die Scene; Weehawken gegenüber beginnen die spitzen Felsen, welche von der Natur als ein uneinnehmbares Bollwerk dahin versetzt zu sein scheinen; es sind das die sogenannten Palisaden. Bald erscheinen sie dürr und nackt; von Rissen durchfurcht, und oben auf dem Gipfel mit einigen über den Abgrund herabschwebenden Fichten gekrönt; bald verbirgt sich ihr Fuß unter dichtem Gesträuche, Schlingpflanzen ranken sich an den feuchten Spalten empor; Kräuter bedecken das Gewölbe dieser einsamen Grotten; auf bei-

den Seiten aber erhebt ſich hin und wieder ein uralter Baum zwiſchen zwei Felſenmaſſen, und gleicht einem gothiſchen Heiligen in ſpitzbogiger Niſche.

Rechts erblickt man die Forts Waſhington und Independence, links am Fuße der Paliſſaden auf einer Landzunge das Fort Lee. Dann breitet ſich der Hudſon nach beiden Seiten hin aus, gleicht nicht mehr einem Fluſſe, ſondern einem Meere, und erhält daher auch von hier aus den Namen Tappan-See. Die ſteilen Felſen ſpiegeln ſich mit bewundernswürdiger Klarheit in ſeinem ruhigen Waſſer, und wenn das Rad des Dampfbootes, deſſen Geräuſch man bis oben auf den Gipfeln der Paliſſaden hören kann, dieſe Spiegelgebilde zittern macht, dann glaubt man den Sturm die hundertjährigen Fichten beugen und wankend machen zu ſehen.

Vierzig Meilen von New-York, und nachdem man den Tappan-See und die Bay von Haverſtraw verlaſſen hat, beginnen an beiden Ufern die Gebirge. Der Fluß ſchlängelt ſich mitten durch enge Schluchten, links erblickt man Bare-Mountain unter der Geſtalt eines abgerundeten Zuckerhutes; es zieht ſich bis tief nach New-Jerſey hinein; gerade aus erhebt ſich, in einer Höhe von mehr als 1000 Fuß das unter dem Namen Anthonys-Noſe bekannte Gebirge. Dieſen wunderlichen Namen (Antonsnaſe) hat es ohne Zweifel bekommen, weil es einen, dem Profile des menſchlichen Antlitzes nicht unähnlichen Anblick darbietet. In dieſen nur ſchwer zugänglichen Gebirgen ſuchte und fand Kosciuszko ein Aſyl, fern von ſeinem unglücklichen Vaterlande, das er nicht aus der Sclaverei befreien konnte. Von dem kleinen Hauſe, das er bewohnte, iſt nichts mehr vorhanden; einige Spuren von Anbau, die bald unter wuchernden Brombeerſträuchern verſchwinden werden, ſind das Einzige, was ſich dem forſchenden Blicke des Wanderers darbietet. Man hat

jedoch durch den Namen des Platzes, Kosciuszko-Retreat, das Andenken an den alten Helden bewahrt.

Von allen Seiten ist der Hudson mit düstern und wilden Gebirgen umgeben; hier und da sieht man einige aus grauen Felsen gebildete Inseln, die mit halb abgestorbenen Tannen und Fichten spärlich bedeckt sind. Von einer Seite prallen die Sonnenstrahlen wie von einer blanken Rüstung zurück, während die andere Seite des Hügels in finsteres Dunkel gehüllt ist. Wer vom Gipfel eines dieser spitzen, hohen Berge auf den Fluß herabschauet, dem scheinen die Gehölze Krautbüschel zu sein, und die Masten der Sloops Rohrstengel. Die Geier wiegen sich in den Lüften ruhig von einem Ufer zum andern, ohne sich von dem Geräusche der unter ihnen dahin segelnden Fahrzeuge irre machen zu lassen. Ich sahe, wie ein solches Thier gleich einem Blitzstrahl, hoch aus den Wolken auf eine schlafende Schildkröte herabschoß, und dann an einem einsamen Felsen seine Beute verzehrte, so nahe, daß ich mit bloßen Augen seinen kahlen Hals erkennen konnte.

Auf einer viereckigen Hochebene, zu West-Point, hat die Regierung eine Kriegsschule, Militair-Academy, gegründet. In derselben werden die Söhne alter Vertheidiger der Unabhängigkeit in den verschiedenen Sprachen Europas, in andern nützlichen Wissenschaften, in der Taktik und Waffenübung unterrichtet. Es möchte schwierig gewesen sein, zum Unterricht angehender Offiziere einen passendern Platz zu wählen, als gerade diese Gebirge, in welchen so viele für die Amerikaner ruhmreiche Schlachten geliefert wurden.

West-Point war der letzte Punkt, den die Engländer in New-York behaupteten; am Fuße eben des Berges, auf welchem West-Point sich erhebt, ward die Corvette Vulture, unter dem Befehle Arnolds in den Grund gebohrt; von hier aus

ward der Major André ausgesandt, dessen Pläne, wenn sie nicht entdeckt worden wären, wahrscheinlich den Fall New-Yorks bewirkt hätten.

Auf diese Stromengen und die steilen Felsen folgt urplötzlich ein ebenes Gelände, dessen Boden vortrefflich angebaut ist. Im Hintergrunde zeigen sich am Kimm schon die Catskill-Gebirge. Das erste Dorf, das man erblickt, ist Newburh, am rechten Ufer, am Abhange eines sanft gegen den Hudson abfallenden Hügels.

Poughkeepsie, ein anderes blühendes Dorf, ist sehr merkwürdig. Oberhalb der aus Holz aufgeführten Wohnhäuser und Waarenlager, hängen einige spitzige Felsmassen, die mit Gärten und Häusern bedeckt sind. — Alle Dörfer am Hudson haben ein liebliches und lachendes Ansehen und sind rings mit Akazien und Weiden umpflanzt; die Häuser zeigen sämmtlich von der Wohlhabenheit ihrer Bewohner und haben weißbemalte Gallerien, auf den eleganten Uferstaden drängen sich die Menschen zusammen, um das Dampfboot vorüberfahren zu sehen. Für die ins innere Land Reisenden stehen Wagen bereit, und die höchst saubern Gasthöfe dieser amerikanischen Dörfer bieten dem Fremden viel mehr Bequemlichkeit dar, als das beste Wirthshaus in irgend einem europäischen Lande.

Je näher man kommt, desto mehr erheben sich die Catskill-Gebirge, und bald verdecken sie den Kamm. Es beginnen die Apalachen oder Alleghannys, die von den Ufern des Hudson bis nach Georgien hinein sich erstrecken.

Die drei Punkte, welche vorzugsweise von Wanderern besucht werden, sind: Pine-Orchard, Round-Top und North-Mountain; dieser letztere erhebt sich bis zu 4000 Fuß über die Meeresfläche und man hat von demselben eine unendlich weite Aussicht. Auf allen Seiten windet sich der Hudson, wie eine

ungeheure Schlange, auf ihm fliehen stets eine Menge weißer Seegel den Strom hinab, verlieren sich hinter den Narrows von West-Point, und eilen dem Oceane zu. Um die Catskills liegen die fruchtbaren Thäler der Gauen, Dutcheß, Albany, Greene und viele andere; im Norden erblickt man den Berg Ida, im Osten den Gipfel der Taughkannuc, der schon in Massachusets liegt; und es ist ungewiß, ob jene weißen Streifen, die mit dem Gewölke zusammenfließen, nicht die Schneegipfel der Green-Mountains in Vermont sind.

Auf dem Gebirge, das den Namen Pine-Orchard hat, führen durch dichte Waldungen Fußsteige zu zwei Seen, die sich durch ihr ausserordentlich frisches und durchsichtiges Wasser auszeichnen. Aus diesen Seen kommt ein Wasserfall, der in einer Höhe von 150 Fuß über Felsen herabstürzt, dann einen zweiten, kleineren Fall bildet und sich in einem Abgrunde verliert. Das Toben des Wasserfalles, das Heulen des Windes, der wilde Anblick der ganzen Gebirgskette, die bald mit finstern Wolken bedeckt ist, bald von zuckenden Blitzen auf Augenblicke erhellt wird, der Schatten, den die Riesenbäume werfen, die Tiefe einer finstern Grotte unterhalb des ersten Wasserfalles; Alles das macht diesen Punkt zu einem der romantischsten in Nord-Amerika.

Die verschiedenen Städte, die man von nun an, am Ufer des Flusses liegen sieht, haben eine sowohl malerische als auch zum Handel und Verkehr passende Lage; die größte derselben ist Hudson. Sie liegt an einer tief ins Land dringenden Bucht, die durch einen ungeheueren Felsen den Nordwinden unzugänglich ist; daher legen sich auch hier bei den gewaltigen Herbststürmen die Sloops und Schooners vor Anker. Von dem oberhalb der Stadt befindlichen angenehmen Spaziergange hat man eine entzückende Aussicht auf die trefflich angebaute, von

Wäldern umkränzte Fluren. Der 2 Meilen breite Fluß hat hier ſandige und theilweiſe ſumpfige Ufer, an welchen ſich unzählbare Schwärme von Möven und Kormorans niederlaſſen. Jede Nacht fahren die Fiſcher auf Böten hinaus, um beim Sternenſchimmer Fiſche zu fangen.

3.

Albany. Scheneetady.

Wenn man von einem unwiderſtehlichen Hange zum Reiſen gedrängt, fremde, entlegene Gegenden beſucht, allein, mit einem feſten Willen, zu ſehen und zu beobachten, alsdann giebt es kein angenehmeres Gefühl, als ſeine Wünſche erfüllt, ſeine Träume verwirklicht zu ſehen. Dieſe Befriedigung ward mir, je höher ich den Hudſon hinauffuhr, und der herrliche Strom nach und nach ſeine majeſtätiſchen Ufer entfaltete. Je mehr ich ins Innere kam, um ſo entſchiedener nahm die Natur jenen impoſanten Character an, der ſie noch lange von den civiliſirten Ländern Europas unterſcheiden wird. Die Ortſchaften und Dörfer hatten eine auffallende Eigenthümlichkeit und die amerikaniſchen Sitten traten ſcharf und merklich hervor.

Vor etwa zehn Stunden befand ich mich noch in den geräuſchvollen Straßen von New-York; in dieſer kurzen Zeit boten ſich ein gewaltiger Strom, unzugängliche Gebirge, unabſehbare, von Wäldern durchſchnittene, mit Wohnungen bedeckte und größtentheils angebaute Ebenen meinen erſtaunten Blicken dar: — auf einmal war ich in dem ruhigen Albany.

Der ländliche Anblick der Häuſer giebt dieſer Stadt ein

gemüthliches Ansehen; die Viehheerden tranken aus den von den Bergen herabrinnenden Bächen; rings um mich athmete Alles die Ruhe eines wachsenden Glückes, und jenen tiefen Frieden, der die Kraft und Macht eines blühenden Volkes ankündigt.

Die Holländer, denen New-York sein Entstehen verdankt, waren es auch, die Albany vor etwa 200 Jahren gründeten. In den Kriegen, welche die Franzosen von Canada aus mit den Engländern führten, war die Stadt wegen ihrer Lage von großer Wichtigkeit, und während des rühmreichen Unabhängigkeitskrieges leuchtete es den Amerikanern ein, von wie großer Wichtigkeit die Behauptung eines Punktes sei, der die Verbindung der Binnenseen mit dem Meere deckt. Seitdem nahm Albany von Jahr zu Jahr an Bevölkerung zu und ist gegenwärtig eine sehr bedeutende Stadt.

Seitdem New-York eine der bedeutendsten Handelsstädte der Welt geworden ist, hat man den Sitz der Regierung nach Albany verlegt. Das Capitol hat eine vortreffliche Lage auf einem Hügel, von dem man die ganze Stadt, den Fluß und die benachbarten Fluren bis zum Berge Ida übersehen kann. In demselben versammeln sich die Repräsentanten, das Obergericht (Supreme-Court) und die Untergerichte. Vom Capitole läuft eine breite Straße aus, die auf einem halb runden Platze endet, auf welchem die Märkte abgehalten werden, und an den zwei andere bedeutende Straßen stoßen. In nicht gar weiten Zwischenräumen stehen überall Brunnen; mit Landeserzeugnissen beladene Wagen fahren allmälig den Hügel hinan, während die Farmers, nachlässig auf eine über ihren Wagen gelegte Büffelhaut ausgestreckt, im Galopp hinabrollen. Die bescheidene Wohnung des holländischen Gouverneurs wird als ein altes Denkmal in einem Lande betrachtet, in welchem es außer einigen von Kanonenkugeln

durchlöcherten verlassenen Forts keine Alterthümer zieht. Man hat sie ganz in ihrem vorigen Zustande gelassen. Das Dach derselben erhebt sich in Pyramidenform; zu beiden Seiten befindet sich eine Treppe, auf welche man bis zum Schornsteine hinansteigt; die bräunliche Façade ist unregelmäßig mit kleinen gewölbten Fenstern durchbrochen, und ein alter Baum, der einsam, mitten in der breiten und geräumigen Straße steht, scheint mit seinen Zweigen dieses Gebäude aus einer andern Zeit beschützen zu wollen.

Der untere Theil der Stadt ist von einer Menge von Balken durchschnitten, welche den Anfang des Eriekanals bilden, von dem weiter unten die Rede sein wird. Ueber diese Bassins führen hölzerne Brücken. Immer werde ich mich der großen Magazine von Masten und Schiffsbauholz erinnern, welche auf dem Hudson bis nach Albany gebracht, von hier nach New-York verschifft, und dann weiter in die europäischen Seestädte versandt werden. Zuweilen kommen Indianer aus fernen und entlegenen Gegenden nach Albany, um Büffel-, Bären- und Biberfelle zu verkaufen; doch sieht man sie jetzt nur selten, da sie die schattigen Laubgewölbe ihrer Wälder nur ungern mit dem Straßenplaster vertauschen.

Die erste Ausflucht, die ich am andern Ufer des Flusses unternahm, führte mich zu halb verfallenen Hütten. Innerhalb der eingeschlossenen Plätze, die von dicken Mauern, an welchen Brombeersträucher und Schlingpflanzen emporrankten, wuchsen kräftige Ahornbäume. Diese Barracks, wie sie bei den Engländern heißen, waren Stationen, um die Franzosen abzuhalten, die damals Herren des Champlain- und Horicansees waren. Zwei mächtige Völker stritten um den Besitz der neuen Welt; diese Einöden und Wüsteneien waren Schauplätze der blutigsten Kämpfe; und die Indianer, die für den einen oder den andern

der ſtreitenden Theile Partei genommen hatten, vernichteten einander zum Vortheile ihrer gemeinſchaftlichen Feinde. Und was war die Folge ſolch blutigen Kampfes? Die unwiſſenden, beſchränkten Wilden wurden geſchwächt, zerſtreut; von beiden ſtreitenden Mächten trug keine den Sieg davon, und ein neues Volk hat, mit Hülfe ſeiner weiſen, friedlichen und gerechten Geſetze den Grund zu einem dauernden Glücke gelegt.

In dieſer Nacht brachte das Dampfboot Conſtellation die Nachricht von der Emancipation der Katholiken nach Albany. In meinem Gaſthauſe wohnte eine irländiſche Dame nebſt Familie, die Großbritannien verlaſſen hatte, um ihren Kindern eine liberale Erziehung zu geben. Am andern Morgen höre ich früh an meine Thür klopfen, die ehrenwerthe Frau, die vor Freude nicht hatte ſchlafen können, benachrichtigte mich von dem wichtigen Ereigniſſe, das ſie mit unbeſchreiblicher Freude erfüllte. Die in der Umgegend wohnenden Irländer verſammelten ſich, um den Tag feſtlich zu begehen; da es gerade Sonntag war, hielt man eine feierliche Meſſe, und es ward ein Tedeum angeſtimmt, man trank auf König Georgs Wohl; man lud auch mich, einen Franzoſen, der Katholik war, ein, mit einzuſtimmen in den Dank eines ganzen Volks, und ich glaubte, dieſer Einladung nachkommen zu müſſen. Glücklicherweiſe iſt die katholiſche Kirche in Albany nicht groß, und ich hatte das Vergnügen, während der Feierlichkeit unter dem kühlenden Schatten der vor der Kirche ſtehenden Akazien zubringen zu können. Und die Stimmen hier draußen klangen gar melodiſch und feierlich mit dem erhebenden Geſange im Innern der Kirche und den ſchwellenden Tönen der Orgel zuſammen. Die Proteſtanten aber fühlten ihre puritaniſche Ruhe und ihre Sabbathfeier durch dieſe allerdings ſtürmiſchen und geräuſchvollen Dankbezeugungen geſtört; denn meine Religionsgenoſſen waren meiſt plumpe Pächter, die durch das

in der neuen Welt erworbene Vermögen noch keine seinen Sitten sich angeeignet hatten.

Ich war endlich so glücklich, der Geschwätzigkeit meiner inländischen Dame, die noch an demselben Abende nach New-York abreisete, um so schnell als möglich nach Europa über zu schiffen, mich zu entziehen, und ging nach Troy, das am Fuße des Berges Ida liegt. Ungeachtet der großen Hitze, die uns ungewohnt war, benutzte ich doch die noch übrige Hälfte des Tages, um dieses Gebirge zu besteigen und den Wasserfall zu besehen, der zwischen Felsen, die zu beiden Seiten mit Fichten besetzt sind, herabstürzt.

Nachdem ich lange Zeit das Labyrinth der Fußwege, die sich durch den Wald schlängeln, umhergeirrt war, stieg ich langsam den Hügel hinab; ich verglich die Ruhe dieser kleinen, felsichen, jungen, malerisch liegenden Stadt mit dem Toben und Geräusch in unsern schmutzigen und winkeligen Städten, aus denen überall der Jammer des Elends empor steigt. Ich sahe, als ich zurückkam, Niemand, weder auf den Pfaden vor der Stadt, noch in den Straßen selbst; mitten auf dem Flusse lag ein beladener Schooner, den ein sanfter Wind auf den Ankern schaukelte. Alles war in der Kirche. Der Troy-Shop wohin ich mich begab, liegt der Kirche gerade gegenüber, er ist eine allerliebste Copie der gothischen Bauwerke, auf welche lispelnde Pappeln ihren wohlthätigen Schatten warfen. Nie habe ich mehr Ruhe in einer bewohnten Stadt gefunden; Alles war still, und die einzige Stimme, die ich vernahm, war die des Predigers, der dem versammelten Volke in der Kirche das Wort Gottes predigte. Darauf endigten fromme Gesänge den Gottesdienst und die Orgel erklang in erhebendem einfachen Tone, ohne jenes phantastische und kunstreiche Spiel, das man in unsern Domkirchen hört, stimmte aber dadurch gerade um desto-

mehr zur Andacht. Ich aber ging wieder an das Ufer des Hudſon, und ward umwehet von kühlen Abendlüften, dachte an Europa und rief wehmüthig aus: Wie glücklich iſt ein Volk, das noch glauben kann und beten!

Von Albany aus nahm ich den Weg nach den Waſſerfällen und nach Canada. Die Stage mit der ich fuhr, ließ unſere europäiſchen Poſtkutſchen und Eilwagen weit hinter ſich; eine ununterbrochene Staubwolke umgab uns, und nur zuweilen erkannten wir die dichten Sumach- und Akazien-Wälder. Die Wohnungen erkennt man in dieſen Gegenden ſchon von weitem an den ſie rings umgebenden Pappelbäumen. Vor den Gehöften ſtehen immer mit Waſſer gefüllte Krüge, aus denen der Schaffner jedes Mal ſeine Pferde tränkt. Auch unterläßt er ſelten, kleine Kübel zu füllen, aus denen er die galoppirenden Gaule von Zeit zu Zeit beſprengt. So lange der Weg ſich auf erhöhtem Gelände fortzieht, erblickt man die Catskill-Gebirge immer zur Linken; am Abhange des dürren Hügels weilt das Auge auf fruchtbaren vom Canal und Mohawk bewäſſerten Ebenen; das Fuhrwerk rollt mit erſtaunlicher Schnelligkeit ſanft durch den Sand, bis die ſpitzigen Pflaſterſteine den Reiſenden erinnern, daß er ſich in Schenectady befindet.

Auf den erſten Anblick hält man Schenectady für eine holländiſche Stadt; ſo viel Eigenthümliches hat ſie von ihren erſten Erbauern übrig behalten. Die meiſten Häuſer endigen ſich in Treppen, die Fenſter ſind gewölbt, die Mauern dick und feſt, die engen Straßen ſind mit Kieſelſteinen aus dem Mohawk gepflaſtert.

In den Kriegszeiten verübten die den Franzoſen befreundeten Indianer hier ſchreckliche Gräuel, Schenectady war eine Grenzfeſtung; die Engländer waren in derſelben eingeſchloſſen; die Stadt ward von den Franzoſen genommen, die Wilden leg-

ten aus Rache Feuer an und faſt alle Beſiegten fielen unter dem Beile der Irokeſen.

4.

Der Kanal.

Als die Vereinigten Staaten Englands Joch abgeſchüttelt hatten und die Colonien vom Mutterlande keine Unterſtützung mehr zu erwarten hatten, waren ſie auf ihre eigenen Kräfte angewieſen. Da fühlte man, wie nothwendig es ſei, bis tief in dieſe wilden Gegenden hinein Koloniſten zu ſchicken, damit Kultur und Civiliſation ſich gleichmäßig verbreiteten, und endlich dieſe weite Strecke wie mit einem Netze umſchlöſſen. Nachher, als an den Ufern der Meere und Flüſſe des Innern neue Städte ſich erhoben, kam es darauf an, zwiſchen dieſen und den Hafenſtädten am Weltmeere bequeme Verbindungen anzulegen. Die iriſchen Auswanderer bauten Landſtraßen, Dämme, und gruben Kanäle. Die erſte, und ohne Zweifel auch die wichtigſte dieſer Arbeiten war jene, welche den Erie- und Ontario-See mit dem Hudſon verbindet; die Irländer vollendeten dieſes gewaltige Werk unter der Leitung des verdienſtvollen Gouverneurs Dewitt Clinton mit ungemeiner Ausdauer und Kraftanſtrengung.

Der Erie-See liegt 688 Fuß höher als der Hudſon; daher mußte man auf eine Strecke von 120 Lieus, welche der Kanal durchläuft, 80 Schleuſen von etwa 8 Fuß Höhe jede, anbringen, um die Waſſermaſſe, welche zur Schifffahrt nöthig iſt, zu behalten. Die Locks ſind höchſt einfach und können binnen 3 Minuten geöffnet und geſchloſſen werden. Wenn das Schiff in der Vorderſchleuſe ankömmt, ſo ſchließt man es in einen Behälter ein, gerade ſo lang, wie es ſelbſt iſt; hinter ihm öffnet ſich

eine Thür; ein Hebel, den ein Mensch bequem handhabt, öffnet eine Klappe, durch welche das Wasser hineinstürzt; allmälig fühlt man, daß man zu gleicher Höhe mit dem Ufer emporgetragen wird; die zweite Thür öffnet sich ohne Widerstand, die Pferde werden angeschirrt, und man fährt weiter.

Die Fahrzeuge, welche gewöhnlich den Dienst auf dem Kanale versehen, nennt man Canal-Packet-Boats. Ihre Länge beträgt in der Regel funfzig bis siebenzig Fuß. Sie haben ein gewölbtes Gemach, das in mehrere Abtheilungen zerfällt; eins ist für die Frauen bestimmt, in der Mitte ist ein Saal, in welchem Bücher und Zeitungen aufliegen, im Hintergrunde befinden sich die Küche und die Kajüten der Matrosen. Die gewöhnlichen Schiffe dagegen haben nur einen Raum für die Waaren und nicht selten auch die Pferde zum Wechseln am Bord.

Ich reis'te auf dem Ontario nach Utica. Ein Negerknabe schwang sich munter und lustig auf das vorderste Zugpferd und fort gings im Trabe. Mitten im großen Zimmer saßen eine bedeutende Anzahl Reisender vor einem großen Kühlfasse, in welchem Flaschen mit Madeira-Wein standen; zwei Quäker aber saßen ruhig in einer Ecke und ließen ihren mit einem grauen Filzhute bedeckten, rund geschorenen Kopf andächtig, und doch nichts sagend, auf die Brust herabhängen.

Drei Meilen von Schenectady beginnen die Ebenen von Rotterdam, ein fruchtbares Flachland, das meist von reichen Pächtern holländischer Abkunft bewohnt wird. Ueber den Kanal führen viele hölzerne Brücken, die kaum zwei bis drei Fuß höher sind, als das Dach der Fahrzeuge. Sobald man in die Nähe einer solchen kommt, ruft der Steuermann jedes Mal laut: Bridge! worauf die Reisenden schnell sich niederbücken. Es kam mir vor, als wenn gläubige Muselmänner dem Befehle des Iman, sich niederzubeugen, Folge leisten. Einige Knaben

machten sich ein Vergnügen daraus, auf die Brücke zu klettern und von derselben wieder ins Fahrzeug herabzuspringen; andere nahmen die Schwalbennester an den Brücken aus und lange verfolgten uns diese Vögel mit ihrem Klagegetön. Zu beiden Seiten des Kanals erblickte ich überreich gesegnete Felder. Die Wohnhäuser erkennt man von Weitem an der wunderlichen Form der Dächer, und an den zu beiden Seiten des Weges hinlaufenden Weidenpflanzungen, die eine Art von Hecke bilden. An beiden Ufern des Kanals selbst stehen Ahornbäume und Gesträuche aller Art, die durch Schlingpflanzen zusammen verbunden sind. Robins, graue Vögel mit gelbem Halse, Häher und Kardinalvögel wählen dieses Gebüsch am Tage zum kühlen Aufenthaltsorte. Diese ganze Gegend gehörte vormals Indianern vom Stamme der Mohawks; die zahlreichen, aus Baumstämmen errichteten Forts dienten ihnen in den canadischen Kriegen zur Vertheidigung. Nach und nach sind dieselben im Laufe der Zeit verfallen; und auf den Ruinen wuchern über den gebleichten Knochen der Wilden üppiges Gesträuch und hohes Gras, das von den Hausthieren, deren Kopf kaum darüber hinaussieht, abgeweidet wird. Die einzige Spur, daß hier ehemals ein mächtiger Volksstamm wohnte, besteht, in einer Kapelle, welche vor länger als hundert Jahren Königin Anna für die zum Christenthum bekehrten Wilden bauen ließ. Man sieht die Trümmer derselben vom Kanal aus und selten verfehlt der Steuermann, auf dieses alte Denkmal, Queen Anne's Chapel, aufmerksam zu machen.

Es war Mitternacht, als wir an eine gefährliche Stelle kamen, da wo ein Bergstrom, Schoharie genannt, in den Kanal sich ergießt. Wir kamen glücklich durch, indem wir von beiden Seiten aus an einem Seitentaue hielten, während ein doppeltes Rad querüber das Kabeltau drehete, welches uns nach

dem andern Ufer zog. Kaum waren wir hinüber, als einer andern Barke das Thau riß. Wir ſahen beim Mondſcheine, wie ſie gegen die Felſen geſchmettert, und in tauſend Stücken zerſchellt wurde; auf den Trümmern retteten ſich die Reiſenden.

Der Hügel, der ſich am linken Ufer gerade in die Luft erhebt, heißt ebenfalls Anthonys-Noſe. Nicht weit unter ſeinem Gipfel iſt eine große Höhle, die in mehrere Gemächer zerfällt, man überſieht von dieſem Punkte alle die kleinen Hügelreihen, welche die Ebene durchziehen; ganz im Hintergrunde ſchlängelt ſich der Mohawk, der ſein klares Waſſer in melancholiſchem Gemurmel dahin ſtrömt. An beiden Ufern ſtehen Hecken von undurchdringlichem Dorngebüſch gebildet, wilde Weinſtöcke und Weiden, in denen unzählige Eichhörnchen herum hüpfen; keine Pirogue plätſchert mit ihren Rudern in dem einſamen Fluſſe, keine menſchlichen Fußſtapfen erblickt man an dem ſandigen Ufer, während der Kanal ſtets von Fahrzeugen aller Art beſchifft wird.

Da wo vormals eine Redoute, das Fort Plain, ſtand, gründeten vor längern Jahren Deutſche eine Niederlaſſung. So fern von ihrem Vaterlande, hätten ſie leicht ihre Sprache vergeſſen können. Aber bei dieſen vormaligen Söhnen Germaniens iſt die Gewohnheit ſo mächtig, daß in dem abgelegenſten Dorfe Amerikas noch immer die alte Mutterſprache geredet wird. Einige Meilen weiter hinauf, in Palatine Bridge, dem Mittelpunkte des ganzen Landes, hat der Staat New-York eine Taubſtummen-Anſtalt gründen laſſen.

Selten gelingt es Menſchenhänden, eine von der Natur begünſtigte Gegend durch Kunſt maleriſcher und anmuthiger zu machen, und in dieſen gebirgigen, von Wäldern durchzogenen Gegenden Amerikas gewiß am allerwenigſten. Daher iſt von allen Gegenden, die der Kanal berührt, keine romantiſcher und überraſchender, als jene der Little-Falls; man glaubt eine Schwei-

zer- oder Tyroler-Landschaft zu sehen. Stelle man sich einen spitzen Felsen vor, der über den Fluß vorragt; das Bett des Kanals ist in die Flanke des Berges eingehauen, der überall Spalten zeigt, aus denen vom Sturme schiefgebeugte Fichten hervorragen; das Gefließ des Kanals befindet sich auf einem Wege oder vielmehr auf einer Mauer, dreißig Fuß über dem Mohawk; dann theilt sich der Kanal in zwei Arme, von denen der eine gegen Westen geht, der andere auf einen andern Hügel läuft. Der Mohawk rollt hier seine Wellen reißend schnell über Felsen und Massen von Kalksteinen. Der gleichsam in den Lüften schwebende Reisende umfährt so einen Felsen, dessen Höhe er nicht ermessen kann, während er tief unter sich die dichten Schaumwellen rauschen hört.

Nachdem wir noch einige Krümmungen dieser neuen Straße zurückgelegt hatten, senkten sich die Berge, die Tannenwälder wechselten mit Fichten und Ahorn ab, und einige Meilen hinter Little-Falls beginnen wieder Ebenen, die ebenfalls von Deutschen bewohnt werden.

Die Germans-Flatts zeigten sich uns übrigens in einer durchaus nicht angenehmen Aussicht; denn es überfiel uns ein so gewaltiger Sturmwind, daß zwei von unsern Pferden, durch Blitz und Donner scheu geworden, in den Kanal stürzten; ein gewaltiger Regenguß stürzte vom Himmel auf die sumpfigen Ufer herab, und scheu flatterten Wolken von Staaren davon. Als wir unsere Pferde wieder antreiben durften, setzten sie sich in Galopp, und wir kamen, noch ganz betäubt von dem Ungewitter, bald nach Utica.

5.

Die Wasserfälle von Trenton.

In einem Gasthause, Congreß-Hall genannt, empfing uns einer jener dienstbeflissenen Wirthe, die sich beeilen, dem Wanderer ein Fremdenbuch vorzulegen, in welches man Namen, Geburtsstadt und den Bestimmungsort, nach welchem man reiset, einschreiben muß. Dann beginnt eine unendliche Reihe von Fragen, die nicht unterbrochen wird, so lange man beim Thee sitzt. Denn Neugier ist ein Fehler, welchen man den Yankees, das heißt, den Bewohnern der Staaten von Neu-England, nicht mit Unrecht zum Vorwurfe macht. Daher überraschte uns denn die Schwatzhaftigkeit unsers Landlords nicht im Geringsten. Er knüpfte geschickt zuerst ein Gespräch über Europa an, und kam, nach einigen unbedeutenden Bemerkungen, sogleich auf Napoleon und Lafayette.

Utica ist, ungeachtet seiner Wichtigkeit für den Handel, seiner breiten Straßen und der Schönheit einiger Kirchen, im Grunde doch nur ein Dorf, das bis jetzt den Namen Town, Stadt, nicht verdienen möchte. Der Kanal fließt in seiner ganzen Breite hindurch, und die Brücken bilden die Fortsetzung von eben so viel Querstraßen, deren Namen mit großen Buchstaben an den Ecken stehen, so daß man alsbald in Utica sich zurecht finden kann. Vor den Häusern stehen herrliche Akazien. Die Gärten sind sehr geschmackvoll angelegt, und die Reinlichkeit, welche sowohl auf den Gassen als im Innern der Häuser herrscht, giebt der Stadt ein gefälliges Ansehen.

Wir reiseten hier nach den Wasserfällen von Trenton, welche selbst von den Fremden, die zum Niagarafalle reisen, besucht zu werden verdienen. Die ersten Strahlen der Sonne spiegel-

ten ſich auf dem thauperlenden Raſen, als wir einen Hügel erreichten, von welchem aus man eine ungeheure Landſtrecke überſieht, die abwechſelnd aus Ebenen und Hügeln beſteht, und von einer Menge kleiner Flüſſe durchſtrömt wird; doch iſt von alledem ſchwer etwas anderes zu unterſcheiden, als die verſchiedenen Nuancen, welche durch die Wolken hervorgebracht werden, wenn ſie die Sonne auf Augenblicke bedecken. An jenem Tage war es das erſte Mal, daß ich zu Pferde eine Ausflucht ins innere Land machte. Alles war für mich durchaus neu, ſelbſt die Vögel; Kletterer und ſchwarze Spechte, weiß geſprenkelt, mit einem rothen Buſche auf dem Kopfe, auch um die dicken Baumſtämme und hackten in die Rinde; oft folgte auf kaum durchdringliches Dickigt und Buſchholz plötzlich eine ſorgfältig angebaute und mit Häuſern bebaute Ebene. Ich weiß nicht mehr, wie es zuging, daß wir uns in dieſem Labyrinthe von Felſenpfaden zurecht fanden, auf dieſen ſchmalen Fußſteigen, mitten durch dichte Waldungen, die oft dazu noch durch abgeſtorbene, quer über geſtürzte Baumſtämme verrammelt wurden. Nach fünfſtündiger mühſeliger Wanderung endlich, als wir aus weiter Ferne ein dumpfes Toſen hörten, wieherten und ſchnauften unſere Pferde, und nach einiger Zeit hielten wir ſelbſt am Fluſſe ſtill.

Der Weſt-Canada-Creek ſtürzt hier von einem jähen Hügel hinab, zwiſchen zwei Felſenwänden, die gleich einer Mauer ſich ſenkrecht hundert und vierzig Fuß hoch in die Luft erheben. Das zuſammengepreßte Waſſer ſtürzt mit einer unwiderſtehlichen Gewalt in den ſiedenden Schlund hinab, es ſchäumt, ziſcht und fällt dann abermals weiter hinunter, bis auf weiße Cedern, deren Zweige an dem Felſen hinaufſtreben, ohne daß man den Stamm erblickt, dem ſie angehören; denn ſie bedecken denſelben, gleich einem Fächer. Dieſe Fälle gehen mit Unterbrechungen vier Meilen lang, und gewähren ſtets einen andern Anblick; oft

erwölbern ſich beide Ufer und der Bergſtrom toſet eine Weile nur dumpf, um bald nachher mit einem furchtbaren Krachen über ein neues Felſenwehr ſich herabzuſtürzen, das ſeinem Laufe hemmend in den Weg tritt. Der beſte Platz, dieſes ſchreckbare und erhabene Schauſpiel zu betrachten, iſt eine hohe Platte, die jedoch ſtets naß und ſchlüpfrig und daher ſchwer zu beſteigen iſt, weil die unten ſchäumenden Gewäſſer alles feucht machen und ein einziger Fehltritt leicht Gefahr und Verderben bringt. Auch das Hinaufſteigen iſt höchſt ſchwierig, weil man einen Felſenabhang hinanklimmen muß, und dabei ſich nur an kleines Geſträuch oder einige Ceder, anklammern kann. Hier findet man merkwürdige Steine mit Abdrücken von Thieren und Gegenſtände anderer Art, ſo wie eine Maſſe von merkwürdigen Verſteinerungen; und unter den hervorſtehenden Wurzeln der ganz oben wachſenden Bäume bauen die Schwalben und Bergſinken gern ihr Neſt, und zwar wegen der lieblichen Kühlung, die von dem tief unten liegenden Waſſerfalle bis hier oben hinauf dringt. Ich hatte mich unvorſichtiger Weiſe auf den ſchlüpfrigen, feuchten Steinen bis zu dieſer Höhe hinaufgewagt; auf einmal wich der ſpärliche Raſen unter meinen Füßen; ich warf einen Blick zur Seite und ſah die tief unten im Abgrunde ſchäumenden Gewäſſer; ich erblickte meine Reiſegefährten nicht mehr, die Knie knickten mir zuſammen, meine Finger verſuchten vergebens, ſich am Felſen anzuklammern, — da rettete mich ein verzweifeltes Wagniß vom ſichern Tode: ich ſchleuderte mich mit all der Kraft und Gewalt, welche ein Menſch in ſo verzweifelter Lage nur haben kann, gegen eine nahe Ceder, und war glücklich genug, mich an dieſelbe anklammern zu können. Was in den darauf folgenden Augenblicken mit mir vorging, weiß ich nicht mehr, nur daran erinnere ich mich, daß kalter Schweiß von meiner Stirn herabtriefte, und daß ich lange Zeit auf ei-

neun Zweige der rettenden Ceder in reitender Lage blieb und die Augen ſtarr auf den Waſſerfall haftete, wie Capitain Auvernay im Bug-Jargal, als er aus dem Schlunde, in welchen Abibrah geſtürzt, ſich gerettet wußte.

Endlich traf ich meine Reiſegefährten in einer hoch auf den Felſen erbauten Hütte, in der die Führer eine hübſche Sammlung ſeltener Steine angelegt haben. Dann wanderten wir wieder durch dichte Eichenwälder und wateten durch dürre Blätter, die ſeit Jahrhunderten hier aufgehäuft waren, und während wir uns bemüheten, die den engen Pfad verſperrenden Zweige zurückzubeugen, flatterten, dadurch aufgeſcheuchet, eine Wolke von Waldtauben auf und verdunkelten noch das ohnehin durch die Bäume nur ſpärlich herabfallende Licht. Meiſt waren ſie jung und hatten kaum das Neſt verlaſſen, ſie ſchlugen einander mit den Flügeln, ſtießen an die Zweige, eine große Menge fiel zur Erde nieder; unſer Führer aber, der auf das Taubenjagen ſich verſtand, unterbrach das Vergnügen, ſie ſo dicht um uns zu haben; er ſchleuderte ſeinen Stock in einen dichten Haufen, und ein Paar fielen todt nieder; die andern flatterten ſcheu hinweg.

Ein ſehr hübſcher Gaſthof, in welchem wir unſere, ſolcher Fahrten ſchon gewohnte Pferde abgaben, ſtörte bald die Illuſionen von der wilden Natur, die mich hier bis jetzt gefangen gehalten hatten, obgleich der Menſch auch hier ſich anzubauen beginnt und das Land urbar macht. Wir fanden im Bar-Room dieſes Gaſthofes ein mit Namen aus allen Ländern angefülltes Stammbuch.

Nur einige Zeit noch, und dieſe Urwälder werden in fruchtbares Ackerland umgeſchaffen ſein.

Gewöhnlich pflegt man hier dem Wanderer Lachsforellen vorzuſetzen, die von vortrefflichem Geſchmack ſind und am Fuße der Waſſerfälle gefangen werden. Das friſche Waſſer des Stroms

gab uns eine ſtärkende Erquickung, die ich allen europäiſchen Weinen vorziehe, namentlich nach einer mühevollen Reiſe nach einem ſchwülen Tage.

6.

Die Oneidas — Syrakus.

Von Utica ab werden die Wohnungen ſeltener, die Pfade unwegſamer; das Land zunächſt ein ſeltſamer Anblick von Urzuſtand und Cultur, der noch kein ſcharfes Gepräge hat. Wir waren durch das Dorf Vernon gekommen und ich betrachtete ziemlich gleichgültig die Landſchaften der Grafſchaft Oneida, als ich plötzlich ein lautes Hurrah ſchreien hörte, und zwei rothe, wunderlich gekleidete Männer grüßend auf mich zutraten. Wer in dieſen entarteten Abkömmlingen der Oneidas etwas Poetiſches zu finden erwartet hätte, würde ſich bald enttäuſcht geſehen haben, beim Anblicke dieſer Indianer. Auf mich brachten ſie übrigens einen eigenthümlichen Eindruck hervor, als ich ſie unter dem Schatten eines Baumes ausgeſtreckt liegen, und um die letzten Tropfen aus einer Brantweinflaſche zanken ſah. Einige trugen kurze Hoſen und eine Art von Mantel, auf welchen lange ſchwarze Haare ſtraff herabhingen, und gingen den Fußſteigen entlang, in gravitätiſcher und ernſter Haltung, welche dem Wilden eigenthümlich bleibt, auch wenn er europäiſche Kleider trägt; die Weiber trugen ebenfalls eine Art von Mantel von buntem Tuche und hatten ihre Kinder hineingewickelt; um die Beine war ein Tuch gewunden, und ihre Mocaſſins von Leder waren mit Figuren geſtickt, welche Blumen oder Vögel darſtellten. — Mitten durch das Dickigt führt ein langer Gang, über welchen die ſtark belaubten Kaſtanien eine Art von Laubdach bildeten; in

demſelben hatte ſich die Oneida-Jugend verſammelt und übte ſich im Bogenſchießen. Als ſie aber die Kutſche daher fahren hörten, kamen ſie herangelaufen, um die von uns zwiſchen ſie geworfenen Kupfermünzen aufzuſammeln. Einige trugen blau und roth geſtreifte Hemden, andere hatten Hals- und Armbänder von Glaskorallen; alle aber konnten bewunderungswürdig ſchnell laufen.

Ihre Hütten beſtehen aus Baumſtämmen und Blöcken, das Dach iſt mit Rinde gedeckt; die Oeffnungen, welche ſtatt der Fenſter dienen, ſind mit Thierfällen verhängt. Im Dorfe Brother-Town, oder Brüderſtadt, iſt eine Kirche für die Wilden, und eine Schule, die von einem indianiſchen Schulmeiſter gehalten wird. Dieſer Herr Profeſſor hatte einen blauen, wunderlich zugeſchnittenen Talar, ſeine Beine waren nackt, das vorne geſchorene Haupt war von einem grauen Filzhute mit breiten Krempen bedeckt, auf demſelben wallte eine große Adlerfeder und die langen Haare hingen wirr auf die Schultern herab. Die Schüler hatten ſich rings im Kreiſe um den Schulmeiſter herum gekauert, und ſchienen große Ehrfurcht vor der unerſchütterlichen Ruhe deſſelben zu haben. Wir hörten ſie jede engliſche Sylbe, die er ihnen vorſagte, mit dem ihnen eigenthümlichen Guttural-accente wiederholen.

Die Oneidas hatten in der Nähe ihres Dorfes einiges Land urbar gemacht und trieben etwas Ackerbau. Doch iſt dieſe Lebensart mit ihrem Hange zum Umherſchweifen unverträglich, und ſie haben jetzt wieder die von den Vereinigten Staaten ihnen gelaſſene Reſervation verlaſſen, und ſind zu ihren, am Ufer des Huron-Sees herumſtreifenden Brüdern gezogen. An demſelben Tage, als ich durch Brother-Town kam, hatte ſich ein Rath der Alten unter den für Berathſchlagungen beſtimmten Bäumen verſammelt; es waren mehrere Hollunder-Bäume, und der

Platz unter denselben war von niederm Gesträuch und Schlingpflanzen gereinigt worden. Der Council-Grove unterscheidet sich von Weitem durch die Regelmäßigkeit des Laubdaches, welches vom Winde wie ein Baum bewegt wird. Ich bemerkte, daß sie mit viel Ruhe und Gelassenheit ihren Gegenstand verhandelten, und nach der Ordnung, in welcher sie saßen, das Wort nahmen; die Häuptlinge hatten einige Zierrathen am Halse hängen und etwas höhere Federn auf dem Kopfe.

In der ganzen Umgegend giebt es Ueberfluß an Wild, das Land besteht aus einem fortlaufenden Dickigt, das von Sumachbäumen und Rothbuchen gebildet wird; auf Höhen wachsen Rothfichten, Cedern, Sycomoren. Auch Raubvögel findet man um den Oneida-See, einige Meilen vom Dorfe in ungeheurer Menge, und sie sind so keck, daß sie Lämmer und junge Hunde vor den Augen und in der Nähe der Menschen, auf in die Lüfte nehmen und davon führen.

Bis nach Syrakus geht der Weg über Hügel und durch kleine Bäche; die hier und da zerstreut stehenden Häuser sind meist blau angemalt und von Pappeln oder Platanen beschattet. Die Schwalben haben auch hier den Vorzug, die Raubvögel zu verjagen; daher erbauet man in der Mitte der Höfe, auf den Feldern oder Wiesen kleine hölzerne Gebäude, die einem Taubenschlage nicht unähnlich sind. An diese bauen die Schwalben ihre Nester und verscheuchen alle Raubvögel, die den auf den Wiesen weidenden jungen Thieren nachstellen.

Syracus gehört zu den noch ganz neuen, seit einiger Zeit erbauten Städten, die rasch aufblühen. Ihr alterthümlicher Name flößt immer ein gewisses Interesse ein.

Die Anlage großer Städte unter der Gestalt blühender Dörfer ist ein glücklicher Einfall, der den Reisenden zum Nachdenken um so mehr auffordert, wenn er die Ruinen jener Städte

des Alterthums besucht hat, deren Namen sie führen. Und als Gegensatz liegen westlich von Syrakus an den vielen Seen, an welchen eben so viele kleine Flüsse ihre Quelle haben, eine Menge anderer Ortschaften mit wilden Namen: Otisco, Cayuga, Owasco, Scheneateles und andere. Die Sprache der umherschweifenden Menschen ist bilderreich, wie die Natur, welche den Indianer umgiebt. Ein einziges Wort drückt eine ganze Reihefolge von Ideen aus. So bedeutet Oneida: einen Stein auf einem Gebirge. Die ebengenannten andern Namen haben ihre eigenthümliche Bedeutung; aber wer kann sie wissen, da schon so viele Indianerstämme verschwunden und ausgestorben sind?

Am Onondagua-Flusse sah ich noch einige Individuen von diesem vormals so mächtigen Stamme. Zuweilen sieht man im Walde, wenn man auf einem gekrümmten Fußsteige wandelt, plötzlich einen dieser rothbraunen Menschen unbeweglich am Fuße eines Baumes sitzen; einige Schritte davon verkündet eine aufwirbelnde Rauchsäule des Indianers Hütte, und in derselben sieht man beim Hineintreten das Feuer, um welches Weib und Kinder herum sitzen und sich wärmen; mehr aus Gewohnheit, denn aus Bedürfniß. Die Nachbarschaft der Städte hat sie an ein ruhiges und friedliches Leben gewöhnt; sie bewundern mit einer Art von Neugierde das Fortschreiten der Cultur, die sie weder nachahmen können noch wollen. Glücklich in ihrer Unwissenheit, sitzen sie ganze Tage lang am Ufer eines Flusses und sehen die Schiffe herabrollen, und hören in stummer Befriedigung die Trompete des Steuermannes erschallen.

In diesem fruchtbaren, gesegneten Lande sind die Salzquellen, die hier mitten im Lande, weit vom Meere entfernt, entspringen, ein Element des Reichthums. Man hat schon eine Menge Maschinenwerke angelegt, und gewinnt bereits jetzt jährlich mehr als hundert tausend Fässer Salz. Eine dieser Ma-

schinen hat eine Pumpe, die jede Stunde fünf und sechszig Tausend Gallonen schöpft und das Wasser in große Behälter treibt, in welchen es sich krystallisirt. Ein amerikanischer Arbeiter zeigte uns ausführlich die ganze Art der Gewinnung des Salzes. Als er aber merkte, daß wir uns anschickten, ihn nach europäischer Art für seine Mühe zu belohnen, empfahl er sich höflich mit den Worten: Thank you, Gentlemen, that's too much like a servant; (Ich danke Ihnen, meine Herren, das gleicht zu sehr einen Diener). So wahr ist es, daß dieses freie, auf seine Unabhängigkeit stolze Volk sich zu erniedrigen glaubte, wenn es die geringste Gabe von einem Fremden annähme.

Der Salina-See würde einer der schönsten Punkte im Staate New-York sein, wenn nicht die Wälder verschwunden wären. Man bedarf zum Betriebe der Salzwerke viel Holz. Daher verschwinden die Waldungen, und überall entstehen am Ufer des Sees neue Dörfer. In einem Umkreise von sechs Lieues sah ich deren drei, und alle drei in hoher Blüthe: Salina, Gedders und Liverpool. Dieses letztere ward erst neulich von Engländern gegründet.

7.

Oswego.

Ich hätte auf dem Kanale meine Reise nach den Wasserfällen mit großer Sicherheit und Bequemlichkeit fortsetzen können; allein ich zog es vor, dem malerischen Ufer des Onondagua zu folgen, dann den Ontario-See zu besuchen und mich immer in den Urwäldern zu halten. Ich weiß nicht, ob die fast umgangbaren Pfade, welche wir einen ganzen Tag wandeln mußten, und wobei wir stete Gefahr liefen, in Höhlen und Schluch-

ten zu ſtürzen, überhaupt den Namen eines Weges verdienen; allein die herrliche Ausſicht und die üppige Vegetation entſchädigen bald für alle Anſtrengungen und Mühſeligkeiten der Reiſe. Man folgt immer dem Laufe des Fluſſes, der bald durch dichtbelaubte Holländer- und Tulpenbäume unſichtbar wird, bald über Kieſelſteine dahin rollt, wie der Mohawk, bald klar und tief ſich in lieblichen Wendungen um grüne Inſeln ſchlängelt. Es würde ſchwer ſein, einen Begriff von der Großartigkeit der Ufer zu geben; die Stille der Wälder wird nur durch den Geſang der Droſſeln unterbrochen, oder den ſchnellen Flug eines Taucherkönigs, oder durch das Geräuſch, welches die Eichhörnchen verurſachen, wenn ſie oben auf den Gipfeln der Bäume Nüſſe knacken. Auf die Nähe einer einſam liegenden Wohnung wird man ſtets durch den Klang einer Axt aufmerkſam gemacht; regelmäßige, auf den Stamm einer Eiche geführte Schläge ertönen in gewiſſen Abſätzen, und der rieſenhafte Baum bricht mit ſchrecklichem Krachen und zerſchmettert im Falle noch mehrere andere nebenſtehende Eichen.

Nachdem wir einen langen gefahrvollen hohlen Pfad über die Felſen zurückgelegt hatten, gelangten wir endlich auf den Gipfel des Hügels und ſahen tief unter unſern Füßen den Weg liegen, den wir ſo eben zurückgelegt, und die Bäume, unter denen wir gewandelt waren. Dort feſſelte ein großer Streifen am Horizonte unſere Blicke, ein entferntes Brüllen und Toſen drang in unſer Ohr, es war der Ontario-See, deſſen Wellen höher gehen, als die des Weltmeeres. Wir konnten die ſchwellenden Segel erkennen, das Ufer zog ſich zurück, und das Weiß des Waſſers verſchmolz mit den nebligen Tinten am Himmel. An der Mündung des Onondagua lagen Barken und Transportſchiffe vor Anker, und ein Hafendamm und Leuchtthurm geben dieſem Dorfe das Anſehen eines Seehafens.

Oswego besteht nur aus einer doppelten Reihe ziemlich weit auseinander stehender Häuser zu beiden Ufern des Flusses, die, vermittelst einer hölzernen Brücke, mit einander in Verbindung stehen. Ich sah schon mehrere Kirchen und eine gothische Kapelle, deren ausgemeißelte Spitzen gleich zwei spitzigen Nadeln aus den Tannen herausragten. Am Ufer sind zwei große Waarenlager erbauet und Quais für die Schiffe; und auf der Seeseite erinnert der Hafendamm und die beiden Felsen, welche das Dorf schützen, an den malerischen Anblick von Dieppe.

Auf meinen Ausflüchten in der Umgegend von Oswego hielt ich mich immer weit von den Wohnungen entfernt, ging in die dichtesten Wälder, oder am Ufer des Sees, wo Buchten und Vorgebirge, und ein flacher mit feinem Sande bedeckter Strand, und Granitfelsen mit einander abwechselten. Die Wasservögel legen ihre Eier zwischen die Wurzeln der Sycomoren, bis wohin beim Sturm die empörten Wellen reichen; die Beccassinen, denen ich ihre Jungen nahm, verfolgten mich mit gellendem Schrei, und liefen bald auf dem Sande, bald schwebten sie mir um den Kopf; sobald ich aber das Nest auf den Boden hingelegt hatte, kam die geängstigte Mutter, und nahm die Jungen unter ihre Flügel und blieb unbeweglich auf dem Neste sitzen, bis ich hinter den Bäumen verschwunden war. Zur Brutzeit sieht man hier in den Gebüschen eine ungeheure Menge Fasanen.

Eines Tages aber, als ich diesen Moräften, über welche niedergestürzte Bäume, die durch Schlingpflanzen mit einander verbunden, welche eine Art Brücke bilden, auf der Jagd war, sah ich mir gegenüber plötzlich einen schwarzen Bären. Ich gestehe, daß, als ich das schreckliche Thier so ganz unerwartet mir gegenüber sahe, mich einige Furcht anwandelte. Als ich meine

Flinte von Neuem lud, verlor er sich brummend im Dickigt, ohne mich zu beachten.

Oestlich von der Mündung des Onondagua, Oswego gegenüber, erblickt man die Ruinen, oder vielmehr nur die Stelle, auf welcher ehemals ein Fort stand, und das in den canadischen Kriegen oftmals Veranlassung zu heftigen Kämpfen gab. Montcalm belagerte mit 2 Fahrzeugen, welche 3000 Mann an Bord hatten, die Redoute, und nahm sie beim ersten Angriffe. Am andern Morgen schon ergab sich auch das auf der andern Seite des Flusses liegende Fort-Ontario, obgleich es von 20 Kanonen und 14 Mörsern vertheidigt war, an die Franzosen, die überdem eine große Menge Barken und 2 Kriegsfahrzeuge erbeuteten. Unbegreiflich ist, daß die Sieger gleich darauf plötzlich diese vortheilhafte Stellung, welche die ganze Gegend beherrscht und der Unterhandlungsplatz mit den Indianern der 5 Stämme war, wieder aufgaben.

Mit Ausnahme einer Strecke längs des Sees, führt der Weg von Oswego nach Rochester durch ein hügeliges Gelände. Zuweilen kommt man an Wasserfälle, aber man beachtet dieselben neben den übrigen großen Cascaden nur wenig. Der merkwürdigste Weg ist jener der Great-Sodus-Bay, wo der Ontario-See eine tiefe Bucht, bis tief in die Urwaldung hineingebrochen hat, und über den Weg seine Wellen schleuderte, die sich in Morästen verlieren. Ueber diesen beinahe eine Meile breiten Arm des Sees hat man eine hölzerne Brücke gebaut. Rechts wird die Bucht allmälig weiter, und verliert sich zuletzt im See selbst; auf der Seite dienen hohe Buchen und Wasserpflanzen, Tausenden von Enten zum Zufluchtsort. Man hört hier stets das Pfeifen ihrer Fittige, wenn sie dicht über den Wasserspiegel dahin fliegen, während Fischadler, Geier und Falken sich majestätisch hoch über den Bäumen in der Luft wiegen.

In ein tiefes, ſchwermüthiges Gefühl verſetzte mich der Anblick des alten Mannes, der das Amt eines Brückenwächters verſah. Er war zu ſchwach geworden, als daß er noch in den Moräſten hätte auf die Jagd gehen, oder auf dem See ſchiffen können; und hatte nun kein anderes Geſchäft mehr, als die beiden Thore, die er bewachte, in ihren verroſteten Angeln zu drehen und dem Brauſen des Sturmes zuzuhören. Die ungeſunden Dünſte, welche aus den ſumpfigen Ebenen zur Sommerzeit aufſteigen, haben ſein gefurchtes Geſicht blaß und gelb gemacht; und ſo ſteht er unbeweglich an der Thür ſeiner Hütte, und gleicht einem Anachoreten, der ſich auf eine wüſte Inſel zurückgezogen.

Zwei Meilen von Rocheſter beginnt eine neue Natur, die in Europa ſchwerlich ihres Gleichen hat; es fangen hier nämlich die ehemals mit Gras bewachſenen großen Wieſen an, die jetzt ganz mit Geſträuch bewachſen ſind; überall ſchlängeln ſich durch das dichte Gebüſch klare Bäche hindurch. Alle dieſe Bäume bilden ein undurchdringliches Dickigt. Jemehr wir gegen die Prairien hinabſtiegen, um ſo deutlicher hörten wir die Kardinal-Vögel in den pyramidenförmigen Wipfeln der Weiden und Birken zwitſchern, ſahen ihr buntes Gefieder aus den grünen Blättern hervorſchimmern, und ich erblickte eine dieſen Vögeln nachſtellende Schlange, die bis an die Gipfel der Bäume hinaufpfeift, und ſich auf denſelben wie eine Linie anklammert.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Vulkane der Sandwichsinseln.

Der englische Botaniker Douglas theilt aus Woahu (Sandwichinseln) folgenden Bericht über drei von ihm nach einander gemachte Reisen, auf dem Gipfel des Mauna Roa, des Kirauea und des Mauna Kaah (oder Keah), mit. Der Abhang des Mauna Kaah ist Anfangs sehr sanft, der Berg ist auf den vier ersten (engl.) Meilen fast überall angebaut, und der Strich, wo dies aufhört, liegt etwa 1500 Fuß über dem Meeresspiegel. Dann beginnt ein dicht bewaldeter Strich, der namentlich mit mehreren Akazienarten bepflanzt ist, die eine bedeutende Höhe erlangen und woraus die Eingebornen ihre Canots verfertigen. Das Gestrüpp besteht aus den Baum-Farrenkräutern, die eine Höhe von 4—40 Fuß erreichen, und der ganze Berg ist bis zum Gipfel mit einer unendlichen Menge anderer Farrenkräuter bedeckt. Dieser Strich zieht sich bis zu einer Höhe von 8700 Fuß hinauf, und man kann nur mit großer Mühe und Beschwerde auf ganz verwachsenen Pfaden hinauf gelangen, die, noch dazu, häufig von tiefen Schluchten und wilden Gebirgsbächen durchschnitten werden. Diese Region endigte ganz plötzlich, ohne daß man eine allmälige Abnahme der Dichtigkeit oder der Größe der Hölzer bemerkte, und nun beginnt die Region der Gräser, welche sich bis auf ungefähr 3000 Fuß Höhe erstreckt. Diese steht aber wieder in gar keinem Zusammenhange mit der vulkanischen Region, und nicht etwa, wie es bei den vulkanischen Gebirgen in Europa und Amerika der Fall ist, durch eine Uebergangszone kryptogamischer Gewächse. Eine kleine Art von Vac-

cinium, einige Compositä, und ein kleiner, alpinischer Juncus waren die letzten Pflanzen, welche Herr D. bemerkte; sie wachsen auf einer Höhe von etwa 12000 Fuß über dem Meeresspiegel. Ueber 12700 Fuß Höhe kommt man an ein großes, hochliegendes Plateau, das mit Sand, Kies und Steinen, mit Schlaken und Asche dazwischen bis zu einer Tiefe von mehreren Fußen bedeckt ist, und aus diesem treten nun elf Spitzen hervor, die aber, als Herr D. sie besichtigte, ganz ruhig waren. Auch bemerkte er auf dem Berge wenig Schnee, obgleich es Winter war. Im Sommer ist der Berg gewöhnlich ganz frei davon. Der Krater des Kirauea liegt ungleich tiefer, als der oben beschriebene, indem er nur 3973 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist, bietet aber eins der merkwürdigsten Schauspiele in der Natur dar, denn der Berg bildet keinen Pik, oder Spitze, sondern eine wunderbare Vertiefung oder Oeffnung an der Ostseite des Berges Mauna-Roa, der eine feuerspeiende, vulkanische Oeffnung auf seinem äußersten Gipfel, 14000 Fuß über dem Meeresspiegel hat. Der Krater des Kirauea (der Vulcan Pali, wie Lord Byron in seiner Reise ihn nennt) bildet eine Oeffnung von ungefähr 5 (engl.) Quadratmeilen und von ungefähr 1000 Fuß Tiefe. Die Seiten desselben gehen beinahe ganz senkrecht hinab, doch kann man bis zu einem schwarzen Rande, der etwa 50 Fuß über der Fläche der thätigen vulkanischen Mündung liegt, hinunterklimmen. Die Ansicht, welche sich dem Beobachter auf diesem Punkte darbietet, schildert Herr D. als eine der großartigsten und gewaltigsten, die es nur in der Natur geben kann. Man sieht zwei Lava-Seen, die sich in einem fast ununterbrochenen Zustande des Siedens befinden; der eine davon liegt gegen Südwest und der andere gegen die nördliche Seite des Berges hin. Der Erstere ist etwa 1200 (engl.) Yards (3600 Fuß) lang und hat eine fast eirunde Ge-

ſtalt, der andere beinahe kreisrund und hat einen Durchmeſſer von ungefähr 400 Yards (1200 Fuß.) Die Lava in beiden iſt in einer fortdauernd ſtrömenden Bewegung von N. nach S. und macht etwa ¾ (engl.) Meilen in der Stunde. Die Maſſen derſelben werden von dem Strome fortgetrieben und ſo in alle mögliche Formen und Geſtalten gewälzt und gezwängt, von der Größe eines Blockes, bis zu einer Art von geſponnenem Glaſe von der Feinheit eines Menſchenhaars, das vom Winde rund um den Krater hingeweht wird. Der wirkliche, oder, wenigſtens vermuthete Abfluß dieſes Lava-Stromes findet ſich, wie Herr D. an einer Stelle ſeines Schreibens erwähnt, auf der Oſtküſte der Inſel, an einem Orte, Namens Punabala, wo die Lava ſehr oft übergeſtrömt iſt. Den Anblick [illegible] Klüfte, in welche ſie hinabſtürzt, beſchreibt Herr D. als fu[illegible]tbar ſchauerlich. Der am Südende des kleinen Lavaſees befindliche Ausfluß bildet einen elliptiſchen Bogen von 142 Yards (426 Fuß) Spannung und der größten Höhe von 43 Fuß. Die Kraft der in die Schlucht hinabſtürzenden Lava wird durch das nach oben ausſtrömende Gas gebrochen: Bruchſtücke derſelben werden dadurch zurückgeſchleudert, erhalten die, ſchon oben beſchriebene, fadenförmige Geſtalt, und liegen nun, wie Flachs, um den Vulkan zerſtreut. Das Geräuſch, welches der Lavafall verurſacht, iſt unbeſchreiblich. Herr D. drückt ſich folgendermaßen darüber aus: „Das Geräuſch der Dampfmaſchinen in der ganzen Welt würde, damit verglichen, nur ein Geflüſter ſein!“ — Der Gipfel des Mauna-Roa bildet eine große Ebene, auf welcher man noch die Spuren eines ehemaligen Kraters entdecken kann, der 24 (engl.) Meilen im Umfange gehabt, aber ſchon ſeit längerer Zeit geruht haben muß. Ein kleiner Krater (in dieſer Ebene) iſt noch [illegible]thätigkeit und hat etwa ſechs (engl.) Meilen im Umfange. Die Tiefe dieſes letzteren beträgt ungefähr 1250 Fuß.

IV.

Ueber Nordamerika,

von

Th. Pavie.

(Fortsetzung).

8.

Rochester.

Im Jahre 1811 ließen sich einige Auswanderer an den Ufern des Geneseе nieder, und das zur Anlage des projectirten Dorfes nöthig erachtete Land war, wie gewöhnlich, in einzelne Theile getheilt. Der Reichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens und die gesunde Luft zogen viele Kolonisten an, die einen günstig liegenden Ort zur Niederlassung suchten; die Häuser schossen in rascher Folge aus dem Boden empor, und jetzt zählt Rochester, das erst 20 Jahr besteht, schon mehr als 10,000 Einwohner. Wenn man die etwas düstern Ufer des Ontario-Sees verlassen hat, dann wird man durch den lachenden Anblick, den diese neue Stadt gewährt, um so freundlicher überrascht, da deren Bewohner den sonst bei den Amerikanern so gewöhnlichen Ernst verleugnen. Alles athmet hier jugendliche Frische, Kraft

und Gemächlichkeit; die Straßen sind reinlich und breit, zu beiden Seiten mit Steinplatten belegt, belebt durch Waggons und Postkutschen; hier, gleich bei den Little-Falls, ist Kunst der Natur zu Hülfe gekommen.

Durch Rochester fließt der Genesee, ein tiefer und reißender Strom, der von den Gebirgen Pensylvaniens herabkommt. Mitten aus seinem Bette steigen Felsen empor, an denen sich seine Wasser schäumend brechen. Ueber diese gefährlichen Stellen ist eine breite Wasserleitung geführt, die von mächtig dicken Pfeilern gestützt wird; auf beiden Seiten sind breite Wege für die Fußgänger und Zugpferde; denn die Chaussee dieser sonderbaren Straße wird durch den engen Kanal selbst gebildet, der die ganze Stadt in ihrer Länge durchschneidet und selbst wieder von Brücken durchschnitten wird. In einiger Entfernung gleicht der Anblick dieser Wasserleitung, auf welcher Boote mit Reisenden dahin fahren, von welcher man die Peitsche des Postknechts klatschen, die Trompete des Bootsmannes erschallen hört, einem nächtlichen Traum.

Kaum hat man die Vorstadt von Rochester verlassen, so kommt man an eine Stelle, wo der Genesee sich von einem 90 Fuß hohen, senkrechten Felsen herabstürzt, und dann nur eine einzige, aus lauter dünnen Schneeflocken zusammengesetzte Schaumwelle bildet, aus welcher zwei schwarze, vom Wasser untergrabene Granitpunkte hervorsehen. Wer dieses bewunderungswürdige Schauspiel in seiner ganzen Pracht betrachten will, der muß an den Fuß des Wasserfalles selbst hinabsteigen; da erscheinen die durchsichtigen Dämpfe als wirbelnde Funken im Strahle der Sonne; am Abhange des Schlundes steht eine Gruppe Ahornbäume, die weder das Brausen des Wasserfalls erschüttert hat, noch die Gewalt des Wassers; abgerissene Baumstämme aus dem nahen Walde, wurden von dem Cataracte zu-

rückgeschleudert, und drehten sich wie ein Kreisel, während mitten in dieser aufgeregten Natur die Fischervögel sich ruhig oben an die Felsen anklammern und auf Beute lauern.

Eine Meile weiter abwärts bildet der Genesee abermals einen Wasserfall, der jedoch dem ersten an Höhe nicht gleichkommt, und einen ganz andern, lieblichen, nicht wie jener, einen schreckbaren Anblick gewährt. Der Fluß strömt in einem tiefen und jähen, von Bäumen überdeckten Schlunde, wird dann plötzlich von zwei Felsen dicht zusammengedrängt, und verschwindet in einer so engen Schlucht, daß man, ohne sich über das Gesträuch hinüberzubeugen, den Wasserfall, dessen Brausen wie ein unterirdischer Donner ertönt, gar nicht sehen kann; das gehemmte und aufgehaltene Wasser verbreitet sich über die Steinbänke, und fällt gleich klaren, durchsichtigen Fäden Tropfen für Tropfen hinab. Ein kleiner abgeleiteter Arm des Flusses setzt eine Sägemühle in Bewegung. Hier nahme schnell auf einanderfolgende Flintenschüsse meine Aufmerksamkeit in Anspruch, und ich folgte der Richtung, von woher das Geräusch kam. Da sah ich den mit seiner Arbeit beschäftigten Müller; neben ihm stand eine mit Schroot geladene Flinte. Kam nun ein Flug Holztauben vorüber, so griff er nach seinem Gewehr, drückte ab, und sahe eine Menge Geflügel aus der Luft herabstürzen. Ich lernte hier also eine neue Art der Jagd kennen, die in Europa, selbst in den Gehegen der großen Herren unbekannt ist, und bei der man nicht nöthig hat, aus dem Hause zu gehen.

Unweit dieser Mühle findet man Spuren einer alten Brücke, die eine Verbindung zwischen beiden Ufern bewerkstelligen sollte; sie war mehr als 400 Fuß lang und in der Mitte 250 Fuß hoch. Kaum war das ungeheure Werk vollendet, als es unter seiner eigenen Schwere zusammenstürzte, als eben ein Wagen

am Ufer angekommen war. Seitdem hat man die Arbeit nicht wieder aufgenommen.

In Rochester sind Bassins, in welche die Schiffe einfahren, und bis an die Gasthöfe gelangen können. Wenn man die Stadt verläßt, so erblickt man bald nichts mehr, als die sechs Glockenthürme ihrer Kirchen; die nicht so hohen Häuser verschwinden bald hinter den Bäumen des Waldes. Es beginnt eine neue, ruhige und wilde Gegend. Bei Nacht flattern ungeheure Eulen um den Leuchtthurm und erheben ihr trauriges Klagegeschrei (Howling); und die summenden Feuerfliegen scheinen eben so viele Funken zu sein, die schnell sich entzünden und eben so schnell wieder verlöschen. Was diesen einsamen Gegenden aber einen eigenthümlichen Character giebt, ist die schreckliche Stimme der Wararons, einer Art großer Frösche, die sich im Röhricht aufhalten, und deren Quaken dem Brüllen eines Stieres verglichen werden kann. Der enge Kanal, der in gerader Linie durch die Bäume geführt ist, gleicht einem bedeckten Gange, und das dichte Laubdach der Eichen bildet ein Gewölbe, unter dem der Hufschlag der Pferde, welche das Schiff ziehen, laut heraus dröhnt. Die erstaunten Eichhörnchen springen neugierig auf die äußerste Spitze eines biegsamen Zweiges, um die Schiffe vorüberfahren zu sehen; ein junger Falke, der aus dem Neste gefallen, aber schon flügge war, ließ sich willig ergreifen.

Um Mitternacht kamen wir nach Lockport, einem durch die dortigen Kanalarbeiten merkwürdigen Orte; hier folgen in kurzen Zwischenräumen 8 Schleusen in einer Höhe von 60 Fuß übereinander. Es blieb uns leider keine Zeit, dies schöne Werk genau zu betrachten, denn ein gewaltiger Regenguß strömte aus den Wolken herab, der Donner rollte mit heftigem Krachen. Dennoch passirten wir sämmtliche Schleusen ohne irgend einen

Unfall. Das Innere unſerer Kajüte bot auch ſeine Merkwürdigkeiten dar; Paſſagiere, die ich am Abend vorher noch nicht geſehen hatte, ſchliefen unbekümmert auf den ausgebreiteten Matratzen und Decken, und ſchnarchten; und ich konnte mich des Lachens nicht erwehren, als ich im Hintergrunde einen maſſiv gebauten Dulker, mit dem ich die ganze Reiſe von New-York aus gemacht hatte, ohne daß er auch nur ein einziges Mal eine Miene verzogen hätte, zwiſchen zwei enorm hohen Pfühlen da liegen ſah.

Als wir erwachten, befanden wir uns auf einem tiefen, zu beiden Seiten von rieſenhaften Bäumen beſchatteten Fluſſe, der ſchöne Name Tonawanta erhöhte noch ſeinen Reiz, und nie habe ich den Eindruck, den eine gewaltige, jungfräuliche Natur auf den Menſchen macht, ſtärker empfunden als hier. Ein friſcher Morgenwind kräuſelte das klare Waſſer und benetzte unſer Antlitz mit dem von den Blättern herabfallenden Thau. Das Einzige, was ich den ganzen Morgen erblickte, war eine von den Indianern quer über den Fluß geruderte Pirogue. Am Saum des Waldes ſtanden einige mit Baumrinde bedeckte Hütten, Kinder ſaßen am Ufer und angelten, und ſahen ſich für ihre Mühe reichlich belohnt. Und auch wir waren eben ſo glücklich; denn die ausgeworfenen Angeln verſchafften uns reichlichen Vorrath. Auch die in zahlreichen Zügen vorüber fliegenden Enten erregten die Aufmerkſamkeit der Reiſenden, und als wir einige Flintenſchüſſe ins Dickigt hinein abgefeuert hatten, ſahen wir uns von einer dichten Wolke von Staaren, Holztauben und Hähern umgeben.

Auf dieſe Weiſe reiſete ich mitten durch ein neues Land, das manche Europäer noch in Finſterniß verſenkt und von Barbaren bewohnt glauben. Die in den Wäldern hauſenden Thiere haben ſich an den Anblick der Menſchen gewöhnt und fliehen

nicht vor ihm, und überdies gewähren ihnen die hohen Bäume, die tiefen Moräste, die großen Seen, zahlreiche und sichere Zufluchtsörter. Wenn der Schuß das Thier noch nicht erreicht hat, dann steht es bestürzt still, und schaut um sich und forscht, woher dieser Knall kommt, und geht oft sogar gerade auf den Jäger zu. Die Spechte pflegen, um den Pfeilen der Indianer zu entgehen, rund um die Bäume herum zu laufen. Aber die Bären, Rehe, Schakals und Füchse verlieren sich im Dickigt der Wälder, durchschwimmen die Flüsse, ziehen sich in weit entfernte Gegenden, und hausen dort so lange ungestört, bis die weiter um sich greifende Civilisation sie auch von hier wegtreibt und zum Aufsuchen neuer Schlupfwinkel zwingt.

9.

Buffalo.

Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, so übersieht man leicht den Lauf der ungeheuren Seen, die sich auf dem entferntesten Westen in einer ununterbrochenen Kette bis zum atlantischen Ocean erstrecken. Der größte von allem, der obere See, der durch französische Jäger aus Canada bekannter geworden ist, fällt in den Huron See und dieser in den Michigan. Das Ostufer dieses letzteren ist zum Theil schon mit neuen Ansiedelungen bedeckt, die binnen wenigen Jahren mit denen am Ohio in Verbindung stehen werden. Der St. Clair-See ist nur eine Art von Straße, welche die Wogen des Michigan in den Erie trägt; und aus diesem letztern kommt der wunderbare Niagara-Fluß, ein Kanal ohne Quelle, wie ohne Mündung, der alle die ungeheuren Wassermassen über einen Abgrund schleudert, und eigends dazu bestimmt scheint, die Einförmigkeit aller dieser

Oceane zu unterbrechen. Dann kommt der Ontario, und aus diesem strömt der St. Lorenz, der reißendste und breiteste von sämmtlichen nordamerikanischen Flüssen.

Der Niagara bildet gleich nach seinem Anfange zwei Arme, welche eine etwa zwei Lieues große, bis jetzt noch unbewohnte Insel bilden. Einer, ich weiß nicht gleich welcher Gouverneur von New-York, hatte den sonderbaren Plan gefaßt, alle Juden, welche in diesem Staate zerstreut leben, hier zu einer jüdischen Colonie zu versammeln. Grand Island gegenüber fällt der Tonawanta in den Niagara. Dann fängt hier der Canal wieder an und geht bis Buffalo. Von Black-Rock läuft er der Küste des Erie entlang.

Ein etwa zwei englische Meilen langer Steindamm war mit großen Kosten aufgeführt worden, um den Schiffen, welche den See befahren, zum Schutze zu dienen und das Wasser im Canal und dem Tonawanta zurückzuhalten. Man glaubte damals, daß Black-Rock ein Haupthafen werden würde; und allerdings war bei den vielen Stürmen, die im Sommer und Herbste auf dem See wüthen, eine solche Anlage von ungemeinem Nutzen; allein urplötzlich nahm das schnelle Aufblühen des obengenannten Dorfes ein Ende, während Buffalo, das ursprünglich eine armseelige Hütte einer dürftigen Wittwe war, bald sich reißend vergrößerte, und seit lange schon Black-Rocks Aufkommen verhindert hat. Vor diesem letztern Orte sieht man daher keine anderen Segel mehr, als am späten Abend einige Fischerkähne.

Als wir in der Nähe von Buffalo uns befanden, gewannen diese majestätischen Gegenden durch die eigenthümliche Färbung der von den schräg fallenden Strahlen der Sonne beleuchteten Wolkenmassen noch mehr an Großartigkeit. Am Horizonte begrenzen die Gipfel der Ober-Canada-Gebirge den Blick und

verſchwimmen in bläulichen Linien; über den Sümpfen kreiſen weiße Adler, die größten Vögel in dieſen Ländern, welche die Gegend um den Waſſerfall vorzugsweiſe aufzuſuchen ſcheinen, und kaum dem Auge erreichbar, ziehen, in einem Dreieck fliegend, wandernde Kraniche, deren von Zeit zu Zeit ſich wiederholendes Krächzen wie ein Schrei aus den Wolken ertönt. Auf den zerſtreut umherſtehenden Kaſtanienbäumen lagern die ſchwarzen Geier mit hängenden Flügeln und bergen den Kopf in ihrem Gefieder, und aus jedem Gehölſche, aus jedem Geſträuche hört man den lieblichen Geſang irgend eines prächtig gefiederten kleinen Vogels. Dem ganzen Ufer entlang ſtehen lauter große, vielhundertjährige Bäume, zum Theil voll Kraft und Saft, die andern vom Blitze zerſchmettert, und ſchwarz von aller ihrer Rinde entblößt. Endlich ſieht man auf dem Hügel die Dächer von Buffalo durch das Laubgewölbe ſchimmern und die Maſten der daſelbſt liegenden Fahrzeuge ſich im Winde ſchaukeln.

Jeder Reiſende hat gewiſſe Lieblings-Erinnerungen, die oftmals wieder in ihm aufſteigen, und nicht ſelten ihn auch im Traume heimſuchen. Entweder iſt es eine unerwartete Begegnung, welche ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat, ein wunderbares, auffallendes Ereigniß, eine überſtandene Gefahr, oft aber auch der ganz neue, überraſchend eigenthümliche Anblick eines Landes. So erinnere ich mich oft und gern an die Befriedigung, die ich empfand, als ich den erſten Blick in die breiten, kaum erſt abgeſteckten Straßen von Buffalo warf. Da ſah ich ſchweizeriſche Trachten, ich ſah Elſäſſer, Canadier, Irländer und Wilde bunt durch einander, als wenn ſie ſich dieſe Scholle Erde, auf der ſie friedlich neben einander wohnten, ſtreitig zu machen gedächten.

Alle eben erſt aus den Canal-Boats ausgeſchifften, kürzlich angekommenen Europäer blickten verwundert auf den Erie-

See, der wie ein Meer vor ihnen sich ausbreitete. Eine junge Schweizerin hörte ich weinend ihre Mutter fragen: ob denn das da vor ihnen der schöne Neufchateller See sei? Die Mutter wandte ihre Augen nach Osten und antwortete mit einem Seufzer.

Die zwischen der thätigen Menschenmenge sich herumtreibenden Wilden betrachteten mit Gleichgültigkeit jene Ankömmlinge, die hergekommen waren, ihnen ihre alten Bäume umzuhauen und die Urwälder zu lichten. Ihre neugierigen Kinder liefen in den Magazinen umher und vertauschten eine Rehhaut gegen einen Schilling oder Glaswaaren, und wenn man ihnen ein Stück Band gab, so putzten sie sich den Kopf damit und liefen ans Ufer, um ihr Bild im Wasser sich abspiegeln zu sehen. Ein Häuptling jedoch fiel mir vor allen andern auf. Seine Nase und die Ohrläppchen hatte er mit Bärenzähnen geschmückt und er schien die Neuangekommenen mit scheelem Blick zu betrachten. Die kurzen bunten Röcke der Schweizerinnen und Elsässerinnen erregten seine Verwunderung, ihr glattes Häubchen und die hinten von demselben herabhängenden Bänder betrachtete er mit nicht geringer Aufmerksamkeit. Er redete mich einmal in indianischer Sprache an. Ich verstand freilich nicht einen von den vielen Kehllauten, die er aus dem ungeheuren Munde hervorstieß, kaufte ihm aber seinen Gürtel und eine Tasche von Biberfell ab. Indessen war ihm das nicht genug; er forderte mich auf, ihm nähere Nachrichten und Erklärungen über diese bleichen Gesichter (pale faces) wie er sie nannte, zu geben. Obschon es gewaltig regnete, so zog er mich doch am Arme, und führte mich zu einem an der Straßenecke liegenden Quadersteine. Anfangs ließ ich mir das gefallen, als ich aber mit ihm nicht zu Ende kommen konnte, brach ich die Unterhaltung kurz ab, und ging davon.

Diese Wilden führen den Namen der Seneca's und bewohnen ein ihnen von der amerikanischen Regierung überlassenes Gebiet; eine sogenannte Reserve. Vormals gehörten sie zum Bunde der fünf Nationen, und nahmen sogar lange Zeit den ersten Rang unter den Wilden jener Gegend ein. Seit sie aber im Jahre 1778 eine furchtbare Niederlage erlitten, haben sie jene Macht, auf die sie so stolz waren, eingebüßt, und sind jetzt bis auf einige hundert Köpfe, die in mehreren Dörfern zerstreut leben, zusammengeschmolzen. Innerer Zwiespalt, denn der herrscht bei den Wilden nicht minder als bei unsern civilisirten Mächten, schwächte sie noch mehr als die erlittene Niederlage. Zwei durch Rednergabe und Tapferkeit bekannten Häuptlinge stritten um die Oberherrschaft und den Vorrang; der eine, Red-Jacket, erhob sich mit aller Hitze, deren ein Indianer nur fähig, gegen die Einführung des Christenthums unter seinen Brüdern, und hat noch jetzt, obschon er alt und schwach ist, und seine vorige Macht verloren hat, Einfluß genug, alle Christen von seinem Gebiete auszuschließen. Billy dagegen war in den Grundsätzen des Christenthums erzogen und ein eifriger Anhänger desselben. Daher suchte er mit der neuen Lehre auch Civilisation unter seinem Stamme zu verbreiten.

Zum Theil haben die Senecas sich an europäische Gebräuche gewöhnt; jedoch sah ich Leute unter ihnen, welche sich des Bogens mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit gegen Rehe, und selbst gegen Vögel zu bedienen wissen, und die meisten sprachen noch indianisch. Diese Abkömmlinge der vormaligen Besitzer Amerikas verdienen doch wegen ihres eigenthümlichen Characters und so vieler anderer Umstände, immer noch die Aufmerksamkeit des Reisenden, obschon von ihrer vorigen Macht keine Spur mehr übrig ist, und ihre Originalität sich immer mehr verliert.

Vom Dorfe Buffalo aus übersieht man den ganzen Erie-

See und den Niagara. Die Umgegend, und namentlich das von den Indianern besetzte Land ist ungemein fruchtbar. Wegen des häufigen Verkehrs, in welchen seine Bewohner mit den im Michigan-Territory lebenden stehen, ist es ein Stapelplatz für alles westlich von den Seen kommende Pelzwerk geworden. In den dichten Wäldern am Ufer ist Wild aller Art im Ueberfluß; am meisten wird von den Weißen sowohl, welche im Innern umherstreifen, als von den Indianern, auf Bären, Rehe und Biber Jagd gemacht, und den Namen Buffalo (wilder Ochs) erhielt der Ort wohl darum, weil vor der Ankunft der Europäer hier eine Menge Büffel umherstreiften.

In Buffalo kann man deutlich die canadischen Küsten erkennen, und die um zierliche Goeletten plätschernden Wellen des Erie erinnern den Amerikaner, der gern sein Land durchreiset, um mit Stolz dessen improvements zu betrachten, an den glänzenden Seesieg, welchen der junge Commodore Porter hier über die Engländer gewann, ungeachtet ihm diese an Zahl ihrer Schiffe und an Mannschaft bedeutend überlegen waren.

Der Eingang in den Hafen von Buffalo wird durch eine Landzunge gedeckt, auf deren äußerster Spitze ein Leuchtthurm errichtet ist. Ich erlebte einen Sturm auf dem Erie-See, und obschon mir die Orkane des Weltmeeres noch im frischen Angedenken waren, so konnte ich doch nicht ohne Beben den Wind durch das Tau- und Segelwerk unsers Schooners heulen hören, denn jede Minute drohete uns der Abgrund zu verschlingen. Glücklicherweise kam uns das den Michigan befahrende Dampfboot zu Hülfe und brachte uns, mit Seegeln und Rudern gegen die Gewalt des Orkans ankämpfend, zuletzt doch noch wohlbehalten in den Hafen ein. An den zwei folgenden Tagen war die Küste mit entwurzelten Baumstämmen bedeckt, und nicht

ohne Rührung erblickte ich eine ans Ufer geschleuderte Fischerbarke, deren Kiel zerschmettert war.

10.

Die Fälle des Niagara.

Wie schlug mein Herz, als ich zuerst unter den dichten Trauerweiden unherirrte, in weiter Ferne eine weiße Staubwolke sich gen Himmel erheben sah, und in Zwischenräumen, je nachdem der Wind wehete, ein dumpfes Tosen hörte. Nach Goat-Island, dieses oberhalb der Fälle des Niagara liegende, durch seine Urwälder so majestätische Eiland, möchte ich nicht, wie jener Gouverneur von New-York, alle Juden schaffen, sondern alle jene Menschen, die ihrer selbst überdrüssig sind, sich in den Städten zwecklos umhertreiben, und jene, die des Lebens hohe Bedeutung nicht erfassen, und wie Göthe so wahr sagte, sich herumdrehen im engen Zirkeltanz, wie junge Katzen mit dem Schwanz. Ich möchte wissen, ob die gewaltige Stimme, die aus dem tosenden Schlunde hervordonnert, in ihnen die unter langer Apathie begrabenen Gefühle wohl wieder erwecken könnte. Im Anblicke der Gipfel eines mit den Wolken verschwimmenden Berges, in der unbegrenzten Unendlichkeit des Meeres, in der Stille der Urwälder, in dem Tosen eines Wasserfalles, mit einem Worte, in allen großen Naturschauspielen liegt ein unwiderstehliches Etwas, was den Menschen der Erde entrückt und ihn in höhere unendliche Regionen erhebt. Wer von oberhalb der Wasserfälle, von Osten her, sich ihnen nahet, begreift Anfangs von alle dem nichts, was um ihn vorgeht. Biegt er aber um eine

Krümmung, dann sieht er eine ganze englische Meile lang die Stromwellen schäumen, bis zur äußersten Spitze von Goat-Island, und sich mit dem Wasser des Sees vermischen, dessen Ufer man nicht mehr erblicken kann. Goat-Island oder die Ziegeninsel trennt die beiden Seiten des Wasserfalls, und mitten in diesem Hufeisen verschwindet alles in einem Dampfwirbel, aus welchem ein dem Rollen des Donners ähnliches Gebrülle hervorschallt. Aus den benachbarten Staaten kommen viele Amerikaner hieher, um in der Eagle Tavern, einem hübschen Gasthofe, dessen Wände mit Namen aus allen Welttheilen bekritzelt sind, zu speisen, gehen ans Ufer des Niagara, klammern sich an eine alte, über das Wasser herabhängende Eiche, werfen einen Blick des Staunens auf das wunderbare Schauspiel, gerathen in eine contemplative Entzückung, steigen wieder in ihren Wagen und sprechen mit Selbstgefühl: „Ich habe die Wasserfälle gesehen.“ Dabei vergessen sie selten oder nie zu erzählen, daß von dem Donner des eine halbe englische Meile im Umfang haltenden Wasserfalles die Scheiben im Wirthshause erdröhnen. Was haben nun diese Leute im Grunde gesehen? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber wohl, welches der Hauptgedanke der die Wasserfälle besuchenden Yankees ist. Sie kalkuliren. „Diese Falls unterbrechen die Schiffahrt auf den Seen, ergo: muß ein Kanal gegraben werden.“

Als es ganz Nacht war, und der hinter den canadischen Hügeln aufsteigende Mond mit seinen bleichen und melancholischen Strahlen die fernen Dämpfe des Sees durchdrang, als ich in einer Pirogue von den aus dem Schlunde kommenden Wellen mich wiegen ließ, und ein feierliches Gemurmel hörte, welches von den Felsen als Echo zurücktönte; als sich über mir die gewaltigen Bäume von Goat-Island ablöseten, als ich sah, wie die weißen, aus dem Falle aufsteigenden Dünste sich an die

Spitzen der Tannen hefteten, — da empfand ich eine innige Freude, ein beseligendes Gefühl, das durch nichts gestört wird, eine Seelenruhe, die des großen Schauspiels würdig war; es war mir, als wenn die Gottheit sich mir in ihrem gigantischen Werke vollständig offenbart hätte. Aber wenn die Sonne diesen durchflichtigen Schleier erhellt, und ihn in alle Farben des Regenbogens kleidet, dann steht der Wanderer in stummer Verwunderung und sammelt alle Stärke seiner Einbildungskraft, um sich in dieses große Mysterium der Natur würdig einzuweihen.

Von der amerikanischen Seite her hat man eine hölzerne Brücke nach Goat-Island hinübergeschlagen. Die Eichen und Bucheschen, welche diese Insel bedecken, sind von ungeheurem Umfange und ihre ineinandergeschlungene Zweige verbreiten ein solches Dunkel, daß die Eulen und Trompeterschlangen die einzigen Bewohner derselben zu sein scheinen. Auf dem Ende, das nach dem Wasserfalle zu liegt, dienen zwei große Steine, auf die man mit Hülfe eines Baumes hinaufsteigt und dann, unter steter Gefahr in den Abgrund zu stürzen, erklettern muß, einer Brücke als Grundlage, auf welcher der Reisende einem ewigen Regenguße ausgesetzt ist, und von wo er zitternd die ganze Wassermasse in dem Halbkreise, welchen der Hauptfall bildet, verschwinden sehen kann *).

Vor sich sieht er den zwischen spitzige Felsenufer eingeengten Fluß; links liegt Table-Rock, ein abgeplatteter Fels, der die Form eines Tisches hat, und von welchem die fashionabeln Besucher, denen die mit dem Erklettern der Brücke verbundene Ge-

*) Durch die Ziegeninsel sind die Wasserfälle in zwei Theile getheilt; der auf der amerikanischen Seite ist siebenhundert Fuß breit, der größere, auf der canadischen Seite, neunhundert Fuß breit und hundertsechszig Fuß hoch.

fahr doch allzugroß scheint, eine viel bessere Aussicht zu haben behaupten, als von jener.

Kommt man auf die canadische Seite hinüber, so tritt einem ein dienstbeflissener Wegweiser entgegen, präsentirt sein Album, und was den Meisten weit lieber ist, sehr gute Erfrischungen. Dann besteigt man eine in den Felsen eingehauene Wendeltreppe, und gelangt, nachdem man etwa hundert Stufen hinaufgestiegen ist, auf den Table-Rock. Hier vertauscht der Reisende seine Kleider gegen einen Kittel von Wachsleinwand, und kann nun, wenn er Muth hat, diesem Menschen folgen, der von Stein zu Stein klettert, laut ruft und schreit, um seine Stimme vernehmbar zu machen und sich selbst bis hinter den Fall wagt. Als ich ihm dahin gefolgt war, und die von dem gewaltig herabstürzenden Wasser zurückgedrängte Luft meine Brust pressen fühlte, und mir Kraft und Athem ausgingen, da glitt ich mit dem Fuß aus, Nacht umdunkelte meine Augen .... und in einer Grotte hinter dem Wasserfälle kehrte erst meine Besinnung zurück; neben mir stand der Führer und hielt mich fest am Arme, in seinem exegetischen Lehrkursus über die Wirkungen der zurückgepreßten Luft, durch den Unfall der mich betroffen hatte, keineswegs gestört. Allein hier kam mir das Getose tausendmal furchtbarer und schrecklicher vor, als oben auf dem Goat-Island, der Boden bebte, als wenn die Erde sich öffnen wollte; es kam mir vor, als sei ich im Tartarus.

Etwa eine Meile von hier fanden wir eine Wasserstoffgasquelle, in die man gewöhnlich ein Licht hält, um sie zu entzünden. Einige Neugierige hatten die Oeffnung mit einem Stein wieder zugedeckt. Als nun der Führer mit seinem Lichte kam und die Flamme an das Gas brachte, erfolgte eine Explosion, von deren Grund und natürlicher Ursache wir ihn auf keinerlei Weise überzeugen konnten; er behauptete steif und fest, es sei ein

Vorzeichen vom baldigen Einstürzen des Table-Rock. In der That hat seine Prophezeihung sich bestätigt, allein nicht das Gas, sondern die Engländer haben diesen Felsen gesprengt.

Als ich eines Abends von der Jagd in den Sümpfen von Grand-Island zurückkam, begegnete mir ein alter Canadier. Seine Jagdtasche war mit Enten, Eichhörnchen, Fasanen und Rebhühnern gefüllt. Als der Bewohner von Quebeck in mir einen Franzosen erkannt hatte, bat er, mich begleiten zu dürfen. Wir gingen dem Saume des Waldes entlang, und er erzählte mir folgende Geschichte:

„Es war ein schöner Frühlingsmorgen, die Sonne erhob sich eben über die Wälder und zerstreuete die Nebel, auf jenen Gebirgen im Westen lag noch Schnee, und sie erglänzten bei jedem Lichtstrahle, den ihnen die Gewässer des Sees herübersandten, wie ein Spiegel. Im Sumpfe war alles still und ruhig; denn damals gab es nur selten an diesem Orte Jäger und Flintenknall, und die Indianer hatten sich aus Aberglauben von den Umgebungen des Wasserfalles entfernt."

„Als ich an der Mündung des Tonawanta ankam, (ich war damals noch Kind) schritt ein Mann am Saume des Waldes langsam durch Buchen und Gesträuch dahin, eine weiße Decke umhüllte seine Schultern, der Gürtel von Biberfell enthielt wahrscheinlich sein Jagdgeräth, sein Haar fiel lang auf die Schultern herab, und auf seinem Haupte trug er als Mütze die Haut vom Kopfe eines Bären; die beiden Ohren standen zu beiden Seiten empor und glichen Trophäen."

„Bald war er hinter dem Dickigt verschwunden, ich folgte ihm in den Wald und sah, wie er Bogen und Pfeile in einen auf dem Trockenen stehenden Kahn legte. Dann schleuderte er das Fahrzeug mit kräftigem Arme ins Wasser, setzte sich ganz hinten in demselben nieder und es flog wie ein Blitz dahin, so

schnell

schnell und geschickt wußte er sein Ruder zu handhaben; nicht lange nachher zog er ein aus Bast zierlich gefertigtes Seegel auf und glitt nun den Fluß hinab."

„Das Canot war so klein und eng, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, in demselben aufrecht zu stehen. Deutlich sah er die Wirbel am Horizonte sich erheben und konnte das Tosen des Wasserfalls vernehmen. Jetzt befand er sich noch etwa eine halbe Meile von den Stromschnellen; er wußte, wie gefährlich sie waren und bereits schickte er sich an, nach dem Ufer zu rudern, als er einen in den Lüften schwebenden Adler erblickte. Da zog er das Birken-Bastseegel ein, legte sich lang hin in seinen Kahn, ergriff seinen Bogen, legte den Pfeil auf die Sehne und wartete nun bis der Vogel schußgerecht war. Während der furchtlose Jäger unbeweglich da lag und auf dem Wasser schwamm, kam der einen Kreis rings um ihn beschreibende Adler allmählig herab. Vom Ufer aus glich der Kahn einem ins Wasser geworfenen Rohrbündel, oder dem Leichnam eines Büffels, der in einem der großen Seen ertrunken war. Da schießt der Indianer, erhebt ein Freudengeschrei; der durchbohrte Vogel fällt; allein es ist noch Leben in ihm, er flattert noch weiter hinab und fällt in der Mitte des Flusses nieder. — Der Jäger hatte also vergeblich geschossen, die Beute war ihm entgangen, und auch die glänzenden Federn, mit denen er sich beim nächsten Feste seines Stammes hätte putzen können, waren nun verloren. Wüthend rudert er seiner Beute nach, denkt nicht an die Stromschnellen, die dicht vor ihm liegen, und rennt in einen unvermeidlichen Tod; denn als Indianer wußte er, daß noch nie ein Canot der Seneca's oder eine Kriegspirogue der Adirondacks sich jemals diesen schäumenden Klippen zu nähern gewagt hatte."

„Bald indeß sah er ein, wie unklug sein weiteres Hinabrudern gewesen. Es war ihm nicht möglich, mit der Pirogue

an einer der Inseln anzulegen, er versuchte vergeblich, sich an einigen Zweigen anzuklammern, die Blätter blieben in der convulsivisch zuckenden Hand hangen. Alles war umsonst; sein Untergang unvermeidlich; da erinnerte er sich, daß er Krieger sei, und daß er muthvoll und furchtlos sterben müsse. Er griff also nach der an seinem Gürtel hängenden, mit Feuerwasser (Branntwein) gefüllten Flasche, leerte sie auf einen Zug, kreuzte die Arme über die Brust und sah mit ruhigen Augen auf den Abgrund, der ihn verschlingen mußte."

„Mit Blitzesschnelle flog der Kahn von Fels zu Fels, ich sah ihn noch unter dem Regenbogen, den die auf den Wasserfall scheinende Sonne bildet; — der Indianer hob zum Abschiede von der Welt beide Arme empor, und bald waren Pirogue und Jäger im Abgrunde verschwunden."

11.

Die Tuscaroras.

Lewiston ist ein vor nicht gar langer Zeit gegründetes Dorf am Ufer des Niagara, einige Meilen unterhalb der Wasserfälle. Dem Ufer entlang bemerkt man eine nicht unbedeutende Anzahl von zerstörten Häusern, die von den Engländern im letzten Kriege niedergebrannt wurden. Die beiden rivalisirenden Nationen sind hier nur durch den Fluß von einander getrennt, und auf der canadischen Seite wehet eine ungeheure rothe Fahne mit einem weißen Kreuze mitten im Dorfe Queenstown, dessen noch jetzt vom Feuer geschwärzte Dächer die Niederlage des englischen General Brock bezeugen, der hier sein Leben verlor. Die Regierung hat ihm auf dem Kampfplatze ein Denkmal errichten lassen. Es besteht aus einer hundert und funfzehn Fuß hohen

Säule, auf der ſich eine Sternwarte befindet, von welcher herab man die ganze Umgegend und den Eintritt des Fluſſes in den Ontario überſieht; auch erblickt man von hier aus noch ganz deutlich die aus den Dämpfen des Waſſerfalls ſich entwickelnden Wolken, ſo wie den Lauf des Fluſſes, wie er ſich zwiſchen den Felſen hindurchdrängt.

Der hohe Hügel den man auf einem engen und gewundenen Pfade hinabſteigt, führt den Namen Teufelsloch, Devil's Hole, zum Andenken an den ſchrecklichen Tod der fünfhundert Amerikaner, die von dieſer dreihundert Fuß hohen Höhe in den Niagara hinabgeworfen wurden. Als ſie auszogen, um das Lager der Engländer zu recognosciren, hielten ſie die an den Felſen gelehnten Cedernbüſche für den Saum des Waldes und fielen in einen Hinterhalt, den ihnen die Tuscaroras gelegt hatten, ſie wurden von dieſen Indianern ohne Ausnahme und Erbarmen in den Abgrund geſtürzt, nur einem dieſer Unglücklichen gelang es, ſich an Baumzweigen feſtzuklammern, und er ward, wie durch ein Wunder, gerettet.

Kaum war der Tag angebrochen, als ich zu Pferde ſtieg, um die Tuscaroras zu beſuchen. Ein üppiger Thau hielt den Staub auf dem Pfade nieder und tröpfelte in Perlen von den blühenden Tulpen herab, die ganze Natur gewann beim Durchbruche der Sonne ein heiteres und lachendes Anſehen, und die Vögel zwitſcherten munter und fröhlich in den Jasminbüſchen. Als ich etwa eine Stunde von Lewiſton entfernt war, führte mich ein rauher Pfad, der wie es ſchien, durch das Bett eines Gießbachs gebildet ward, in das Dorf der Indianer. Ich legte meinem Thiere den Zaum auf den Hals, überließ mich ganz meinem Sinnen, und ganz nach Belieben irrte das Thier zwiſchen den Hütten umher. Einige dieſer Wohnungen waren rund, glichen einem Biberbau, und waren mit Rinde von Cedernholz

gedeckt; oben befand ſich ein Loch, aus welchem der Rauch emporſtieg. Durch eine halb offene Thür ſah ich eine an einem kniſternden Feuer ſitzende Indianerin, die in einer aus Birken verfertigten Hängematte ihr neugebornes Kind wiegte, während die erwachſenen um die Hütte herumliefen und mit Pfeilen nach an den Bäumen aufgehängten Kürbiſſen ſchoſſen. Die Frauen brachten Holz und Birkenrinde herbei, um Körbe und Pirogen daraus zu verfertigen; einige trugen auch Kinder in Windeln auf dem Rücken. Die Windeln hatten zu beiden Seiten ein Baſtſeil und wurden mit demſelben auf dem Kopfe der Mutter feſtgebunden. In dem ganzen Dorfe herrſchte eine ſo tiefe Stille, eine ſo feierliche Ruhe, daß die ab- und zugehenden Weiber ſich nicht einmal um den Beſuch eines Fremden kümmerten. Ich ſah nur wenige Männer, die Meiſten waren auf die Jagd gegangen oder fiſchten; die ich ſah, waren Greiſe, welche ein mit Mais und Kartoffeln bepflanztes Feld bebauten. Der eine von den Alten im Dorfe, der nahe an 100 Jahre alt ſein mochte, hat die Geſchichte ſeines Stammes und die aller amerikaniſchen Völker ſeit Erſchaffung der Welt geſchrieben; auch Zeichnungen von den drei Rieſen hinzugefügt, welche, als die Sündfluth vorbei war, die Erde bevölkerten. Sein Haus war für einen Indianer ſehr geräumig, ſeine Thür war verſchloſſen. Als ich nach ihm fragte, zeigten die Nachbarn auf den Wald. Das ſollte unzweifelhaft ſo viel heißen, als: er habe die Einſamkeit geſucht, um ungeſtört nachdenken zu können.

Die Lage dieſes Dorfes der Tuscaroras iſt reizend. Es wird von etwa zweihundert Menſchen bewohnt, die an den Ort eine ſolche Anhänglichkeit bewahren, daß ſie ihn nicht verlaſſen werden, wenn die allzunahe Berührung mit den ſich immer mehr ausbreitenden Weißen ſie nicht gebieteriſch dazu zwingt. Ich bewunderte die dichten Gehölze, die ſich ununterbrochen vom Fuße

des Hügels bis zum See erstrecken, dessen klarer Spiegel die schräg fallenden Strahlen der Sonne wiederstrahlte; ringsum herrschte die tiefste Stille, diese mit dem Ontario verschwimmenden Wälder, dieser klare azurblaue Himmel, diese majestätische Natur schien jungfräulich und eben erst aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen zu sein. Ich hatte mich selbst vergessen in diesem Anschauen, griff unwillkührlich nach der Bleifeder und warf aufs Papier, was sich in mir drängte, als plötzlich ein Schatten auf mein Gesicht fiel, und mich aus meiner Träumerei zog. Es war ein großer Tuscarora, der sich mir unmerklich genähert hatte und mich mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete. Einige englische Worte waren hinreichend zu unserer Bekanntschaft und er erzählte mir die Geschichte seines Stammes.

Die Tuscaroras stammen aus Carolina und theilten mit den Creeks und Cherokees den Besitz der apalachischen Gebirge. Die von der Uebermacht ihrer Feinde gedrängten fünf Nationen luden die Tuscaroras ein, sich ihrem Bunde anzuschließen, in welchem sie seitdem das sechste Volk bildeten. Ihre Geschichte ist fortan mit jener der Kriege Canadas und der Vereinigten Staaten verflochten. Die rothe Farbe der Tuscaroras erinnert an ihren südlichen Ursprung und trotz des kältern Climas hier im Norden haben sie noch nichts von dem stolzen und oft wilden Aussehen der Wilden vom Mississippi verloren. Ich erstaunte später über ihre schlagende Aehnlichkeit mit den Choctaws und Paskagulas. Ihr Gang ist weniger ernst und schwer, als jener der Oneidas, aber in ihren runden Formen, in den schlanker und feiner gezeichneten Gliedern liegt eine gewisse Indolenz, die augenscheinlich beweiset, daß sie von den brennenden Ufern des Meschacebe, den Savannen Floridas oder den Prairien in Texas stammen.

12.

Der Ontario-See.

An der Mündung des Niagaraflusses stehen noch zwei Redouten, eine englische und eine amerikanische, und zwei Dörfer. Newark, das auf der canadischen Seite liegt, ist noch ein Trümmerhaufen, aus dem sich erst ein paar Wohnungen wieder emporzuheben beginnen; Youngstown dagegen, obschon es nur aus etwa 20 Häusern besteht, blüht und gedeiht vortrefflich.

Mein Wirth in Lewiston war so gefällig, wie manche dieser Leute in den Scott'schen Romanen, und bot mir an, mich in seinem Waggon selbst nach Youngstown zu fahren. Sobald die Hitze sich etwas gelegt hatte, reisten wir gegen Abend ab. Der Weg war entzückend, wir fuhren dem Ufer des hier ruhigen Niagara entlang, in dem sich die dunkeln Wälder abspiegelten; von Zeit zu Zeit sahen wir den Taucherkönig auf seine Beute in der klaren Fluth zuschießen und wieder hervorkommen, wenn er sie verfehlt hatte. Dann stieß er einen schrillenden Laut aus, setzte sich auf einen dürren Baumstamm nieder und lauerte auf neuen Raub. Nußbäume bildeten einen schnurgeraden Gang und die Akazienblüthen, deren Duft uns der Abendwind zuwehte, erfüllten die Lüfte mit Balsam.

Das kleine Gasthaus, in dem wir in Youngstown anhielten, war mit Gallerien umgeben und dem Seewinde zugänglich; außerdem aber noch durch eine künstliche Hecke von grünen im Holze gehauenen Zweigen gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Ich mußte einen ganzen Tag auf die Abfahrt des englischen Dampfbootes warten, das zu Newark eine Station hat, und unternahm deshalb einen Ausflug an die Ufer des Sees. Die himmlische und hier so majestätische Natur hatte meiner Seele

alle ihre Ruhe wieder gegeben; ich dachte ans Vaterland und an die daheim gebliebenen Lieben; aber dieser Gedanke stellte sich mir jetzt nicht unter so trauriger Gestalt dar, wie wohl zuweilen geschah, ich empfand nicht jene tiefe Melancholie, die man in Deutschland mit dem Namen „Heimweh" belegt. Ich war glücklich, ich hatte alles, was ein einfacher Mensch sich wünschte, dem die Freuden, welche die Natur uns gewährt, das höchste und einzige Gut sind; ich hatte alles, was mein jugendliches, für Eindrücke empfängliches Gemüth beseligen konnte.

Ich drang geradezu in den dichten Wald ein. Bewaffnet war ich mit Flinte und Dolch, denn ich glaubte mich darauf gefaßt halten zu müssen, daß wieder ein Bär mir in den Weg käme. Die Sonne und die Richtung des Windes sollten mir in diesem Laublabyrinthe zum Führer dienen; überdies hatte ich zur Linken den See, den ich immer wieder finden, und der mir als Wegweiser dienen konnte. In wenigen Augenblicken gaben mir ganze Flüge von Waldtauben eine reichliche Jagdbeute; die Fasanen waren scheuer und liefen im hohen Gesträuche hin und her, ohne daß ich sie treffen konnte. Als ich mehrere Stunden lang schon das Dickigt durchstreift hatte, übermannten mich Anstrengung und Hitze, und ich schlummerte auf einer lichten Stelle ruhig ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich fortgeschlafen hätte, wenn nicht der melodische Gesang des Robin mich geweckt hätte. Ich sah ein, daß es Zeit zum Heimkehren wär. Die Wolken hatten sich gehäuft, der Wind wehte nicht mehr, der Donner begann schon zu rollen und die Sonne war verschwunden. Daß es mir möglich sein würde, durch dieses Waldgestrüpp den Weg wiederzufinden, daran war nicht zu denken, meine Beobachtungsmittel waren nun unnütz und es blieb mir nichts übrig, als aufs Gerathewohl einen Weg zu suchen. So rasch es mir möglich

war, brach ich mir Bahn und achtete nicht auf die zu beiden Seiten etwa aufflatternden Fasanen. Endlich, als ich auf einem lichten Flecke angekommen zu sein glaubte, der das Fort umgab, erblickte ich einen ungeheuren Nußbaumwald, und Erinnerung bemächtigte sich meiner. Ich legte meine Flinte an einem Baume nieder, stieg hinauf, weder Dorn noch Hindernisse scheuend. Aber ich erblickte nichts vor mir, als einen unabsehbaren Ocean von Baumwipfeln, die auch nicht von dem leisesten Hauche bewegt wurden. Der Himmel war drohend, kein Geräusch, nicht einmal der Gesang eines Vogels war zu hören, denn alle waren ins Dickigt geflogen, um sich vor dem Sturm zu bergen.

Wer jemals selbst in einer ähnlichen Lage war, wird wissen, wie peinlich es ist, sich von aller Hülfe und Unterstützung entblößt, in einem einsamen abgelegenen Walde zu befinden, ohne Hoffnung, eine gastfreundliche Hütte erreichen zu können. Dann sehnt man sich nach dem Vaterlande, ins älterliche Haus zurück und alle die Riesenbäume, deren Zweige mich beschatteten, schienen mir das Gewölbe einer unterirdischen Höhle, in der man nur wankend umherwandelt, mit einer Lampe, die zu verlöschen droht.

Ich verfolgte die einmal eingeschlagene Richtung, und brach mir mit dem Kolben meiner Flinte Bahn durch Busch und Strauch. Da höre ich auf einmal das Rauschen des Sees, ich eilte an den verlassenen Strand, — aber das andere Ufer erblickte ich nicht, nur wie Woge auf Woge folgte. Kein Seegel war zu sehen, nach dessen Lauf ich mich hätte richten können. So mußte ich mich denn wohl darin ergeben, die Nacht hier zuzubringen; ich zündete ein Feuer an, setzte mich am Ufer nieder und, starr auf den See schauend, überließ ich mich ganz meinen melancholischen Gedanken. Ich durchwandelte die engen Gassen meiner Vaterstadt, durchstreifte die mir so bekannten hei-

miſchen Fluren, ſprang über Hecken und Gräben, ich war ganz in Frankreich, vergaß meine traurige Lage. Allmälig entfernten ſich die dichten Wolkenmaſſen. Die Sonne ſchien wieder, aber ich ſah nichts, denn meine Gedanken irrten umher, wie die Flügel der Nachtmöven, die ſich ſchon auf dem See ſchaukelten.

Als ich endlich aus meinen Träumereien erwachte, ſtand die untergehende Sonne mir gegenüber, der Niagara mußte mir alſo zur Linken liegen, und dergeſtalt fand ich mich wieder zurecht. Bis zum Einbruche der Nacht ging ich den See entlang, bald über Steingerölle, bald über mosbedeckte Felsabhänge. Als es dämmerte, erblickte ich das Fort Niagara, aber in einer Entfernung von ſechs engliſchen Meilen. Als ich mich der Pulvermühle näherte, rief die Schildwache ihr Werda! und erſt auf den zweiten Anruf konnte ich mein: Citizen! antworten, ſo ermattet war ich.

Je mehr ich mich Youngstown näherte, um ſo heller ſtrahlten die Lichter im Gaſthofe, und Muſik erſchallte von weitem in mein Ohr. Als ich an der Thür meines Wirthshauſes ankam, empfing der Landlord, dem meine lange Abweſenheit viel Beſorgniß eingeflößt hatte, mich mit vieler Herzlichkeit, und der Wirth von Lewiſton ſtellte mich in einem Salon vor, aus welchem die ſonderbare Muſik erſchallte. Ein befremdlicher Gegenſatz in der That! Eben erſt hatte ich die düſtern, einſamen Wälder verlaſſen, ſeit einigen Minuten erſt ſah ich wieder menſchliche Weſen, und nun war ich auf einem Balle, den die Offiziere der Beſatzung des Forts angeſtellt hatten, um den Vorabend des 4ten Juli zu feiern.

13.

York*).

Am 4ten Julius, dem denkwürdigen Tage der Unabhängigkeitserklärung, an welchem, nach dem Sprüchworte, jeder gute Amerikaner sich betrinken muß, verließ ich das Gebiet der Vereinigten Staaten. Die Kanonen auf dem Fort wurden von Minute zu Minute gelöst, auf allen Schaluppen wehte die Flagge, die Milizen der Umgegend hatten sich auf dem großen Platze vor dem Gasthofe versammelt, und Pauken, Pfeifen und Trommeln machten einen abscheulichen Lärm, den man dort zu Lande kriegerische Musik nennt.

Durch diese ausgelassenen Freudenbezeugungen des Volkes fühlte sich der englische Stolz beleidigt. Die kleinen, unter englischer Flagge den See befahrenden Schiffe hatten sich von Youngstown zurückgezogen, und mitten im Niagara Anker geworfen. Das zur Abreise bereit liegende Dampfboot **) that Schüsse zu Ehren Georgs IV. und ich segelte in einem Kahn an Bord. Ich weiß nicht, ob es des Capitains Absicht war, mir etwas zu Leide zu thun, weil ich vom andern Ufer herüberkam, ich mußte eine Strickleiter hinaufsteigen, und vielleicht wäre ich gar nicht an Bord gelangt, wenn mir nicht Jemand die Hand gereicht und mich hinauf gezogen hätte. Wie freudig wurde ich überrascht, als ich in dem mitleidigen Manne einen Reisegefährten auf meiner Ueberfahrt erkannte. Wir hatten

*) Seit 1834 führt die Stadt wieder ihren indianischen Namen Toronto.

**) Das amerikanische Boot geht von Port-Genesee an der Mündung des gleichnamigen Flusses ab, berührt Oswego, Sackets-Harbour, und hält in Ogdensburg an, auf dem rechten Ufer des St. Lorenz, und folgt dergestalt dem ganzen See-Litorale auf der den Vereinigten Staaten gehörenden Seite.

Beide in Einer Kajüte gewohnt, und überließen uns nun ungestört der Freude des Wiedersehens.

Fort George war nun der letzte Punkt, den wir auf der englischen Seite erblicken konnten. Wer von Dover nach Calais gefahren ist, kann sich eine deutliche Vorstellung von der Fahrt aus der Mündung des Niagara nach York machen. Wie im Kanale von La Manche, so erblickt man auch hier ein zweites Ufer, wenn man das erste aus dem Gesicht verloren hat. Die Wellen sind kurz und auf einander gedrängt, und obschon das Land auf beiden Seiten verschwunden ist, und man nichts als Himmel und Wasser sieht, so ahnt, wer schon einmal das Weltmeer befuhr, doch die Nähe des Landes, wie die Thiere, die übers Meer geschifft werden, wenn das Schiff sich der Küste nähert.

Unsere Fahrt ging gegen Nordosten, durch den Ontario in seiner ganzen Länge, um Mittag aber überfiel uns ein plötzlicher Sturm, wie er in diesen Gewässern häufig vorkommt. Der erschreckte Capitain machte den Vorschlag, in York einzulaufen, von wo aus wir dann mit dem regelmäßigen Abendwinde die Reise weiter fortsetzen könnten. Wir Fremden waren sämmtlich damit zufrieden, weil wir dergestalt Gelegenheit hatten, uns die Hauptstadt von Ober-Canada anzusehen.

Derselbe Unterschied der Vegetation, der Temperatur, des Landes, der den Reisenden auffällt, wenn er die Kirchthürme und den Sand von Calais in hellem Sonnenlicht erglänzen sieht, während die Felsen von Dover mit einem düstern Nebel bedeckt sind, derselbe Unterschied, sage ich, macht sich auf dem Ontario-See bemerkbar. Als wir uns von der Küste entfernten, boten die schönen Nußbaum- und Akazienwälder ein herrliches Grün und den Anblick einer fruchtbaren, lächelnden Landschaft dar; auf dem Hügel, der sich amphitheatralisch erhebt, stieg lang-

sam der Rauch aus den Hütten der Tuscaroras empor, und die an dem Abhange stehenden Wohnungen erinnerten an das einfache und glückliche Leben der ersten Menschen unter einem milden Himmel. Als aber zwischen den dicken und grauen Wolken, die der Wind vor sich hertrieb, die Umgegend von York sichtbar ward, erblickte man außer hohen Fichten nichts als dichte Finsterniß und abschreckende Oede. Alle kleinen Fahrzeuge, die mit uns dieselbe Fahrt machten, segelten der Küste entlang, und kamen zu gleicher Zeit mit dem Dampfboote auf der Rhede von York an, so daß der Zug einem Geschwader glich, das sich um den Commodore reihet.

Champollion erzählt irgendwo in seinen Reisen, er sey einmal am Ufer des Nil damit beschäftigt gewesen, eine Ruine abzuzeichnen, und habe sich für den einzigen Europäer gehalten, der diesem brennenden Klima Trotz bieten könne. Wie groß aber war seine Ueberraschung, als er hinter einer Säule einige Fashionables und Ladies habe hervorklettern sehen, die einen ganz kleinen Strohhut nach der neusten Londoner Mode getragen hätten. Eben so findet man in York, einer der abgelegensten Städte in Amerika, mitten in einer traurigen Gegend, englische Sitten und Gebräuche in aller ihrer Originalität, die Moden, die ein paar Tage vor meiner Abreise von Paris erst aufgekommen, waren bei den Elegants in Ober-Canada längst bekannt. Englische Offiziere rollten in einem eleganten Tilbury durch die Gassen und über den großen Marktplatz von York und an den Häusern der Modehändler fand ich das englische Wappen mit der berühmten Devise: „Dieu et mon droit, honny soit qui mal y pense." Junge Dandies kamen mit goldenen Lorgnetten auf unser Boot und durchblätterten die New-Yorker Zeitungen. Am meisten aber befremdete es mich, zwei vornehme Damen während eines schrecklichen Ungewitters

und ſtürmiſchen Nordwindes auf einem Kutſchbocke ſitzen und die Pferde dem Ufer des Sees entlang ſelbſt lenken zu ſehen. Es regnete fürchterlich, und die ſich am Strande brechenden Wellen beſprützten außerdem noch Wagen, Pferde und Damen.

Auf dem großen Marktplatze erwartete uns ein intereſſantes Schauſpiel. Zwei kürzlich aus Schottland angekommene Bataillone Hochländer wurden vom Gouverneur gemuſtert. Die von ihren Mützen auf die Stirn der furchtloſen Kriegsmänner herabwallenden Adlerfedern, ihre buntfarbigen Mäntel, die nackten, ſchon von der ſcharfen, canadiſchen Luft gerötheten Schenkel, ihre Sandalen, die melancholiſche Muſik ihrer Hörner, das Alles bot einen Anblick wilder Rauhheit dar, der mit den Gegenden, wohin ſie verſetzt waren, vortrefflich im Einklange ſtand. Sie ſtimmten das Robin was not here an.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieſer merkwürdigen Stadt iſt der Umſtand, daß man außerhalb derſelben gar keine Wohnungen ſieht. Auf die Häuſer von York folgen unmittelbar Wälder, und zwar Wälder, die in ununterbrochener Folge ſich bis zu den eiſigen Gegenden an der Hudſons-Bay erſtrecken. In dieſem, an Größe halb Europa gleichkommenden Landſtriche beſitzt die Civiliſation nichts weiter als eine Stadt, die nicht viel ſtärker bevölkert iſt, als mancher Burgflecken in England, ſie iſt ihr letzter Vorpoſten mitten in dieſer Wüſtenei, gewaltig in ihrer urſprünglichen Natur und gleichſam von einem, der menſchlichen Induſtrie undurchdringlichen Mantel bedeckt.

Der Handel von York beſteht in etwas Verſendung von Bauholz; das iſt das Einzige; Getreide wächſt hier nicht einmal ſo viel, als verzehrt wird, und muß anders woher geſchafft werden. Ich glaube, daß dieſer elende Hafen der Krone England viel mehr koſtet, als er einbringt, namentlich, ſeitdem die Niederlaſſungen der Pelzwerkhändler am Huronſee eingegangen

sind. Allein der Stolz der europäischen Mächte verlangt dergleichen Opfer, damit sie auf der Landkarte recht große Landstrecken mit ihrer Farbe bezeichnen können, wenn sie auch, wie in Ober-Canada, aus nichts weiter als Wald und Wasser bestehen.

14.

Der St. Lorenz.

„Die Segel hangen an den abgetakelten Masten herab, wie die Fahnen nach beendigtem Kriege, das Schiff schaukelt sich in kaum merkbarer Bewegung, und scheint an eine Kette geschmiedet. Der Matrose athmet wieder frei und der fröhliche Kreis der Reisenden weidet sich an diesem Schauspiele“ *). Der Dichter, welcher diese Worte singt, hat gefühlt, wie viel Imposantes der Anblick des Meeres nach einem Sturme gewährt, welche Erhabenheit in dem tiefen Schlummer eines ganzen Elementes liegt, dem der Mensch sich unbekümmert anvertraut, wie sich eine Fliege auf den Rücken eines schlafenden Elephanten setzt.

Als die Sonne sich hinter die Hügel im Westen herabsenkte, war der See ruhig, und die Wellen kräuselten sich kaum. Die letzte feurige Tinte, von der einbrechenden Dämmerung gemildert, nüancirte sich wie ein Regenbogen auf dem klaren Wasser, und Alles erglänzte in so rosigem Lichte, daß die flatternde Nachtmöve dem Flamingo am Meschacebe glich. Allmälig stieg das Dunkel in Osten herauf und die Wolken folgten

---

*) Adam Mickiewicz, Lieder aus der Krimm.

gleichsam dem Fluge der Nachtvögel, *) deren scharfe und helle Stimme sich auf dem See verlor, und welche am Himmelsgewölbe phantastische Kreise beschreiben.

Wir waren unserer etwa zehn Reisende, alle verschiedener Nation. Die Unterhaltung ward französisch geführt, und ein Theil der Nacht mit Erzählungen, Geschichten aus allen vier Welttheilen hingebracht; der eine sang spanische zarte Canciones, der andere favourite songs aus dem schottischen Hochlande. Sogar der Steuermann murmelte sein God save the King vor sich hin, mit irischen Walzermelodien abwechselnd, ohne ein Auge von seinem Compasse abzuwenden; denn auf diesen Seen, wie auf dem Weltmeere, verschwinden die Ufer, und die Magnetnadel ist der einzige Wegweiser. Allmälig aber verstummten die Gesänge, die Matrosen streckten sich auf dem Oberdecke lang aus, der Kreis der Reisenden wurde lichter und selbst dem Erzähler fielen die Augen zu, und nicht lange nachher hielt Schlummer alle die Köpfe umfangen, in denen noch jüngst so viele Erinnerungen wach waren. Auf den Wellen sowohl als auf dem Verdecke herrschte tiefes Schweigen, eine feierliche Ruhe, wie sie Lamartine begeisterte: „Wiege, wiege fort, das Kind, das dich verehrte, und seit der zartesten Jugend von nichts geträumt hat, als von Wogen und Wald.“

Das canadische Ufer bietet dem Blicke lauter Buchten und waldbekränzte Bayen dar. Zuweilen entdeckt das Auge des herannahenden Reisenden eine lange schmale Pirogue dem Ufer

*) Der Night-Hawk oder Nachtfalke, ist etwa so groß wie ein Sperber, grau, von der Größe einer Seeschwalbe, der bei einbrechender Nacht über Wälder und Wiesen kreis't, vorzugsweise aber in der Nähe der See- und Flußufer. Er ist in ganz Nordamerika sehr häufig.

entlang segeln. Sitzt ein Europäer in diesem gebrechlichen Nachen, der sich bis hierher an diesen wüsten Strand verirrte, oder sind es Algonkiner, die nach den Seen in Westen wollen? Auch sieht man eine große Anzahl Inseln, die, wenn man ihnen nahe kommt, einer einzigen Fichtenmasse, oder einem Granitblock gleichen. Eine derselben glich einem gespaltenen, ganz mit Moos überzogenen Felsen. In der Mitte erhob sich eine ungeheure Ceder. Der einzige Bewohner dieser Insel ist ein Cormoran, der unbeweglich auf dem Gipfel des Baumes sitzt, und auf die unten am Boden liegenden Fische herabblickt, welche er aus dem Meere geraubt und hier aufgespeichert hat.

Zur Rechten liegt die Hunslow-Bay und im Hintergrunde derselben Sackets-Harbour, der bedeutendste Kriegshafen auf der amerikanischen Seite. Hier werden die Fahrzeuge erbauet, welche der Staat auf dem See unterhält, um seine Grenzen zu wahren, und die englische Regierung hat dasselbe zu thun, um sich im Besitze des ihr noch übriggebliebenen zu erhalten. Schon lange wären die Britten aus Canada vertrieben, wenn dieser öde Landstrich das Blut, was er kosten würde, werth wäre.

Wir schliefen alle fest, als auf einmal um Mitternacht uns Kanonenschüsse weckten. Wir waren nicht mehr auf dem Ontario, *) denn das Boot hatte am Quai von Kingston Anker geworfen, und von allen Seiten umgaben uns die Felsen des St. Lorenz. Dieses Dorf war im Unabhängigkeitskriege von großer Wichtigkeit, sowohl wegen der dort liegenden starken Besatzung, als durch seine Werfte, auf denen man noch einen ungeheuren Dreimaster sieht, der noch Kanonen hat, übrigens aber nicht

im

*) Der Ontario-See kann etwa zweihundert Lieues im Umfange haben; er ist weit länger, als er breit ist. Die Fischer behaupten, es sei in ihm kein Grund und Boden zu finden.

im Stande ist, die See zu halten. Wir durchliefen die Gassen, um uns, so gut es in der Dunkelheit möglich war, Kingston zu besehen, als uns ein halbbetrunkener englischer Brigadier begegnete. An unserer Sprache erkannte er uns als Fremde, ein Umstand, der bei ihm hinreichend war, uns für Feinde zu halten. Unter Toben und Schimpfen gegen die unverschämten Menschen, die bei Nacht und Nebel kämen, um die friedliche Stadt zu beunruhigen, zog er seinen Säbel und focht damit in der Luft herum. Doch die Anstrengung war für ihn zu groß, er ließ die Waffe sinken, und so gut er konnte, nach der Kaserne gehend, schleppte er sie hinter sich her, weil er die Scheide nicht wieder finden konnte. Als wir wieder an Bord stiegen, hörten wir gewaltig an ein Haus pochen, das am Quai lag. Wir erkannten den Corporal an seiner Stimme; er war an ein unrechtes Haus gekommen und befahl seinen Leuten die Thür zu öffnen.

Ein zweiter Kanonenschuß verkündigte den Bewohnern von Kingston unsere Abreise; bald brach der Tag an und das Geräusch der Räder ertönte von den Felsen des St. Lorenz zurück. Die Hügel bestehen aus röthlich grauem Granit, und sind abwechselnd mit Fichten, Tuyas und Bucheschen besetzt; in den grünen Thälern dagegen erheben sich Nußbäume und Akazien. Die Inseln, von denen eine sehr breit ist, kann man kaum vom Ufer unterscheiden. Die hohen Binsen und Cramberrybüsche *) bedecken die sumpfigen Eilande, auf denen es von wil-

*) Die Cramberry ist eine Art von Wasser-Johannisbeere, deren Kern etwa so groß ist, wie der einer Pflaume. Man macht aus der Frucht Pasteten und Confituren. Der Bluet ist eine kleine Schlingpflanze, die man in ganz Nord-Amerika findet. Sie blühet am St. Lorenz im Mai und trägt im Juli Früchte; in Louisiana dagegen blühet sie im Februar und im Mai sind

den Enten und kupferfarbigen Amſeln wimmelt, und am Abhange des Hügels, zwiſchen Binſen und Cramberries funkelt der rothe Kardinalvogel hervor, wie eine reife Frucht. Es iſt eine Eigenthümlichkeit beim St. Lorenz, daß er wegen der hohen Ufer die ihn umgeben, und ſeiner vielen Inſeln, ſchmaler ſcheint, als der Hudſon und der Miſſiſſippi, obgleich er viel breiter iſt, als dieſe beiden. Die Höhe der Wälder, die ununterbrochene Einförmigkeit ſeiner Hügel und noch mehr der Gegenſatz zu dem großen Ontario, den wir eben erſt verließen, ferner die vielen Seen, die der Fluß ſelbſt bildet, brachten dieſe Meinung bei uns hervor.

(Fortſetzung folgt).

V.

Schoolcraft's Reiſe am Miſſiſſippi*).

1.

Einleitung — Neueſte geographiſche Reſultate in Amerika — Lieutenants Pike's Miſſiſſippi-Reiſe — Unternehmungen des Gouverneur Caß — Nachrichten über die Quellen des Miſſiſſippi — Kurzer Bericht über die Züge Schoolcrafts im Jahre 1831.

Für die Geographie von Amerika waren in neuerer Zeit drei wichtige Aufgaben zu löſen. Sie betrafen die Quellen des Miſſouri, den Lauf und Ausgang des Columbia und die Quellen

die Früchte reif. Dieſe Letzteren ſind ſo groß, wie eine Pflaume, haben aber keinen Kern.

*) Narrative of an expedition through the upper Mississippi to Itasca lake, the actual source of this river; embracing an

des Mississippi. Die Expeditionen der Herren Lewis und Clark, unter der Administration des Herrn Jefferson, erledigten die beiden zuerstgenannten Fragepunkte, nur daß von den drei Missouri-Armen die beiden nordwestlichen unbereist blieben, so daß man nicht genau weiß, welches von diesen Wassern die ihm seine erste Nahrung geben, das größeste ist und ihm die reichsten Fluten zuführt. Um die eigentliche Quelle des Mississippi auszumitteln, sandte die amerikanische Regierung gleich nach der Erwerbung

---

exploratory trip through the St. Croix and Burntwood rivers; in 1832. Under the direction of Henry R. Schoolcraft. New York 1834.

Die Veranlassung zu dieser Expedition, so wie die Umstände unter welchen sie ins Werk gerichtet wurde, hat der Verfasser im Texte selbst genau genug angegeben, um uns weiterer Einleitung zu überheben. Doch setzen wir zu vorläufiger Verständigung Einiges aus der Vorrede hierher: „Die Aufgabe war, die sich befeindenden Stämme der Schippiwas und Sius zum Frieden untereinander zu bewegen, sie zur Einführung der Pocken-Impfung zu überreden, und den Zustand der Lokal-, Rechts- und Handelsverhältnisse dieser entfernten Distrikte zu untersuchen. Die Ausführung dieser Aufträge nahm zwei Sommer hinweg. Alle Stämme der Schippiwas, im Norden der Mündung des Wisconsin und einige Stämme der Sius wurden besucht.

Zusammenkünfte wurden verschiedentlich angeordnet und nichts unterblieb was zur Erweiterung oder Berichtigung der statistischen Bekanntschaft mit diesen Gegenden beitragen und was der Politik in Rücksicht auf sie zur Richtschnur dienen konnte. Die Expedition des Jahres 1831 erstreckte sich über das Land zwischen den Ufern des Superior-Sees und des Mississippi, südlich vom Fall St. Anthony. Im Jahre 1832 wurde die Reise nördlicher bis zu den Quellen des Mississippi ausgedehnt, und ein Theil dieser nördlicheren Region (nämlich der Strich nördlich von einer durch den Caß-See gezogenen Breite-Linie und westlich von der ihn schneidenden Länge-Linie) macht den Inhalt gegenwärtiger Reisebeschreibung aus.

von Louisiana, im Jahre 1805 einen Offizier mit hinlänglicher Mannschaft aus. Es war der Lieutenant Pike, derselbe, welcher 9 Jahre später als General sein Leben bei der Einnahme von York einbüßte. Er trat aber seine Reise zu spät im Jahre an, und nachdem er den Grund, worauf jetzt das Fort bei den Wasserfällen St. Anthony steht, ausgesucht und angekauft hatte, fand er sich im Vordringen über die Abstürze, welche diesen Theil des Mississippi characterisiren, so vielfach gehemmt, daß der Winter ihn überraschte, ehe er die Einmündung des De Corbeau erreichen konnte. Da erbaute er ein Blockhaus, um seine Leute und seine Vorräthe gegen die Strenge der Jahreszeit und andere Gefahren sicher zu stellen, während er selbst an der Spitze eines kleinen Detachements nach zwei wichtigen Centralpunkten, welche damals die Nordwest-Pelz-Compagnie inne hatte, den Seen Sandy und Leech, auf Eisschuhen Exkursionen machte. Da die Theilnehmer der erwähnten Compagnie Ausländer und also seit der gesetzlichen Uebergabe des Landes an die amerikanische Regierung zum Betrieb ihres Handels unberechtigt waren, so konnte Lieutenant Pike ihre kostbaren Pelze allerdings konfisciren. Aber großmüthig und uneigennützig, wie dieser tapfere Officier unter allen Verhältnissen sich erwies, begnügte er sich, jene geographischen Data zu sammeln, welche er nachher in seinem Reise-Journal öffentlich bekannt gemacht hat. Sobald aber der Frühling die Wasserstraßen öffnete, verließ er seine Winterstation und kehrte heim.

Nachher ist während einer Reihe von Jahren kein Versuch weiter gemacht worden, die Quellen des Mississippi zu erforschen. Erst im Jahre 1820 ward dem Herrn Caß, welcher damals Gouverneur des Michigan-Gebietes, mit Jurisdiktion über die dortigen Indianer war, zu einem solchen Unternehmen der Auftrag gegeben. Mit Vorräthen auf 4 Monate versehen, brach

er in der letzten Hälfte des Mai von Detroit auf. Seine Begleitung bestand, die Herrn seines Gefolges eingeschlossen, aus 38 Köpfen. Er reiste den Huron-See entlang, besuchte Michilimackinas, wendete sich dann gegen Nordwest, bis zur Höhe des Wasserfalls St. Mary, durchstrich das weite malerische Tiefthal des Superior-Sees und erreichte die Ufer des oberen Mississippi zuerst beim Sandy-See. Bis dahin war ihm die militairische Eskorte so wie auch der Zug größerer mit Lebensmitteln und Gepäck beladener Canots gefolgt, als einerseits die großen Strapazen der Mannschaft bei Portagen *) und andererseits der niedrige Wasserstand ihn zu dem Entschlusse brachten, ein permanentes Lager an diesem Punkte zu errichten. Er selbst begann mit kleinerem Gefolge auf Canots den Mississippi hinauf zu fahren.

Inzwischen war es schon um die Mitte des Juni als die Expedition den Sandy-See erreichte und die Streifpartie hatte zu bedenken, daß ein so beträchtliches Corps wie das im Lager, wenn ihm überdies noch hungrige und zudringliche Stämme der Eingebornen mit unaufhörlichen Gesuchen um Lebensmittel zur Last fielen, sich auf so entlegener Position nicht lange halten konnte, und hatte sich daher nach Möglichkeit zu beeilen. Am 17ten fuhren sie auf dem Mississippi gegen eine starke Strömung an. Sie fanden aufgeschwemmte Ufer und eine Vegetation, welche auf fruchtbaren Boden deutete. 150 Meilen weit oberhalb des Punktes der Abfahrt blieb die Strömung im Durchschnitt sich immer gleich und ward nur an einzelnen Stellen

*) Portage, die unschiffbare Stelle des Wasserfalls, wo Boot und Ladung zu Lande fortgeschafft werden müssen. Wir gebrauchen dies französische Wort (welches auch die Engländer angenommen) weil uns kein entsprechender deutscher Ausdruck bekannt ist.

Red.

durch Abstürze beschleunigt. Diese vermehrten sich allmälig und wurden immer gefährlicher bis sie 10 oder 12 Meilen weiter aufwärts sich an die Wasserfälle von Peckágama drängten. Dort engten Felsmassen von körnigem Quarz den Strom und bildeten Bänke über welche die Wasser mit zerschellender Gewalt hinabdonnerten. Man war genöthigt die Canots und das Gepäck über eine Strecke von zwei bis dreihundert Yards zu Lande zu transportiren. Auf dem höchsten Punkte des Cataraкts angelangt sah man den Strom, dessen Lauf gegen die vorige Geschwindigkeit gar träge erschien, sich westlicher als bisher halten. Er flocht sich in den abentheuerlichsten Windungen durch eine Reihe weitgedehnter Auen. Auf diesem Plateau hatte man bis zur Einmündung in den Leech-See einen Weg von etwa 55 Meilen zurückzulegen, worauf der Mississippi in nordwestlicher Richtung zu dem ungefähr 45 Meilen entfernteren klaren und schönen Wasserspiegel des wohl 10 Meilen breiten Sees Winnipeg und von dort ab 50 Meilen weit und wiederum in westlicher Richtung, zu einem grossen hellen See führte, dessen Flächeninhalt sich auf 120 Quadratmeilen schätzen ließ. Dieses Wasserbecken erhielt später den Namen Caß-See. Als man dasselbe am 21. Juli erreicht hatte, berieth Gouverneur Caß mit seinen Officieren die weitern Maßregeln. Alle wünschten angelegentlichst, bis zu den Quellen eines so berühmten Stromes vorzudringen, aber die Umstände mußten berücksichtigt werden. Für eine Reise von ungewisser Dauer war man nicht hinlänglich ausgerüstet. Man war zu entfernt vom Lager, um sich mit frischem Proviant zu versehen. Der Beschluß fiel also dahin aus, daß man sogleich den Rückweg antreten müßte.

Die glaubwürdigsten Nachrichten, welche sich dazumal über den Ursprung des Mississippi erlangen ließen, leiteten denselben aus einem 60 Meilen gegen Nordwest belegenen See, Namens

La Biche her. Demnach mußte man dem Strome im Ganzen eine Länge von 3038 Meilen beimeſſen und ſeine Höhe über der Fläche des atlantiſchen Meeres auf 1330 Fuß ſchätzen. Es wurde von unzähligen Abſtürzen und Seen in der Nähe ſeines Ausgangspunktes erzählt, aber mit ſehr geringer Uebereinſtimmung. Man ſah aus den Angaben der Handelsleute, die befragt wurden, daß ſie dieſe entlegenen Gegenden zu ſelten beſuchten, um ein beſtimmtes Bild von ihren geographiſchen Verhältniſſen im Gedächtniſſe zu haben.

Nach dieſem Verſuche blieb die Unternehmung wieder 10 bis 11 Jahren ruhen. Im Jahre 1830 aber erhielt Herr Schoolcraft Befehl, in das Schippiwa-Land nordweſtlich vom Superior-See vorzurücken, um zur Beruhigung der einander bekämpfenden Indianerhorden die geeigneteſten Maßregeln zu treffen *). Er empfing die Depeſchen nicht zeitig genug, um die

*) Es heißt in der vom Gouverneur Caß unterzeichneten Depeſche (vom 9. Auguſt 1830): „Die Wahl des Weges muß im Allgemeinen Ihrem Ermeſſen überlaſſen bleiben ..... Ihre Aufgabe wird ſein, den Häuptlingen am Miſſiſſippi die Nothwendigkeit eines unverbrüchlichen Friedensſchluſſes mit dem Sius begreiflich zu machen. Außer andern Gründen die Ihnen hinlänglich bekannt ſind, mögen Sie ihnen von der Zuſammenkunft zu Prairie du Chien Nachricht geben und ſie darauf aufmerkſam machen, daß die Sius, durch den dortigen Vertrag aller übrigen Feinde ledig, gegen ſie ihre Geſammtmacht kehren würden. Uebergeben Sie ihnen die einliegende Schrift, nachdem Sie ſolche paſſend couvertirt haben. Am beſten wird es ſein, wenn die Schippiwas ſogleich durch Geſandte den Sius zu wiſſen thun, daß ſie in Uebereinſtimmung mit den Wünſchen ihres großen Vaters, des Präſidenten, und dem Vertrag von Prairie du Chien beitretend, den Frieden wünſchten. Sorgen Sie, daß dieſe Geſandſchaft während Ihrer Anweſenheit abgefertigt werde und geſellen Sie ihnen einige von Ihren Leuten zu.

Expedition noch in demselben Jahre zu unternehmen und benutzte die Zeit des Aufschubs, Hülfsmittel für ausgedehntere Beobachtungen herbeizuschaffen, einen Arzt und einen Botaniker zu engagiren und ein kleines Detachement unter dem Commando eines Unterofficiers mobil zu machen.

Die Truppe, welche in Folge wiederholter Ordre des Kriegsdepartements (vom 25. April 1831) zu St. Mary am Ende des Superior-Sees gegen Ablauf des Juni den Marsch antrat, bestand aus 27 Köpfen, ohne die Führer und die für die Portagen angenommenen Indianer zu rechnen. Sie rückte am See-Ufer entlang bis Lapointe vor. Dort ließ der niedrige Wasserstand des obern Mississippi erkennen, daß während der Dürre der Sommermonate die Quellen des Stromes sich nicht würden erreichen lassen.

Außerdem war zunächst das Wichtigste, die Striche zwischen den Mississippi und der Inselgruppe am Ausgange des Superior-Sees zu besuchen, woselbst die Eingebornen in zwecklosen Fehden einander aufrieben. Daher ging die Expedition etwa 8 Meilen wieder rückwärts und lief in die Mündung des Muschkigo oder Mauvais-Stroms ein. Dieser Strom, welcher die Wasser einer weit gedehnten Bergstraße gesammelt hinabführt, flößt stets eine verworrene Menge entwurzelter Bäume durch sein Bett und erschwert überdies die Fahrt durch zahllose Abstürze. Unter dem glühenden Strahle der sommerlichen Sonne, unter den Qualen endloser Insektenschwärme mußte abwechselnd

---

.... Sollte diese Depesche Sie zu spät im Jahre erreichen, so schicken Sie wenigstens Botschaft an die Indianer, daß Sie im nächsten Sommer sie besuchen würden und empfehlen ihnen bis dahin, sich still zu verhalten .... Warten Sie in diesem Fall aber jedenfalls neue Aufträge ab, die Ihnen das Gouvernement vielleicht zu geben hat."

mit Axt, Bootshaken und Schleppthau aufs angeſtrengteſte gearbeitet werden. So ging es eine Strecke von 104 Meilen ſtromaufwärts bis zur Portage, Canots und Ladungen müſſen dort 8¼ Meilen weit über Hochland bis zu einem See Namens Koginógumoc getragen werden. Zwiſchen dieſem und dem Namacágon-Strom gab es noch 3 andere Seen mit Portagen abwechſelnd. Der Namacágon wurde aufwärts befahren bis zu ſeiner Verbindung mit dem St. Croix, deſſen rechten Zweig er ausmacht. Der St. Croix führte in den gelben Strom (Yellew). Dort wurde ein Convent der Häuptlinge veranſtaltet und nachher die Fahrt wieder auf dem Namacágon bis zu der Portage nach dem Ottawa-See (lac Courtonelle) fortgeſetzt. Dieſe Portage beſtand aus einer 3 Meilen langen Landſtrecke, welcher ein See folgte, dem eine andere Landſtrecke von 750 Yards Länge ſich anſchloß, und wieder ein See, aus welchem die Einfahrt in den Ottawa-See für Canots bequem war.

Der See, eine Waſſerfläche von ungefähr 12 Meilen Länge, läuft in den Schippiwa-Fluß des oberen Miſſiſſippi-Gebietes aus. Man fuhr aber nicht in dieſen Fluß hinein, ſondern gelangte mittelſt einer Portage von 3½ Meilen in den See Chetac, welcher die hauptſächlichſte Wurzel des rothen Cederſtroms (Red cedar) ausmacht. Dieſer wurde darauf befahren. Man fand 4 Stromweitungen, den Wigwas-, Warpool- (Kampfteich), Red cedar- (Roth-Ceder) und Rice- (Reis) See. Die Schifffahrt ward nur durch eine Portage über Sandſtein-Boden unterbrochen. Aber gleich hinter dieſer hatte man gegen eine Reihe von Waſſerſtürzen zu kämpfen, die 24 Meilen weit reichte. Zuletzt brachte eine tiefe und ſchnelle Strömung in den Schippiwa.

Der ganze ſo durchlaufene Weg betrug 643 Meilen. Man hatte viele Indianerhorden innerhalb ihrer Befeſtigungen, in welchen ſie ſich gänzlich unerreichbar wähnten, beſucht, Convente

angeordnet und Geschenke vertheilt. Die Stockungen des Marsches, welche durch diese Zusammenkünfte und durch die Portagen herbeigeführt wurden, hatte Herr Schoolcraft benutzt, um Beobachtungen über die landschaftlichen Züge, geographischen Verhältnisse und naturgeschichtlichen Eigenheiten der Gegend so wie über die Lebensart, die Nahrungsquellen und die Ueberlieferungen ihrer Bevölkerung aufzuzeichnen.

Die Vermuthung, daß der Mississippi sich für Beschiffung zu seicht finden würde, bestätigte sich, sobald die Truppe ihn erreichte. Große Strecken seines äußeren Bettes und viele Barren lagen bloß und trocken. Eine Sandbarre beim Einfluß des Schippiwa, welche sonst mehrere Fuß unter Wasser zu stehen pflegte, gab einen schicklichen Platz für das Lager.

Von der Mündung des Schippiwa fuhr die Expedition den Mississippi hinunter bis Galena. Zu Prairie du Chien (Hundewiese) war die Ermordung von 26 Monomoniern jedes Alters und Geschlechtes durch eine Streifpatthie der Sacks und Foxes (Füchse), welche wenige Tage zuvor einen Ueberfall ausgeführt hatten, der Gegenstand des allgemeinen Interesses. Der Vorfall ward mit schauderhafter Ausführlichkeit erzählt. Eine Flagge wehete über dem gemeinschaftlichen Grabe der Erschlagenen und einige Monomonier, welche verwundet dem Blutbad entronnen waren, gaben redselig den schrecklichen Commentar dazu. Die Schandthat, durch ihre Verwegenheit und Grausamkeit beispiellos, begangen mitten unter den Bewohnern des Dorfes Prairie du Chien und im Angesicht des Forts, hat die Regierung bewogen, die Auslieferung der Mörder zu verlangen und ein Truppencorps (welches auch im Indianerkriege von 1832 gute Dienste that) an dieser Grenze zusammenzuziehn.

Auch zu Galena und in der Nachbarschaft herrschte Unruhe und Besorgniß wegen der drohenden Stellung, welche die

Sacks und Foxes kürzlich in der Nähe der Felsinsel eingenommen hatten; und man wollte ihrer Aufrichtigkeit bei dem nicht lange zuvor mit den Vereinigten Staaten geschlossenen Vertrage nicht trauen.

Zu Galena trennte sich die Truppe des Herrn Schoolcraft in zwei Haufen, deren einer in Canots aufwärts nach Wisconsin fuhr, während der andere über die Arme des Pecatolica und auf dem Wege der blauen Hügel (blue mounds) nach Fort Winnebago, dann den Fox-Fluß hinunter nach der grünen Bucht und endlich nordwärts an dem Seeufer entlang nach St. Mary zog *)

*) Eine Beschreibung dieſe Expedition hat einer der daran Theil habenden Herren für den Druck bestimmt. Herr Schoolcraft hat nur den officiellen Bericht übbr dieſelbe und einige ſie betreffende Briefe dem Anhange ſeines Buches einverleibt. Das wichtigſte davon ſoll nachträglich unſern Leſern mitgetheilt werden.

(Fortſetzung folgt.)

VI.

Gützlaffs Reiſen längs der chineſiſchen Küſte *).

1.

Kurze Nachrichten über China und Siam und das Miſſionswerk in dieſen und den benachbarten Ländern, verfaßt von Herrn W. Ellis.

Zwiſchen 5 und 600 Jahre ſind verfloſſen, ſeit Marco Polo die europäiſchen Völker mit dem Norden des chineſiſchen Reichs bekannt gemacht hat. Zwei Jahrhunderte ſpäter umſegelten die

*) Journal of three voyages along the coast of China in 1831, 1832 & 1833, with notices of Siam, Corea, and the Loo-Choo-Islands. By Charles Gutzlaff. London 1834.

Einen Bericht über ſeine erſte Reiſe gab Herr Gützlaff zuerſt zu Rotterdam (1833) in holländiſcher Sprache heraus, unter dem Titel: „Bericht von einem dreijährigen Aufenthalt in Siam und von einer Reiſe nach der Mandſchu-Tartarei.“ Nachrichten über die 2te Reiſe auf dem durch Herrn Hugh Hamilton Lindſay befehligten Schiffe Amherſt, welches einer der Directoren der brittiſchen Factorei in Canton, Herr Marjoribanks hatte ausrüſten laſſen, wurden durch ein auf Befehl des Unterhauſes gedrucktes Aktenſtück (1833) bekannt. Von der dritten Reiſe, welche Herr Gützlaff, ſogleich nach der zweiten antrat, gab ein von ihm erlaſſener Brief an ſeine europäiſchen

Portugiesen das Vorgebirge der guten Hoffnung und entdeckten die große Seestraße nach Ostindien. Albuquerque besuchte Malacca, Siam, Pegu und Canton und verschaffte den Bewohnern der westlichen Welt vom südöstlichen Ocean Kunde. Portugal knüpfte schon 1516 in Canton Handelsverbindungen an, die englisch-ostindische Compagnie erst 1614. Die Schiffe der letzteren kamen 1637 nach Macao und fuhren von dort den Strom hinauf gen Canton, um mit den Chinesen in direkten Verkehr zu

---

Freunde in holländischer Sprache Nachricht und ferner eine im Canton-Register abgedruckte Relation durch den englischen Cargadeur des Schiffes Sylph. Endlich erschien das Journal aller drei Reisen, welches wir hier unsern Lesern mittheilen wollen. Wir werden zur Vervollständigung hin und wieder auch die andern oben erwähnten Quellen benutzen.

Eine später herausgegebene Schrift des Herrn Gützlaff unter dem Titel: „Skizze einer Geschichte Chinas, nebst einem Rückblick auf den Verkehr des Auslandes mit China" (London 1834) hat dem Verfasser den nicht ungegründeten Vorwurf zugezogen, daß er, ohne Berücksichtigung des jetzigen Standes der Wissenschaft und ohne eine solche Ausbeute, als seine außerordentliche Gewandtheit in der chinesischen Umgangssprache hoffen ließ, nur wiederhole was aus ältern Büchern, namentlich Morrison's View of China längst bekannt ist. Diese letzte Arbeit Gützlaffs zu benutzen haben wir um so weniger Anlaß, als das eigentlich Wissenschaftliche unserem Zwecke fern liegt. Doch wird es dem Leser hoffentlich nicht unwillkommen sein, wenn wir in Bezug auf religiöse Ansichten der Chinesen und ähnliche Punkte, gegen welche der Text sich einseitig verhält, ausgleichende Anmerkungen hinzufügen. Dem Journal ist eine Abhandlung über China und Siam und das dortige Missionswerk vorangedruckt, welche Herrn Ellis zum Verfasser hat. Es ist zwar nur eine kompilatorische Arbeit, wird aber doch zur Uebersicht der Landesverhältnisse Manchen nicht unlieb sein. Nur von dem bis zum Ueberdruß eingewobenen frommen Wortschmuck werden wir sie zu entkleiden haben.

Red.

treten. Sie mußten aber das Projekt aufgeben; sie wurden als Feinde behandelt. Erst 1683 gelang es, mit großen Schwierigkeiten, eine Verbindung anzuknüpfen, welche seitdem mit wenigen Unterbrechungen fortbestand. Herr Auber, welcher über die Verhältnisse der Ostindischen Compagnie schrieb, macht die Bemerkung, daß die Engländer zuerst bloß als Fremde und Kaufleute angesehen, den Chinesen in dieser doppelten Beziehung zuwider waren, während sie später, als Diener und Repräsentanten einer großen Gesellschaft anerkannt, sich Achtung bei ihnen verschafften und den englisch-chinesischen Handel zu einer solchen Blüte hoben, daß Großbritannien seine Einkünfte dadurch um die jährliche Summe von 3,500,000 Liv. vermehrte. Zur Würdigung dieser Thatsache dient die Notiz des Dr. Morrison *), daß die Chinesen als erste Klasse der Gesellschaft die Pfleger des Geistes und als zweite die Bebauer des Landes zählen; die Fabrikanten aber, Künstler und Handwerker in die dritte und alle Kauf- und Handelsleute in die letzte ordnen. Der Handel der Engländer mit China war seit 1683 fortwährend im Wachsen. Die schönsten Schiffe, welche britischer Kunstfleiß herstellte und britischer Reichthum und Unternehmungstrieb ausrüsteten, kamen, die ganze Hemisphäre umsegelnd, zum chinesischen Markte und nahmen dort ihre Ladung ein. In dem einzigen Hafen, welchen die Eifersucht der Chinesischen Regierung den Fremden vergönnte, wurden an einen einzigen Artikel, nämlich Thee, jährlich 30,000,000 Pfund verschifft, dasjenige mit eingerechnet, was nach dem europäischen Continent ging. In England wurde davon im Jahre 1825 für 7,000,000 Liv. verkauft, und ein Vorrath von gleichem Werthe auf den Lägern gehalten. Davon hatte die Regierung ein bagres Einkommen von drei und einer halben Million.

*) Er ist am 1. August 1834 zu Canton mit Tode abgegangen.
Red.

Der Thee, vor 200 Jahren noch gänzlich unbekannt, hat seitdem nicht allein für England, sondern auch für viele andere europäische Länder eine solche Wichtigkeit erlangt, daß die häuslichen Gewohnheiten eine ganz neue Richtung nahmen, daß für Einzelne eine Quelle ungeheuren Reichthums eröffnet wurde, daß sogar mit der veränderten Lebensart der moralische Charakter der Nation eine vortheilhafte Veränderung erlitt. Wenig jedoch hat dieser Verkehr zu einer umfassenderen Kenntniß des chinesischen Reiches geholfen und man blieb lange den Interessen desselben gänzlich fremd. Die große Ferne dieser Gegend, die wunderliche Politik der dortigen Regierung, die konsequente Absonderung von allen übrigen Völkern der Erde, der unverkennbare Stillstand ihrer Entwicklung reizten endlich die Neugier. Hoffnung auf reiche Ausbeute für die Wissenschaft trieb zum Wagniß. Kein Land bietet der Erdkunde und der Naturgeschichte mannigfaltigeren Stoff als China mit seinen grünen angebauten Ebenen, seinen kahlen Wüsten, seinen Bergen und Thälern, seinen Riesenströmen, seinen Städten voller kunstfleißiger einsichtiger Bürger, seinen Wäldern voll Bestien und Banditen. Seine Grenzmauer und der große Kanal für Binnenschiffahrt sind immer als Weltwunder angestaunt worden. Die Mauer hat ein Alter von 2000 Jahren. Sie führt über Berge und über Ströme, 1500 Meilen weit. Zum Fundament sind gewaltige Steinblöcke in Wirbel gelegt, die Mauer selber ist von Backsteinen. Auf Bergen und steilen Felsen, die kein Pferd passiren kann, ist sie 15 bis 20 Fuß, in Thälern und über Flüssen gegen 30 Fuß hoch und hat viereckige Thürme und Schießscharten in gleichmäßigen Abständen. Unter der Voraussetzung, sagt Herr Barrow, daß die Mauer 1500 Fuß lang und durchschnittlich überall so breit und hoch ist als an der Stelle wo die englischen Gesandten sie passirten, müssen Materialien darauf verwendet

sein, welche hinreichten, um sämmtliche Wohnhäuser in ganz England und Schottland zu erbauen, nimmt man deren auch 1,800,000 und jedes zu 2000 □Fuß Mauerwerk an. Hierbei sind die ungeheuren Steinmassen, welche Thürme genannt werden, noch gar nicht einmal eingerechnet. Aus deren Material allein ließe sich eine Stadt, so groß wie London erbauen. Würde aus dem gesammten Material eine Mauer von nur 12 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke aufgeführt, so müßte diese um den ganzen Erdball im Umfange des Aequators reichen.

Der große Canal ist ein ähnliches Riesenwerk, das nicht seines Gleichen hat. Seine ungeheure Wassermenge fließt fast ununterbrochen 600 Meilen weit. Nach Dr. Morrisons Angabe, haben 170,000 Menschen daran gearbeitet *) ....

Viele

*) „Alle Flüsse Chinas kommen vom Hochlande und fließen im Parallelismus von West nach Ost in den Ocean; die künstliche Canal-Communikation zur Binnenschifffahrt aber geht von Nord nach Süd und schneidet die Küstenströme in rechten Winkeln. Die kleineren Flüsse füllen die Canäle mit Wasser, die drei großen Ströme aber (Hoangho, Kuho und Kiang) leiten die Ueberwucht in den Ocean. Den ganzen Küstenstrich durchlängt von Nord nach Süd der mächtige Hauptstrom des Canalsystems, zu dem alle anderen sich wie Aeste und Zweige verhalten. Dies ist der „große" oder „Kaisercanal" der seine 120 geograph. Meilen weit beschifft wird, und in Europa die Ostsee mit dem adriatischen Meere verknüpfen würde. Die Britten, die ihn in seiner größten Länge kennen lernten, sagen, der englische Canalbau verhalte sich zu diesem Canalsysteme, dem größten der Welt, wie ein kleiner Teich zu einem großen See. Er ist ein Gegenstück zu der großen Mauer, doch übertrifft sein Nutzen und die Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung jene bei weitem. Nur in einem Lande, wo über Millionen Handlanger despotisch disponirt werden konnte, war es möglich beide zu bauen; nur in einem Lande von so gleichförmigem Niveau war es möglich, einen solchen Riesencanal ohne eine einzige Unter-

Viele Erfindungen hatten die Chineſen längſt vor den Europäern, den Compaß, das Schießpulver, die Buchdruckerkunſt. Während der König von Frankreich, ſagt Barrow, ſeidne Strümpfe als höchſten Luxus einführte, kleideten ſich in den mittleren Provinzen Chinas die Bauern von Kopf zu Fuß in Seide, und während der engländiſche Adel noch auf Stroh ſchlief, entbehrte kein gemeiner Chineſe Pfühl und Kopfkiſſen, kein Beamteter ſeidne Matratzen.

Das Klima macht in China alle ſeine Stufen durch, von der Eisluft Sibiriens bis zur Glut der heißen Zone. Die Bevölkerung, obgleich nicht ſo mannigfaltig als auf gleichem Flächenraum in andern Theilen der Erde Statt finden würde, bietet doch Abwechſelung genug dar, vom rauhen Koſaken des Nordens bis zum abgeſchliffenen Mandarin des Südens, indem ſie, um nur die hauptſächlichſten Völker zu nennen, Chine-

---

brechung zu Stande zu bringen. Er iſt von allen europäiſchen ſehr verſchieden, weil er ſich nach der Natur des Landes richtet, ſich oft windet, von verſchiedener Breite iſt, bald 200, bald 1000 Fuß weit, und faſt ein ſtillſtehendes Waſſer hat; ſein Gefälle beträgt oft 2 bis 3 Fuß auf eine engliſche Meile. Bald iſt er tief in Berge eingeſchnitten, bald läuft er auf erhöhetem Damme, mit Granitquadern eingefaßt, über Seen und Moräſte von ungeheurer Ausdehnung weg. Seine zahlloſen Schleuſen, Brücken, die Kultur an ſeinen Ufern, die unzählige Menge von Städten, die ihm entlang oft tiefer als ſein Bette liegen, und die beſtändig auf ihm hin und her ſegelnden Flotten von Transportſchiffen, die zahlloſen ſchwimmenden Dörfer und Fiſchervölker, die auf und an ihm, auf ſeinen Zu- und Ableitern hauſen, ſetzen die Reiſenden in Erſtaunen. Die Chineſen behaupten, wie von Allem worauf ſie ſtolz ſind, er ſei älter als die große Mauer. Die Mandſchu ſagen, er ſei im 13. Jahrhundert erbaut." (Nach Barrow, aus Ritters Erdkunde, Th. I. Bd. I. §. 19.) Red.

sen, Mandschu, Mongolen, Kalmücken, Tartaren und Tibetanen umfaßt.

Ihre Geschichte bietet viele Lichtpunkte dar, Helden, tiefe Geister, Gelehrte, deren Werke, wenn man die Abgeschiedenheit von allem geistigen Verkehr der übrigen Welt erwägt, bewundernswürdig sind *).

*) „Auch dort, bemerkt Herr Dr. Schott (der gelehrte Forscher chinesischer Literatur, in Halle), dort, im fernsten Osten hat man zu jeder Zeit, von Autoritätsglauben und Büchersouverainität unabhängig, nach Wahrheit gerungen. Das von einzelnen Individuen geistig Erworbne ist freilich der Menge nicht zu gut gekommen; es überlebte den Entdecker nur als todter Buchstabe, oder wand sich, fast unbemerkt, in dem engen Rinnsal einer philosophischen Sekte durch. Dem Chinesen, dessen ungeheures über die Maßen bevölkertes Land gute Straßen und Kanäle in Ueberfluß hat, fehlt es ganz an geistigen Communicationsstraßen ohne die eine nationale Fortbildung kaum möglich ist und eine Menge bedeutender Erscheinungen spurlos vorübergeht. Es fehlt ihm nicht an Geist, an Talent oder Empfänglichkeit für neue Ansichten, wohl aber an — Begeisterung, die allein fähig ist, Großes zu vollenden ... Bei den Chinesen sind in jedem Zeitalter die tiefste Einsicht, die gesundeste Kritik, die klarste Darstellung, Wandnachbarinnen der Seichtigkeit, der Confusion und Abgeschmacktheit gewesen, und selbst die Resultate gesunder Beobachtung durch den äußern Sinn hat man ungestraft ignoriren und veraltete läppische Fabeln wiederkäuen dürfen ... Der ganze Inhalt so vieler populairen Encyclopädien, Realwörterbücher und Blumenlesen des Wissenswürdigsten, womit in China der gemeine Mann beschenkt wird, ist, sofern er Naturbeobachtung, Völker und Länderkunde betrifft, weit mehr auf pikante kurzweilige Unterhaltung, als auf Belehrung berechnet und wir finden darin eine Menge fabelhafter Notizen, deren sich mancher wackere chinesische Beobachter und Schriftsteller schon vor 1000 Jahren geschämt haben würde, die jedoch öfter, als der Mythenzeit entstammend, nicht ohne Interesse sind."

Red.

Ein merkwürdiger Zug im chinesischen Charakter ist die bis ins Kleinlichste gehende Sorgfalt für Höflichkeit und gute Lebensart. Man hält denjenigen für verächtlich, welcher sich zu rohen Worten hinreißen läßt. Wer Beleidigungen schweigend und mit Verachtung hinnimmt, wird gepriesen. Die Regierung macht es sich zur Pflicht dem Volk unablässig bescheidne und sanfte Sitte anzuempfehlen. Sie streitet nur mit Gründen; ihre Gründe möchte freilich ein Europäer nicht immer gelten lassen, aber es mißlingt ihnen niemals, dem Gegner aufs sanftmüthigste zu beweisen, daß er Unrecht hat.

Das chinesische Regierungssystem hat ungeheure Menschenmassen, seit längerer Zeit als irgend eine andere Verfassungsart sich rühmen kann, in Zaum und Zucht gehalten. Die Gesetze beruhen zum großen Theil auf den Grundsätzen einer weisen Politik, werden aber meist despotisch und blutig, mit großer Härte und Grausamkeit aufrecht erhalten. Die Regierungsform ist die einer absoluten erblichen Monarchie. Der Kaiser ist mit der höchsten Gewalt bekleidet. Er setzt die Vicekönige der Provinzen nach Gutdünken ein und ab. Diese, oft Herren über 30 Millionen Menschen, sind ihm verantwortlich *)

*) Man sieht gewöhnlich den abstrakten Gedanken für ein Gespenst an, das nur im Hirn der Philosophirenden spuke. Es ist sehr merkwürdig, daß es ein Reich giebt, in welchem er, so zu sagen, Fleisch und Bein hat. Hört man die alten Gedanken-Spekulationen der chinesischen Weisen, so wähnt man sich in eine Traumwelt, in das Wirbelwesen gestaltloser Schatten versetzt; und doch ist's eine wirkliche Welt, nämlich das ganze chinesische Reich mit seiner Verfassung, seinen Rechten und Sitten. Alles ist begründet in der Vernunft, dem Tao, der Bestimmung der Maße. Wenn Maß gehalten wird, so ist Himmel und Erde in Ordnung. Der Himmel (Thiän) ist nicht eine Götterstadt, ein Olymp; er ist der Begriff des Maßes und Maßhal-

Die Stabilität der chinesischen Verfassung, das Ungeheure der räumlichen Ausdehnung und inneren Einheit, die scharfe Abgrenzung der Sitten, die eigenthümliche Gestaltung der Gelehrsamkeit und Religiosität — diese Dinge sind es, welche in China unser Interesse in Anspruch nehmen. Alte Denkmäler, öffentliche Gebäude, Gemälde, Bildwerke giebt es nicht, die Aufmerksamkeit des Fremden zu fesseln. So wenigstens behaupten die Reisenden. Zum Theil mag hierin unsere geringe Bekanntschaft mit dem weiten Reiche uns irre führen. Dr. Morrison sagt: „Das lebendige Interesse der Europäer für die Schauplätze alter Kämpfe und Heldenthaten, für die Lage und die Alterthümer längst versunkener Städte, für die Geburts- und Lebensstätten berühmter Dichter, Gesetzgeber und Redner, ist bei keinem Chinesen wahrzunehmen. Aufzeigen können sie allerdings Schlachtfelder, wo Tausende fochten und fielen, Plätze einst glänzender Hofhaltung, Fürstengräber, Wohnsitze von Geschichtsschreibern, Dichtern und Philosophen. Würden aber auch ihre Herzen von Rührung und Erhebung beim Anblick solcher Alterthümer ergriffen, so könnte wenigstens der Fremde daran nicht An-

---

tens. Darum ist er das sichtbare Firmament, umfaßt und trägt die Welt, und ist zugleich das geistige Firmament, der Inbegriff der Tugend, d. h. des Staatsrechts und der Sitte. Solches ist nicht bloß ein Gedanke, sondern ist, nach chinesischer Ansicht, wirklich auf Erden vorhanden. Thiän und Tao ist der Kaiser. Er ist das Gesetz, er kann es geben und umgestalten. Er muß dessen Beobachtung realisiren, durch den Organismus seiner Beamten. Er wird darin zugleich als Beherrscher der Natur angesehen. Wenn er dafür sorgt, daß Alles im Reiche im Maße ist, so ist auch die Natur in Ordnung, Jahreszeiten, Witterung u. s. w. Wird gegen das Maß durch ihn oder seine Beamten gefehlt, so entstehen Naturplagen, Mißwachs, Stürme, Krankheiten und dergl.

Red.

theil nehmen, der von aller inländischen Gemeinschaft mit ihrem Leben geflissentlich ausgeschlossen, in einem Boote unter militairischer Bedeckung von Pecking bis Canton fährt."

Was zuerst die räumliche Ausdehnung betrifft, so erstreckt sich (nach Pinkerton) das chinesische Reich von jenem Theil des stillen Oceans, welcher unter dem Namen des Chinesischen und Japanischen Meeres bekannt ist, gegen West 81° oder 4200 geographische Meilen weit bis zum Strome Saraſon oder Sihon. Von den Uralgebirgen unterm 50° Nord-Breitengrade reicht es, über 29 Breitengrade, oder 1740 geographische Meilen, bis zum 21° wo das Meer seine Südgrenze bildet.

Ueber die Literatur ferner haben wir schon einiges angemerkt. Wir müssen noch ihrer wunderſamen Schriftsprache wenigstens im Vorbeigehen gedenken *). Sie ist eben so wegen ihrer Eigenthümlichkeit und ihres hohen Alters als wegen der weiten Ausdehnung des Länderraumes in welchem sie Anwendung findet, eine der merkwürdigsten unter allen **). Die Kno-

*) Die Sprache der Chineſen hat für die verſchiedenen Zwecke denen ſie dient, ſehr unterſchiedene Stylarten ausgebildet. Daher beruht die Schwierigkeit ſie zu erlernen nicht bloß auf der Künſtlichkeit ihrer Zeichenſchrift. Man kann die Umgangsſprache ſehr gut inne haben, ohne im Stande zu ſein, ein wiſſenſchaftliches Buch zu verſtehen. Der Styl für philoſophiſche, hiſtoriſche, naturwiſſenſchaftliche und andere Abhandlungen ähnlicher Art zeichnet ſich durch außerordentliche Gedrängtheit des Gedankens aus, leidet aber an Vieldeutigkeit der Worte und Mangel angemeſſener Ausdrücke für viele grammatiſche und logiſche Verhältniſſe.

Red.

**) Die chineſiſchen Schriftzüge haben auch bei den Japaneſen Eingang gefunden. Dieſe machen freilich einen ſonderbaren Gebrauch von denſelben. Sie ſehen die chineſiſchen Charaktere (welche immer einen ganzen Begriff ausdrücken), als bloße Lautzeichen an. Eine

tenſchnüre, deren die Chineſen ſich zuerſt zur Ueberlieferung merkwürdiger Vorfälle bedienten, wurden in ſehr früher Zeit durch die Erfindung einer ſymboliſchen Schrift entbehrlich gemacht. Der Erfinder ſoll 1100 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung gelebt haben. Die Buchdruckerkunſt iſt ihnen ſeit 800 Jahren bekannt *).

Anzahl derſelben haben ſie gewählt, um die ſämmtlichen Sylben ihrer Sprache zu bezeichnen. Eine andere Schriftart deren ſie ſich auch bisweilen bedienen, iſt noch merkwürdiger. Sie geben nämlich dem chineſiſchen Zeichen bald die Bedeutung desjenigen Lautes, der ihm nach der chineſiſchen Sprache, bald desjenigen der ihm nach dem entſprechenden japaneſiſchen Wort zukommt, ſo daß z. B. das Zeichen für einen Baum entweder mu (chineſiſch) oder ki (japaniſch) ausgeſprochen wird. Auch geſprochen wird in Japan vielfach ein verdorbenes Chineſiſch.

Die Koreaner ſind der chineſiſchen Schrift kundig, obgleich ſie die chineſiſche Sprache nicht verſtehen, wovon uns Herrn Gützlaffs Journal Beiſpiele geben wird u. ſ. w.

*) Die Druckſchrift iſt abweichend von der Curſivſchrift. Letztere iſt viel ſchwieriger und hat Aehnlichkeit mit dem japaneſiſchen Fiorakama. Proben von beiden findet man in einem Buche des portugieſiſchen Prieſters und Miſſionairs Gonçalves, welches 1829 zu Macao im St. Joſephs Collegium erſchien, unter dem Titel: „Chineſiſche Sprachkunſt, beſtehend aus Alphabet und Grammatik, nebſt verſchiedenen Stylproben". Dies Werk und das ältere von Premare: „Notitia linguae Sinicae", welches ſchon vor 80 Jahren verfaßt, aber erſt kürzlich herausgegeben ward, ſind die beſten Hülfsmittel für chineſiſche Sprachforſchung. Beide geben Zeugniß von dem Beobachtungsgeiſt, dem Fleiße, der Ausdauer und den Anſtrengungen katholiſcher Miſſionaire zum Frommen der Wiſſenſchaft.

Gonçalves hat, wie ſchon ſeit langer Zeit üblich war, ſämmtliche Schriftzeichen auf 9 einfache Figuren zurückgeführt. Aus dieſen bildet er 129 zuſammengeſetzte Zeichen, welche er „Wurzeln" nennt, indem ſie feſte Begriffe ausdrücken. Zur nähern Beſtimmung des Begriffs und ſeiner Verhältniſſe werden ſie

Die chinesischen Sitten sind in einiger Beziehung rühmenswerth. Auf Erziehung der Jugend verwenden sie ungleibliche Sorgfalt. Es wird in den Nachrichten Neuhoffs und Kirchers (vom Jahre 1669) gemeldet, daß die Chinesen im Eifer für das Erziehungswesen und in dessen zweckmäßiger Einrichtung die damaligen Europäer bei weitem übertrafen. Sie seien ihnen in manchem Guten um Jahrhunderte vorangeeilt; Lesen und Schreiben sei unter ihnen gemeiner, als irgendwo in der Welt, indem jeder Vater seine Kinder selbst unterrichte oder ihnen doch Lehrer halte. Dr. Morrison bezeugt dagegen in unseren Tagen, daß unerachtet der großen Menge von Lehrern und des billigen Honorars (ungefähr 2 Thl. jährlich), nur immer die Hälfte der Gemeine lesen könne*). Die Regierung unterhält nur für die

---

wieder mit sogenannten „Gruppen" verbunden. Der Gruppen sind über 1300.

Red.

*) Die von Herrn Keating (zu Canton, 1834) herausgegebene „Beschreibung des chinesischen Reichs" (eigentlich nur eine Beschreibung Cantons), rühmt die Bildung, welche allen für den Staatsdienst und jedes öffentliche Amt bestimmten Jünglingen zu Theil wird. „Die Prüfungen", sagt er „sind sehr strenge. Für dieselben geben die höheren Schulen die hinlängliche Vorbereitung. Kinder schickt man selten vor dem 7ten Jahre zur Schule. Sie bezahlen immer für ein ganzes Jahr voraus. Im Schulzimmer ist eine Tafel mit dem Namen des Confucius ausgehängt, vor welcher auf einem Altar Räucherwerk und Kerzen brennen. Vor dieser Tafel bückt sich der Schüler zuerst, sobald er eintritt, alsdann vor dem Lehrer. Von Knaben ist nicht leicht einer unter Zehnen gänzlich ununterrichtet. Dennoch kann nur die Hälfte der Bevölkerung von Cantvn lesen. Dies kommt daher, daß für die weibliche Jugend wenig gethan wird. Es giebt kaum eine Mädchenschule in der ganzen Stadt."

Red.

Soldatenkinder Schulen. Oeffentliche Armenschulen hat sie nicht eingerichtet. Doch läßt sie es an Aufmunterung zum Fleiße durch Verleihung von Aemtern, Würden und Ehrenzeichen nicht fehlen. Commissarien oder Inspektoren reisen durch die Provinzen, um über die Erziehung zu wachen und die Kandidaten zu öffentlichen Anstellungen zu prüfen. Alle drei Jahre werden große Prüfungen angestellt, bei welchen die höchsten Auszeichnungen vertheilt werden. In jeder Stadt des Reichs wird eine solche in der großen öffentlichen Halle abgehalten, eine aber besonders in jeder Hauptstadt. Die Bewerbung um die literarischen Ehren ist so groß und der Zudrang so unerschöpflich, daß die öffentliche Verlesung von Abhandlungen, welche zu diesem Behufe eingereicht werden, in jeder Hauptstadt wenigstens zweimal monatlich Statt finden muß.

Einige Bücher der größesten Weisen haben vornehmlich den Zweck, zur Erlernung des Lesens und Schreibens aufzumuntern, indem sie die großen Vortheile dieser Kunst und die Beweggründe, allen Fleiß auf deren Aneignung zu verwenden, an auffallenden Beispielen anschaulich machen. In einem alten Büchlein „über Nutzen und Ehre der Gelehrsamkeit" von unbekanntem Verfasser, welches für ausnehmend vortrefflich gehalten wird, heißt es unter vielen andern Exempeln:

„Che-hin war ein armer Knabe. Er las in seinem Buche beim Lichte eines Glühwurms. Und Sunkang las Winters bei dem Scheine welchen der Schnee gab. Ihre Familien waren arm, und doch studirten sie unablässig. Chumaichin mußte sich durch den Verkauf von Brennholz ernähren, welches er in der Stadt herumtrug, aber er las sein Buch doch eifrig. Zuletzt erlernte er es und erhielt eine öffentliche Stelle. Wenn Limie auf dem Felde das Vieh hütete, so hatte er sein Buch allezeit bei sich; er pflegte es an das Horn einer Kuh zu hän-

gen. Sunking band seinen Schopf an dem obern Balken seines Zimmers fest, damit er nicht über seinem Buche einschliefe."

Die chinesische Literatur ist sehr reich. Sie haben unbeschränkte Preßfreiheit*) Es giebt wohlfeile Bücher für die Unterhaltung, geziert mit Gedichten und geschmackvollen Melodien. Es giebt Ausgaben der alten Klassiker des Landes. Sie haben zahlreiche Geschichtswerke über alle Zeiten und alle Theile ihres Reiches **), ausgestattet mit topographischen Erläuterungen. Sie haben auch Romane und dramatische Dichtungen***), auch

---

*) „Sehen wir davon ab", sagt Dr. Schott „daß nichts geschrieben werden darf, was der regierenden Dynastie schädlich werden könnte, so herrscht daselbst wirklich zu große Freiheit der Censur. Allerdings müßte die Censur da einschreiten, wo im Reiche der Schriftsteller theils Despotismus, theils Anarchie und so wenig kritische Anhänglichkeit besteht, denn „Recensenten" giebt es in China nicht."

Red.

**) „Es war in Europa" sagt Professor Neumann in München (in der Anzeige eines chinesischen Buchs), „durch misverstandene Angaben der Missionaire die Meinung verbreitet, die Geschichte der in China herrschenden Dynastie dürfe nur nach dem Erlöschen derselben geschrieben werden. Dies ist nur der Fall bei den officiell von dem Collegium der Reichs-Historiographen bearbeiteten Annalen. Privatleuten ist es in China so wenig als in Europa verwehrt, die Geschichte der einzelnen Herrscher und der unter ihnen vorgefallenen merkwürdigen Ereignisse in besondern Werken darzustellen. Solche unbestallte Historiographen werden im Gegensatz zu den Hofgeschichtsschreibern, „auswärtige Geschichtsschreiber" genannt."

Red.

***) Sie besitzen mehrere sehr geschätzte historische Romane. Aus einem der berühmtesten, welcher „San-Kue-dschi" betitelt ist und in 20 dünnen Bänden die Geschichte der 3 Staaten Schu, Wei und Wu enthält, theilt das „Magazin für Lit. des Auslandes", Band IV. Nr. 82 — 84 Auszüge mit. Mittheilungen

mythologische Legenden und abergläubische Mährchen. Viele Bücher handeln über die Kräfte der Natur, über ihre Produkte

---

aus einem andern Romane „Lui-Pong-ta“ ſ. eben daſelbſt Nr. 149 (aus einer Probe des Profeſſors Stanislas Julien in Paris, der den ganzen Roman zu überſetzen gedenkt). Schon früher gab Profeſſor Julien eine Ueberſetzung des Schauſpiels Hoei-lan-ki oder „der Kreidezirkel“ heraus. (London 1832), wovon das genannte Blatt, Band II. Nr. 122. den Inhalt anzeigt.

Raynouard (Journal des Savans) erzählt, daß es kein öffentliches Theater in China gebe, und daß die dramatiſche Kunſt, welche gewöhnlich mitten auf der Straße ihre Werke auf leicht gezimmerten Gerüſten producirt, ziemlich verachtet ſei, daher man auch die Verfaſſer der Stücke ſelten namentlich kenne. Größere Gunſt kann einer Schauſpielertruppe nicht widerfahren, als in eine Privatgeſellſchaft gerufen zu werden. Es findet nicht leicht ein Familienfeſt oder Mandarinenſchmaus ohne Schauſpiel Statt. Während die Gäſte bei Tiſche ſitzen, pflegen einige der vornehmſten Schauſpieler in reicher Kleidung einzutreten und nach viermaliger tiefer Verbeugung bis zur Erde, dem vornehmſten Gaſt ein Repertoir ihrer Stücke zu überreichen, welches die Titel und Perſonen von ungefähr 50 Schauſpielen enthält. Der Gaſt lehnt die Wahl ab und giebt das Buch ſeinem Nachbar. Dieſer macht es ebenſo und endlich wählt doch der Erſte. Die Uebrigen geben durch Kopfnicken ihren Beifall zu erkennen, ſobald der Anführer der Schauſpieler ihnen das gewählte Stück anzeigt. Wäre ein Hinderniß, z. B., wenn im Stücke ein Name vorkäme, den einer der Gäſte führt, ſo muß der Schauſpieler darauf aufmerkſam machen, und ein anderes Drama wird gewählt. Die Vorſtellung beginnt mit einer Muſik von Trommeln, Becken, Flöten und Zinken. Dekorationen ſind nicht nöthig. Zur Bühne dient ein Teppich. Aus einem Nebenzimmer treten die Schauſpieler auf. Da ein Schauſpieler oft mehrere Rollen in demſelben Stücke ſpielt, ſo nennt er bei jedesmaligem Auftreten diejenige Perſon, welche er vorſtellt. Im Stücke wechſelt Proſa mit Verſen. Letztere werden gewöhnlich geſungen, wie in unſern Liederſpielen. Oft

und den Gebrauch derſelben, beſonders in mediciniſcher Hinſicht *). Die Kandidaten öffentlicher Aemter werden auch in der Poeſie examinirt, aus dem Grunde, weil dieſe mit den Leidenſchaften der Menſchen bekannt mache.

---

halten zwei Perſonen einen Dialog von denen eine ſpricht, während die andere alle ihre Antworten abſingt.

Frauenzimmer, welche das Schauſpiel zu ſehen wünſchen, ſitzen hinter einem mit Gaze beſpannten Gitterfenſter verborgen.

Red.

*) Dr. Schott berichtet, daß die Chineſen vielen Fleiß auf naturhiſtoriſche Gegenſtände verwendet, Merkmale geſammelt und Klaſſifikationen erſonnen haben, jedoch immer mit praktiſchen Tendenzen, d. h. zum Behufe der Heilkunde und allerlei nützlichen Anwendung im Leben. Ihre Aerzte haben von den ihnen bekannten Naturweſen nicht leicht einen der vornehmſten Theile ungeprüft und ungekoſtet gelaſſen, ſelbſt bis auf die Excremente. Ihre mangelhaften chirurgiſchen Kenntniſſe und eine falſche Schamhaftigkeit nöthigen ſie da, wo man bei uns Operationen nöthig findet, innere Kuren anzuwenden. Ihre Naturgeſchichten (Penzao genannt, d. i. eigentlich „Haupt-Kräuter") handeln im Abſchnitt von dem Element „Erde", auch wohl von dem Ruße, den man zum Tuſch nimmt, und von Vogelneſtern und von den Kügelchen der Miſtkäfer, und von ſolcherlei Staubarten, als ſich etwa unter der Thürſchwelle oder etwa am Fußende des Bettes aufhalten. Dies alles wird ganz ernſthaft und zu mediciniſchen Zwecken abgehandelt. Daneben kommen metaphyſiſche Spekulationen über die beiden Principien des Lebens und der Materie, Bewegung und Ruhe u. ſ. w. auch die philoſophiſchen Verhältniß-Zahlen aller Kräfte im Himmel und auf Erden vor. Beſonders in Ehren iſt die Zahl 5. Es giebt 5 Elemente: Waſſer, Feuer, Metall, Holz, Erde; 5 Sinne des Menſchen: Ohren, Augen, Mund, Naſe, Augenbraunen; 5 Farben: himmelblau, gelb, fleiſchfarben, weiß, ſchwarz; 5 Tugenden: Güte, Gerechtigkeit, Treue, Wiſſenſchaft, Wahrheit u. ſ. w.

Red.

Ueber die heiligen Schriften der Chinesen sagt Dr. Morrison: Sie bestehen aus den Originalwerken, oder Blumenlesen der alten Moralphilosophen zur Zeit des Confucius *), die mit zahllosen Noten und Commentaren, Paraphrasen des Grundtextes und Diskussionen über Aechtheit, Wortstellungen und Sinn der Sprüche ausgerüstet sind. Das Wuking (die 5 Bücher) und das Szi-schu (die 4 Bücher), von 4 Schülern des Confucius gesammelt, enthalten Aussprüche dieses Weisen. Die „fünf Bücher" haben der Form nach Aehnlichkeit mit den Büchern Mosis und die „vier Bücher", insofern sie Erzählungen über die Lehrthätigkeit eines Meisters sind, mit den Evangelien. Aber der Inhalt — welch ein Unterschied! **)"

Die Religion der Chinesen ist eine finstre trostlose Lehre, voll toller Ungereimtheit, Gottlosigkeit und steht auf der niedrig-

*) Khung-Fu-dsii (Confucius) soll 551. vor Chr. geboren sein. In einer Zeit der Zerrüttung und Sittenlosigkeit, wo die Kaisermacht zur Schattenherrschaft herabgesunken, nachlässige Verwaltung eingerissen und Tugend des Volkes, sonderlich deren Grundlage, Ehrfurcht vor den Eltern, nirgend zu finden war, trat er in Staatsdienste, legte aber, durch Eifersucht der Großen gezwungen, sein trefflich verwaltetes Amt bald nieder, und zog als Lehrer der Weisheit, Tugend und Staatsklugheit im Reiche umher. Er sammelte zahlreiche Schüler um sich. Seine Werke enthalten weise Sprüche und Unterredungen mit seinen Jüngern. Sie sind gegenwärtig, ins Deutsche durch Herrn Dr. Schott übertragen, in Berlin (bei Jonas) erschienen.

Red.

**) Es folgt hier eine Expektoration des Herren Ellis über die Mängel der chinesischen heiligen Schriften, die wir auslassen. Wir führen statt dessen kurz an, daß z. B. den Hauptinhalt des Lün-Yü (eines Buchs von Confucius) die Anpreisung der Selbstüberwindung und der Vernunft, als der Mittelstraße zwischen den Irrbahnen des Lasters, und die Einschärfung der Mäßigung ausmacht.

Red.

sten Stufe der Vielgötterei; sie bietet keinen Balsam für die Wunden des Lebens, keine Hoffnung für die Zukunft. Ihre höchste Aussicht ist Vernichtung oder Wanderung der Seele in den Leib eines anderen Geschöpfes *)

---

*) Atheismus ist die Religion der Chinesen allerdings zu nennen, insofern sie bloßer Moralismus, und ihr Gott nirgend persönlich außer im Kaiser, dem centro der Maße, ist. Aber Vielgötterei ist sie durchaus nicht zu nennen. Wir erinnern nur an die oben von uns angemerkte Thatsache, daß die Schulkinder ihre Andacht dem Namen des Confucius erweisen, welchem ein Altar errichtet ist, also dem Tao der Vernunft. Eine Vielgeisterei giebt es aber in der chinesischen Vorstellung. Die Seelen nämlich der Abgeschiedenen werden als Machthaber gewisser Naturverhältnisse und geistiger Beziehungen angesehen, und sind als solche ebenfalls dem Kaiser unterworfen, der dafür gilt, auch ihnen ihr Amt zuzuertheilen und Lohn oder Strafe, je nach der Erfüllung ihrer Obliegenheiten ihnen zuzuerkennen. Hieraus erklären sich manche chinesische Ansichten und Gebräuche, die weiter hier auszuführen der Raum uns nicht zuläßt.

Auch was die Chinesen von den Religionen anderer Völker aufgenommen haben, ist nichts eigentlich polytheistisches. Denn den Buddhismus (die Religion des Fo) und den Lamaismus ist man eben so wenig berechtigt durch dies Wort zu bezeichnen.

Was die Hoffnungen auf ein zukünftiges Leben betrifft, so kann man solche den Chinesen nicht gerade zu absprechen, sei es, daß man an die oben erwähnte Anwartschaft der Seelen auf Anstellung in der Natur-Verwaltung, sei es, daß man an die Sitte denke, Leichen kostbar gekleidet und mit Mundvorräthen versehen, einzusargen. Die letztere Sitte ist mit der chinesischen Denkart, welche das Geistige, oder besser: Abstrakte überall mit dem Physischen vermengt und geradezu vertauscht, recht gut vereinbar und nicht nothwendig aus der Einmengung fremder mythischer Vorstellungen zu erklären. Auch der Glaube an Seelenwanderung kann füglich nebenher gehen.

Red.

Und über welche Länderbreiten reicht dies Gewebe von Aber-, glauben und Abgötterei! Wir haben oben der weiten Ausdehnung chinesischer Zunge gedacht. Ihre Sprache, sagt Dr. Morrison, wird jetzt gelesen wenigstens, von der russischen Grenze im Norden, westwärts durch die ganze chinesische Tartarei, ostwärts bis nach Kamschatka und südwärts durch Corea und Japan, die Lu-ku-Inseln, Cochinchina und den Inseln dieses meist von chinesischen Colonisten bewohnten Archipelagus, bis Penang, Malakka, Singapor und tiefer sogar noch bis Java. Wie verschiedene Sprachen und Mundarten diese Völker auch haben, die Schriftsprache der Chinesen verstehen sie alle, und ein Reisender oder Kaufmann, welcher derselben kundig ist, kann sich im ganzen östlichen Asien verständlich machen.

Eine von dem Sohne des Dr. Morrison publizirte statistische Uebersicht setzt die Bevölkerung des chinesischen Reichs und seiner Colonien (nach der im 18ten Jahre der Regierung Kiking's, 1813, aufgenommenen Zählung und Schätzung) auf mehr als 362 Millionen Seelen fest. Man weiß aus guten Quellen, daß in den Berichten an die Regierung die Volkszahl eher kleiner als größer angegeben wird. Es ist daher kein Grund zu der von manchen Klugdenkern ausgesprochenen Vermuthung, daß jener Bericht die Menge der Bevölkerung doppelt so hoch schätze, als sie wirklich sein könne; um so weniger, als derselbe einer officiellen Notiz für die Reichsbeamten entlehnt ist.

Ein so großes Volk, so kunstfleißig, geschickt und einsichtsvoll seit undenklichen Zeiten, reich an Denkern, reich an einer vielumfassenden Literatur und in vielfältigen Beziehungen glücklich und begabt vor andern Völkern hat sich Weltalter hindurch in die engen Schranken einer verknöcherten Nationalität festgebannt, hat nichts erfahren von den ungeheuren Regungen, Thaten und Wundern des Geistes, welche die ganze übrige Welt durchflamm-

ten, umwälzten, verwandelten! Sein Wesen trägt noch heutiges Tages das Gepräge dieser eingegrenzten, gemessenen, kalten Stabilität. Dr. Morrison schildert es in folgenden Worten:

Die schönsten Züge im chinesischen Character sind Sanftmuth und Urbanität, das Verlangen sich in allen Handlungen vernünftig zu zeigen und die Bereitwilligkeit, dem was so auftritt, sich zu unterwerfen, Gelehrigkeit, Kunstfleiß, Unterwürfigkeit der Jugend; Ehrfurcht vor Greisen und sonderlich vor den eigenen Eltern; Wohlthätigkeit gegen arme Verwandte. Alle diese Tugenden beziehen sich auf die öffentliche Meinung und bedürfen nur, zur Schau getragen zu werden, auch wenn sie nicht im Herzen ihre Wurzel haben. Daß dies nicht der Fall ist, zeigt sich andererseits darin, daß die Chinesen falsch uud unzuverlässig sind, argwöhnisch, neidisch, eifersüchtig in hohem Maße. In ihrer Gesinnung herrscht eine sceptische Gleichgültigkeit, ein wahrhaft sadducäisches und gottloses Wesen vor. Anders kann es auch nicht sein bei einem Volke, das die wahre Majestät Gottes nicht erkannt hat und also der Grundtugend ermangelt, welche Gottesfurcht heißt. Das Gewissen hat bei ihnen keine Bande als die Landesgesetze und eine frostige Philosophie über das Wesen der Dinge, in welcher keine Macht gegen die Selbstsucht und Sünde der menschlichen Natur liegt. Selbstsüchtig sind denn auch die Chinesen, kaltblütig und grausam.

Menschenleben gilt ihnen nichts, wenn Habgier oder Ehrgeiz Opfer fordern. Die Obrigkeit bestraft Vergehungen mit grausamer Folter. Dennoch herrscht das Laster in allen seinen tausend Mißgestalten mächtiger und empörender als vielleicht irgend sonst wo auf der Erde. Das weibliche Geschlecht steht auf einer verächtlichen und unwürdigen Stufe. Ein chinesischer Schriftsteller ermahnt, da er von der Unwissenheit und Unliebenswürdigkeit der Frauen redet, die Männer ernstlich, doch ja

nicht in ihren Bemühungen um deren Erziehung zu ermatten, denn „Affen" sagt er „kann man ja zu Kunststücken abrichten, Hunde zum Treten einer Mühle gewöhnen, Ratten in einer Trommel umzulaufen gewöhnen, Papagaien Sprache lehren. Wenn nun Vögel und Vieh Verrichtungen der Menschen begreifen lernen, wie sollten nicht junge Weiber, die doch Menschen sind?"

Dieser Zustand der Frauen in Verbindung mit abergläubischen Meinungen bewirkt die unglaublich häufige Ermordung neugeborner Mädchen. Man kann fast sagen, daß die Regierung dies schändliche Verbrechen begünstige, indem sie gar nichts thut, ihm zu steuern. Es wird, nach Barrows Versicherung, stillschweigend anerkannt als Pflicht der Polizeibehörde in Pecking, Leute zu unterhalten, welche Morgens mit Karren umherfahren, um die während der Nacht getödteten oder auch nur auf die Straße geworfenen Kinder zu sammeln. Man untersucht niemals; man ladet sie auf und schleppt sie nach einer dazu bestimmten Grube außerhalb der Stadtmauern. Da wird alles hineingeworfen, sei es todt oder noch lebend. Die katholischen Missionaire pflegten jeden Morgen bei dieser Grube zu warten, um einige der Opfer zu retten und für den christlichen Glauben zu erziehen. Sie betheuerten Herrn Barrow, daß der Anblick dieser Gräuel oft schauderhafter wäre, als ein fühlendes Herz ertragen könnte. Frühe, noch ehe die Karren der Polizei ankommen, laufen Hunde und Schweine frei in den Straßen der Hauptstadt umher.

Die Zahl der ermordeten Kinder giebt Barrow im Durchschnitt auf täglich 20, also jährlich beinah 9000 an. Hier ist nur von der Hauptstadt die Rede. In andern Theilen des Reiches geht es nicht besser her. Leute die auf dem Wasser wohnen, binden den Kindern Kürbisse an den Hals und werfen sie

in

in den Strom. Die oben angegebene Zahl der Ermordungen muß jedoch eingeschränkt werden, indem natürlich gestorbene oder todtgeborne Kinder mitgezählt sind, welche oft von armen Leuten zur Ersparung der Begräbnißkosten auf die Straße geworfen werden. Also etwa nur 4000 Kindermorde lassen sich jährlich annehmen.

Herr Gützlaff bestätigt die Wahrheit dieser Thatsache und spricht außerdem von der unbegreiflichen Gleichgültigkeit des Volkes beim Anblick eines jämmerlich dahin gestreckten schönen Kindes. Sie lachen dazu. „Es ist nur ein Mädchen", sagen sie und gehen vorüber.

In einem Zustande der Gefühlsbildung, in welchem dergleichen Abscheulichkeiten möglich sind, hat nun ein so großer Theil des menschlichen Geschlechts seit mehr Jahrhunderten, als irgend ein anderes Volk der Erde in seiner Geschichte aufzuzählen hat, fort und fort gelebt. Kann ein christliches Gefühl ohne tiefen Schmerz solchem Jammer vorübergehn? Wenn dies Bild chinesischen Elends in seinem ganzen Umfang, seiner ganzen Furchtbarkeit vor dem Blicke freier erleuchteter christlicher Nationen aufgerollt wird, so kann es sie nicht ruhig dabei lassen, mit der Läuterung dort nur einen Anfang gemacht zu haben, und muß sie aufstürmen zu heißem Gebet, zu kräftiger That für die sittliche und geistige Wiedergeburt dieses Volkes! *)

*) Wir haben uns nicht enthalten können, diese Stelle aufzunehmen. Denn, obgleich wir für angemessen halten, die Fülle geistlichen Redeschmucks und die für unsern Zweck wenigstens müßige Wiederholung frommer Betrachtungen in unserm Original auszumerzen, so wollen wir uns doch auch vor dem Scheine verwahren, als würde der Werth des Missionswerkes, sofern es im Geist der Liebe und in Klugheit getrieben wird, von uns im Geringsten verkannt. Red.

Die Nationen im Süden des chineſiſchen Reiches, nämlich Cochin-China, Cambodia, Laos und Siam kommen dieſem zwar nicht an Cultur aber an Elend gleich. Dem willkürlichſten Despotismus und der blutigen Habſucht ihrer Regierungen halten nur Hinterliſt und Verrätherei die Wage. Die erbarmungsloſe Gewaltthätigkeit, die Erpreſſungswuth und Beſtechlichkeit der Unterbeamten, die Eiferſucht und der Uebermuth ihrer Vorgeſetzten, die Verworfenheit und Sklaverei des Volks; die unaufhörliche Anwendung grauſamer Strafen und furchtbarer Martern ſind wahrhaft herzzerreißend. Die Unwiſſenheit in dieſen Gegenden iſt erſtaunlich. Auf Erziehung wird zwar viel gehalten, aber ſie iſt nicht darauf berechnet, den Geiſt zu bilden und zur Glückſeligkeit zu führen; denn ſie iſt nur ein Werkzeug des Despotismus zur Bezwingung der Maſſen durch die überwiegende Kraft Weniger.

(Fortſetzung folgt).

VII.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Puertorico,

von

Oberſt Flinter.

(Fortſetzung).

3.

Urſprung der Bevölkerung — Ariſtokratiſcher Stand — Kaufleute — Kleinhändler und Handwerker — Abenteurer — Achtbare Anſiedler — Zungendreſcher — wenig Verbrechen — Gaſtlichkeit — Johannisfeſt — Geſellſchaftston — Hahnenkämpfe — Xivaros — Wohnungen — Trägheit und Muth.

In dieſem und dem folgenden Kapitel will ich verſuchen, dem Leſer ein Bild der Volksſitten und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe auf

Puertorico, der Wahrheit, so weit ich sie aufgefaßt habe, getreu und ohne übertreibenden Schmuck, so wie ohne Schwächung der Farben vorzuführen. Wer in ein fremdes Land die Gewohnheiten und Vorurtheile seines eigenen mitbringt, wird immer für Tadel und Spott ein weites Feld offen finden, denn es giebt kein Volk, unter dessen Eigenthümlichkeiten nicht manche dem Fremden thörigt erschienen. Läse Jemand die „Sechs Wochen in Paris", welche ein Engländer, und die „Vierzehn Tage in London", welche en revanche, ein Franzose, schrieb, und wüßte von Franzosen und Engländern sonst nichts, so würde er ohne Zweifel beide Nationen für ungesellige Barbaren halten, und wollte Jemand die Spanier ausschließlich nach den befangenen und verkehrten Schilderungen einiger neueren Schriftsteller beurtheilen, so müßte er sich fürchten eine Nacht unter ihnen zuzubringen. Darum soll der Verfasser einer Sittenschilderung sich aller engherzigen und vorgefaßten Ansichten entschlagen, das Vorhandene rein aufzunehmen und treu darzustellen streben und die ganze Welt als sein Vaterland, alle Menschen als seine Mitbürger achten.

Rom, die Weltherrscherin, ward zuerst mit Gesindel bevölkert. Warum soll es schlimmer erscheinen, daß unsere Insel einen Theil ihrer ersten Bevölkerung von dem Auswurf der Gesellschaft erhielt, während doch auch Manche aus den höheren Ständen dorthin zogen. Ueberhaupt haben die Colonien fast aller Länder keinen besseren Anfang gehabt. Weise Gesetze und Einrichtungen, kräftig durchgeführt, können aus Verbrechern gute Bürger machen.

Die Insel war zuerst nichts als ein militairischer Posten. Ihre Garnison war aber stationair. Die Offiziere, ohne Hoffnung ihre Heimath wieder zu sehen, heiratheten Creolinnen. Es gab einen creolischen Adel, der von den ersten Eroberern abzustammen sich rühmte. Die Officiere waren nun zugleich Sol-

daten und Landwirthe und sahen Puertorico als ihre Heimath an. Von ihnen stammt ein großer Theil der heutigen Bevölkerung ab, besonders unter den reichen und geachteten Familien. Diese und die Nachkommen der Eroberer kann man die Aristokraten der Insel nennen. Einige von ihnen sind auf ihre Abkunft nicht minder stolz, als spanische Granden und geben gleich diesen auch am Bettelstabe ihre Ansprüche auf Huldigung nicht auf.

Auch die Stände der Kaufleute, Kleinhändler, der Handwerker und Gewerbtreibenden aller Art haben mehr oder minder zu der weißen Bevölkerung gesteuert. Die Kaufleute der Insel sind nicht Spediteurs, sondern machen mit ihrem eigenen Vermögen Geschäfte. Es sind gewöhnlich Catalonier, die sich durch Ausdauer und Sparsamkeit, so wie durch Anhänglichkeit an ihren vaterländischen Boden und ihre vaterländischen Sitten auszeichnen. Selten heirathen sie oder werden in der Colonie ansäßig. Sobald sie genug gewonnen haben, gehen sie nach Europa zurück, um dort die Früchte ihres Fleißes zu genießen und schicken gewöhnlich jüngere Verwandte, um auf Puertorico ihre Stelle einzunehmen. Diese treten in Beschäftigung und Lebensart genau in die Fußstapfen ihrer Vorgänger. Man kann daher diese Klasse nicht unter die permanente Bevölkerung rechnen.

Kleinhändler und Handwerker verheirathen und fixiren sich gewöhnlich auf der Insel. Sie finden dort, wenn sie ordentlich wirthschaften, ihr gutes Auskommen. So kannte ich zwei Schmiede die zu Wohlstand gelangt sind. Ein Zimmermann aus Irland kam auf der Insel an und hatte nicht mehr als zwanzig Thaler in der Tasche. Nach Verlauf von 5 Jahren belief sich sein erworbenes Vermögen auf 20,000 Thaler. So einträglich ist Gewerbfleiß in diesem Lande. Der Schmidt und der Zimmermann erlangt mit dem Wohlstande zugleich einen höheren Rang

in der Gesellschaft; er wird Landbesitzer und tritt somit selbst in die aristokratische Würde, vor welcher er sich zuvor gebückt hat.

Eine besondere Klasse, die wie Kork auf dem Meere der geselligen Verhältnisse schwimmt, bilden Abenteurer aus allen Ländern, Spieler und Andere solchen Gelichters. Manche kaufen Güter ohne einen Heller Geld, prunken mit Reichthümern die sie nie besessen, blitzen wie ein Meteor auf und verschwinden und lassen ihren Gläubigern, den leichtgläubigen Narren, das Nachgaffen. Hüte Dich, Volk von Puertorico, wenn Du einen Fremden an Dein Land steigen siehst, in vornehmen Kleidern, aber sein sämmtliches Gepäck unter dem Arm tragend, ohne Bedienung, aber mit dem Namen eines Marquis, eines Barons, eines berühmten Generals, oder des Sohnes eines großen Banquiers flunkernd; glaube, daß er, der sich für einen bloßen neugierigen Reisenden ausgiebt, nichts ist als ein Gauner, der Deine Beutel zu schröpfen und Deine Narrheit zu verlachen kommt. Dergleichen begegnet tagtäglich. Andere Industrie-Ritter, die großen Schaden thun, sind die Barbiere, welche aus Frankreich und den Colonien kommen und sich mit frecher Stirn für Aerzte ausgeben, ohne die geringste medicinische Kenntniß zu besitzen. Sie kündigen sich als direkt aus Paris eben angelangte Heilkünstler an und probiren manch kostbares Leben zu Tode. Von diesen Hornissen ist die ganze Insel überschwemmt.

Wahrhaft nützlich und achtungswerth sind von allen Arten nur diejenigen, welche des Landbaues und des Handels kundig sind und eigenes Vermögen besitzen. Das Volk schätzt und die Regierung schützt sie. Sie bilden einen ehrenwerthen Theil der Gesellschaft. Auch selbst die landbauenden Uebersiedler, welche der elende Zustand fremder Colonien nach Puertorico treibt, sind sehr gern gesehen, wenn sie sich nur wacker zeigen.

In den Landstädten giebt es eine schlimme Art von Leuten die sich Schreiber (plumatos) nennen. Sie haben kein ordentliches Rechtsstudium gemacht und besitzen nur eben Fähigkeit genug, um eine Eingabe aufzusetzen und den einfachsten Proceß zu verwickeln. Oft spielen sie den Advokaten beider Partheien zugleich, versichern einer jeden, daß auf ihrer Seite das Recht und die günstige Entscheidung ihr gewiß sei; die unwissenden leichtgläubigen Landleute, bestochen durch die promphaften Redensarten von Gerechtigkeit, Gesetz, Codex u. dgl., sehen den Betrug nicht eher ein, als bis sie ihren letzten Heller hingegeben, und müssen vielleicht die einzige Kuh, deren Milch ihre Kinder nährt, zu Markte führen, um die schändlichen Erpressungen dieser vorgeblichen Advokaten zu bestreiten. Manche brave Familie ist so zu Grunde gegangen. Und wird nicht mancher Unglückliche verdammt eine Kette zu schleppen, der es lange nicht in so hohem Maße verdient hat, als diese Elenden, die wie Heuschreckenschwärme das Land verheeren, wo sie sich niederlassen!

Endlich ist noch eine andere sehr zahlreiche Klasse von Weißen anzuführen, die eine besondere Schilderung verdient: die Menge derer, welche wegen politischer Vergehungen oder Civil-Verbrechen zu der Galeeren-Arbeit einer Festung verurtheilt worden. Diese werden nach Ablauf ihrer Strafzeit in Freiheit gesetzt und finden sich selten bewogen in ihre Heimath zurückzukehren. Betragen sie sich gut, so ist auf Puertorico ihre frühere Schuld bald vergessen. Sind sie thätig und betriebsam, so finden sie bald Arbeit. Sie werden von den Colonisten mehr mit Bedauern als mit Verachtung angesehen. Weiße Hautfarbe ist schon eine Art von Adelsdiplom in einem Lande, wo die untersten Stände aus Sklaven und farbigen Menschen gebildet sind, und mit der Schattirung vom tiefen Negerschwarz aufwärts bis zum reinen Weiß die persönliche Geltung und gesellschaftliche

Stellung an Würde zunimmt. Ganz natürlich erscheint die Vermuthung, daß die Laster und Gelüste der befreiten Sträflinge auf die Sitte der Gesellschaft, der sie sich einverleiben, von Einfluß sein müssen und kaum ist glaublich, daß so tief gesunkene Seelen sich so schnell von ihren Flecken reinigen sollten. Seltsam ist die Erscheinung gewiß, daß Verbrecher die nur eben ihrer Strafkette losgeworden, plötzlich als friedsame ordentliche Bürger auftreten. Denn wenn einer Gemeinschaft von verhältnißmäßig kleinem Umfange viele von dem Auswurf der übrigen Gesellschaft angeeignet werden, so hat es den Anschein, als müßte sie bald ein Pfuhl des Verbrechens werden. Die Beobachtung aber lehrt gerade das Gegentheil. Die Sträflinge, weit nun entfernt von dem Schauplatz ihrer Schuld, entgangen dem scharfen verfolgenden Auge des Gesetzes das sie beleidigt, entrückt dem strafenden Blicke der Freunde und Verwandten die sie entehrt — sie fühlen Sehnsucht an den Busen der Gemeinschaft zurückzukehren. Sie finden ein Asyl, wo man ihre Schuld nicht kennt, ihre Person nicht verschmäht. Die Creolen von Puertorico, die stets offene Arme haben für den Unglücklichen, großmüthige, gastfreie Menschen, fühlen doppelt tiefes Mitleid, Dulder zu sehen die Weiße sind, und dennoch elender als afrikanische Sclaven. Dem Verbannten, welcher auf Puertorico's Küste seinen Fuß setzt, geht sogleich ein Hoffnungsstern auf. Er sieht die Vielen, welche gleicher Verdammniß mit ihm theilhaftig waren, dem Leben zurückgegeben, begütert, glücklich im Schooße ihrer Familien. Welche Aussicht! Welch starker Beweggrund zur Besserung seines Wandels! Die Umstände sind es, welche dem Wesen des Menschen ihre Form aufdrücken. Tod jeder Hoffnung ist Tod jedes sittlichen Gefühls. Kann der Sträfling, dessen Strafzeit abgelaufen, nach Spanien zurückkehren wo man seine Schande nicht vergessen haben wird, wo er fürch-

ten muß, daß die Kinder auf den Gaſſen mit Fingern auf ihn weiſen: „Seht, ſeht, da geht einer der transportirt war!“ und wäre dies nicht ein Mühlſtein an ſeinem Hals der ihn im Schlamme der Verworfenheit niederhielte? Aber in Puertorico hat Niemand ihm das Geringſte vorzuwerfen. Seine Beſſerung findet kein Hinderniß. Seine Induſtrie erwirbt ihm Achtung. Ein Ehebündniß verſchafft ihm Verbindungen. Binnen Kurzem iſt er wohlhabender Bürger. Wird man ſeinen Enkeln die ſchon an ihm getilgte Schuld ihrer Vorfahren nachtragen? Man ſollte aus der ſonderbaren Miſchung der Racen und Klaſſen ferner ſchließen, daß Raub und Mord alltäglich ſein müßten. Doch giebt es vielleicht kein Land der Erde, wo die gröberen Verbrechen ſo ſelten wären. Diebſtahl vergreift ſich faſt nie an Größerem als einem Pferde, einer Kuh, einem Bündel Piſang. Wegelagerung iſt ganz unbekannt, Mord ſo fremd im Lande, daß er in einzelnem vorkommenden Falle überall Entſetzen erregt. Der Fremde kann dreiſt mit einer Börſe voll Geld allein und unbewaffnet die Inſel von einem Ende zum Andern durchreiſen. Mit unbeſchränkter, freigebiger Gaſtlichkeit nimmt jedes Haus unter Weges ihn auf. Statt der Gefahren begegnet er überall nur dem herzlichſten Wohlwollen, der bereitwilligſten Dienſtfertigkeit.

Schändlich ſind die Bewohner dieſer Inſel anderwärts verleumdet worden. Ich lernte eine Däniſche Dame kennen, die, als ſie eben von Kopenhagen ankam, ihre Phantaſie ſo angefüllt hatte mit ſpaniſcher Büberei, Raubluſt, Mordſucht, daß ſie ſchauderte ans Land zu treten. Sogar Franzoſen und Engländer von den Inſeln, bei welchen man beſſere Kenntniß einer ſo benachbarten Gegend vorausſetzen ſollte, hegen oft die nachtheiligſte Meinung über Regierung und Volk dieſes Eilands. Wo eher ſollte man auch lärmende Volksbeluſtigungen erwarten,

als unter diesem Gebräu von allen Farben und Zuständen, wo eher Hang zu Privatfeindschaften und blutiger Rachlust? Doch hört man auf Puertorico niemals von einem Exceß, niemals von einem persönlichen Anfall dieser Art. Ich habe nirgends sonst eine ähnliche Ordnung mitten in der Verwirrung, nirgends soviel Schonung angetroffen als auf Puertorico. Und in Europa selbst geht doch nicht leicht ein Volksjubel ohne Gewaltthaten vorüber. Die Beutelschneider von London und Paris wissen die öffentlichen Belustigungen zu ihrem Aerntefeld zu machen, und ein irländischer Jahrmarkt ohne ein Paar Todtschläge oder wenigstens doch Löcher in den Köpfen, wäre ein Mährchen.

Es wird hier eine schickliche Stelle sein, die Volksfeste und Belustigungen der Insulaner zu schildern, besonders da sie hier wie überall zur Characteristik ein Hauptmoment ausmachen. Sie sind auch wirklich eigenthümlich und abweichend von allen die ich anderswo gesehen habe. Ich muß sie beritt*ne* Feste nennen. Pferderennen spielen die wichtigste Rolle dabei. Zunächst habe ich daher von den wunderlichen Aufzäumungen zu reden, die nicht allein bei diesen Gelegenheiten, sondern überhaupt beim Reiten und Reisen landesüblich sind.

Der Eingeborene von Puertorico ist von Natur leidenschaftlicher Roßfreund. Ein Xivaro müßte herzlich arm sein, wenn er nicht wenigstens ein oder zwei Pferde haben sollte, um sich und seine Marktwaaren schleppen zu lassen. Denn wie schwer auch der Wagen beladen sei, wie schwach der Gaul, unser Xivaro sitzt allemal obenauf und lenkt sein Gespann. Er stiehlt lieber ein Reitpferd auf einen Tag, als daß er eine Meile weit zu Fuße ginge. Reiche Leute haben immer einige besondere Reitpferde, die sie niemals einspannen. Ein großes Reitkissen von starker Leinwand und mit Stroh gestopft wird dem Pferde aufgeschnallt. Auf jeder Seite des Thieres hängt ein zierlicher

Korb aus Weidenruthen, etwa einen Fuß lang und acht Zoll breit. Ein lederner Riemen verbindet beide Körbe und schließt sie fest an. Sie ersetzen auf der Reise Mantelsack und Futterbeutel. Auf dem Reitkissen liegt ein Sitzpolster, worüber ein Mantel oder eine Decke gebreitet wird. Aermere Leute nehmen statt dessen ein Betttuch. Dies wird nur lose übergehängt, um es nöthigenfalls hervorziehen zu können. Jedermann im Lande führt einen ungeheuren anderthalb Yards langen Korbdegen mit sich. Diese Waffe findet in einem der Körbe oder unter dem Sattelkissen Platz und ihre Spitze tanzt, hinten hervorhangend, lustig auf und ab. Steigbügel hat man nicht. Der Reiter und ebenso die Reiterin sitzen auf dem Sattelkissen, mit dem Gesichte dem Kopf des Pferdes zugekehrt, und läßt die Beine zu beiden Seiten seines Halses hangen. Im Nothfall kann man sich an den Körben, welche mit Handhaben versehen sind, festhalten. Diese Art zu reisen sieht lächerlich genug aus, ist aber sehr bequem. Es können auch zwei Personen auf einem Pferde sitzen und so reiset der Kivaro mit Weib oder Töchtern. Wenn das Pferd auf schlechten Wegen stolpert, so nimmt der Reiter selten Schaden, und beim Passiren der überaus häufigen Flüßchen und Bächlein behält er, was in heißem Klima für die Gesundheit wichtig ist, trockene Füße.

Zur Johannisnacht, und schon viele Tage zuvor, bringen Hunderte von Landleuten ihre Pferde zur Stadt und in deren Nachbarschaft, um an dem Festtage, und noch einige Tage länger, Rennspiele zu halten. Die besten Pferde auf der Insel werden dazu mit Sorgfalt gepflegt. Die Geschwindigkeit des Pferdes und die Geschicklichkeit des Reiters kommen zu gleichen Ehren. Die Stute, welche an diesem Tag rennt, ist ein hochgeschätztes Thier und der Kivaro, welcher siegt, erobert die tausend Herzen der Schönen, welche von allen Balkonen herab mit

Bewunderung und Beifall ihn überſtrömen. Dem 24. Juni jauchzt das Herz des Eingeborenen von Puertorico entgegen. Dieſer Tag macht Alles gleich. Er kommt. Um 10 Uhr Morgens zieht eine Cavalcade von Männern, Weibern und Kindern mit fliegenden Fahnen zum Gouvernementshauſe. Kinder ſchreien, Schaaren drängen nach. Der Anführer des Zugs, König betitelt, verlieſet eine luſtige Proclamation, die um ſo größeren Beifall findet, je unſinniger ſie abgefaßt iſt. Sie iſt das Signal, um die Wettrennen und Maskeraden zu beginnen. Erſt wird noch eine polizeiliche Bekanntmachung herkömmlicher Weiſe ausgerufen. Es geſchieht nur der Form wegen; denn es fallen ohnehin keine Exceſſe vor. Herren und Damen lärmen nur vom Morgen bis Abend durch die Straßen, abentenerlich herausgeputzt. Zuſchauer, auf deren Geſichtern ſich die Freude malt, füllen alle Balkone. Zur Nacht brennen Freudenfeuer an allen Straßen-Ecken. Sitze werden vor alle Hausthüren geſtellt. Wer die Straßen durchzieht, iſt zu Pferde. Jeder Mann hat eine Frau hinter ſich auf dem Sattel; wer allein reitet wird von den Umſtehenden ausgeziſcht und gefoppt. Es iſt das lächerlichſte Schauſpiel das ſich erſinnen läßt. Hier ein alter 80jähriger Greis mit einer blutjungen Dirne, dort ein Advokat in der Amtsperücke, Officiere, Soldaten, Lwaros, Neger, Mulatten, Alles mit Weib, Kind, Mutter, Schweſter, Liebchen, Freundin, Verwandte, drängt, treibt, ſtößt, ſchreit durch die Straße, unterſchiedlos durch einander gemengt. Die Berittenen laſſen es nicht an Späßen fehlen, und machen ſich über die müßigen Thürſteher ſticheind und höhnend luſtig. Doch bleiben dieſe ihren Humor nicht ſchuldig. Drei Tage lang ſtehen alle Häuſer frank und offen. Jeder Vorübergehende erhält, wo er es wünſcht, Wein, Limonade und andere kühlende Getränke. Auch die far-

bigen Leute treten maskirt und unbeobachtet in jede Wohnung und doch wäre ein Diebstahl etwas Unerhörtes.

Nach St. Peters Tage werden einen Sonntag um den andern Maskenbälle gegeben. Leute aus allen Ständen ziehen in tausend fantastischen Vermummungen mit Musik von Haus zu Haus und durch die ganze Stadt. Hier und da erscheint eine Truppe von 15 bis 20 Personen in Character-Anzügen. Damen deren Schönheit die Zeit rauh berührt hat, sind nun noch in der Maske schön. Kein Alter noch Geschlecht entgeht der Neckerei. Männer als Frauen gekleidet und Weiber in männlichen Trachten stolziren umher. Schwarze im tollsten Aufputz, ihre Glieder wunderlich verrenkend, streifen an ihnen vorüber. Endlich gebietet die allgemeine Erschöpfung, zu welcher die Hitze der Jahreszeit das ihrige beiträgt, kurze Ruhe. Ich habe hier kein Sittengericht zu halten, sondern Sitten zu schildern wie sie sind. Beifall oder Tadel bleibt Jedem überlassen.

Die Gesellschaft vom feinen Ton besteht aus den Offizieren der Armee, den Magistratspersonen, den Advokaten, Aerzten, Kaufleuten und Pflanzern. Man sieht sich nur bei großen Gelegenheiten, z. B. bei öffentlichen Festen und Bällen. Sonst lebt jede Familie ganz unter sich. Die spanischen Tertulias, die französischen Soirées, die engländischen Thee-Cirkel sind unbekannt. In guter Gesellschaft hat jeder Weiße von tadellosen Sitten und anständiger Kleidung, wofern er nicht gemeiner Soldat, Matrose oder Handwerker ist, Zutritt. Die alten Familien sind zwar stolz auf ihre Abkunft und machen bei besonderer Gelegenheit ein gewisses Uebergewicht geltend, geben aber in der Regel doch der Landessitte nach, welche Adel und Würde ohne Berücksichtigung anderer Verhältnisse nur nach der weißen Farbe mißt. Uebrigens herrscht keine solche Strenge in Bezug auf Rangverschiedenheit wie in den französischen oder englischen

Colonien. Vielmehr werden auch die Abkommen farbiger Eingeborener in der Gesellschaft zugelassen, wenn sie sich dieser Auszeichnung werth gemacht, sich (wie dies genannt wird) weiß gewaschen haben *).

Die jungen Creolen lassen sichs gemeinlich recht angelegen sein, zu dieser Ehre zu gelangen. Entweder suchen sie in den Militair-Dienst zu treten, oder Lieferungen für die Garnison zu übernehmen oder beim Gouvernement angestellt zu werden. Die Hauptsache ist ihnen, Uniform tragen zu dürfen. Selten bequemen sie sich zum Handel oder Handwerk; viele aber werden Oekonomen. Sie haben eine lebhafte Phantasie und viel Fassungskraft. Wenn sie sich mit der Literatur beschäftigen, geschieht dies meist mit glänzendem Erfolg. Glücksspiele lieben sie leiden-

*) Der Pflanzer in den spanischen Colonien unterscheidet sich sehr von dem auf den britischen Inseln. Die Besitzer großer Ländereien auf den letzteren wohnen gewöhnlich in Europa und überlassen die Sorge für ihre Güter ihrem Verwalter. Selbst die kleineren Landbesitzer nehmen selten ihren beständigen Wohnsitz dort, sondern haben stets die Rückkehr nach Europa im Auge, für welche allein sie sich zu bereichern trachten. Selten oder nie verheirathen sie sich mit Creolinnen, sondern halten gewöhnlich eine Mulattin zur Concubine und lassen eine dem Laster verfallene Nachkommenschaft zurück. Man kann sie mit Zugvögeln vergleichen, die unterweges vom Boden zehren ohne sich niederzulassen. Daher kommt es denn, daß die britischen Colonien in Vergleich mit den spanischen so arm an Weißen sind. Auf Puertorico werden die geborenen Alt-Spanier, welche sich des Handels oder Landbaues wegen niederlassen, meistentheils Familienhäupter und verzweigen ihre Verwandtschaft dort vielfältig. Sie richten ihre Güter nicht auf so glänzenden und kostspieligen Fuß ein, wie dies in engländischen Colonien geschieht. Der Pflanzer lebt auf seinen Ländereien, im Schooße seiner Familie und bildet einen festen Theil der Bevölkerung und Gesellschaft.

ſchaftlich und der Hang, über ihr Vermögen zu glänzen, hat nur zu oft Jünglinge von ausgezeichneten Fähigkeiten zu Spielern von Profeſſion gemacht.

Hahnenkämpfe gehören zur Tagesordnung, oder beſſer zum Tagesunfug. Sie ſind dafür ſo eingenommen wie die Engländer für das Boxen oder die Spanier für die Stiergefechte. Jedes Dorf hat einen erlaubten Hahnenplan. Ein Verbot dagegen würde die Einwohner ihrer liebſten Erholung berauben und allgemeine Trauer und Trübſinn hervorrufen. Jedes Haus, jede Hütte hat ihre Kampfhähne, die mit Sorgfalt aufgezogen werden; und kein Volk in der Welt weiß dieſe Thiere beſſer abzurichten.

Die Xivaros oder unteren Klaſſen der Weißen auf dem Lande haben ſehr höfliche Sitten. Aber ſo einfältig und ſo demüthig ſie ſich ſtellen, ſo verſchlagen ſind ſie in ihrem Bereiche und hintergehen gewiß Jeden der nicht auf ſeiner Huth iſt. Diebſtahl iſt ihnen verächtlich, aber Uebervortheilung im Handel halten ſie für erlaubten Gewinn. Ihre Gaſtfreundlichkeit iſt wie die der irländiſchen Bauern ſprichwörtlich geworden, und dieſen gleichen ſie auch in der Neigung, ſich bei der kleinſten Reizung zum Kampf zu ſtellen. Sie wiegen ſich wohl den lieben langen Tag in ihrer Hängematte hin und her, ſchmauchen ihre Cigarre und klimpern auf der Laute. Ihre Bananas, die rings ihr Haus umgeben, und ihre Kaffeebäume wachſen beinah ohne Pflege und geben ihnen ihren mäßigen Unterhalt. Hat einer dazu noch eine Kuh und ein Pferd, ſo hält er ſich für einen reichen, glücklichen Mann. Glücklich ſind ſie auch; ſie wiſſen nichts von der Qual und Reue die getäuſchter Ehrgeiz, noch von der bitteren Noth die Bedürfniß und Armuth nordiſcherer Gegenden in ihrem Gefolge haben.

Die Häuser aller Klassen sowohl in den Städten als auf dem Lande sind aus Holz gebaut und ruhen auf Pfählen, welche tief und fest in den Boden gerammt sind. Ungefähr 8 Fuß hoch über der Erde ist der erste Fußboden von Brettern gelegt. Unterwärts ist ein ganz offener Raum, hoch genug um einen Reiter einzulassen. Dieser Platz wird als Pferdestall benutzt und enthält bisweilen auch ein Paar Gemächer die zu Futterkammern dienen. Zum oberen Stock steigt man mittelst einer Treppe, an deren Fuß jedesmal ein Klotz angebracht ist, um das Aufsitzen den Reitern zu erleichtern. Die Wohn- oder Empfangzimmer sind geräumig; sonst ist nicht viel Rücksicht auf Bequemlichkeit und anständiges Behagen genommen. Die Fenster haben keine Scheiben, sie werden mittelst hölzerner Läden geschlossen, die zwar Regen und Wind, aber auch das Licht abhalten, so daß bei schlechtem Wetter die Familie im Finstern sitzt. Die wohlhabenderen Stände lassen ihre Häuser mit Holzschindeln decken. Einige Landhäuser sind im modernen Styl der fremden Colonien bequem und geschmackvoll eingerichtet. Manche sind gut möblirt. Manche sind nach alter Gewohnheit mehr mit Hängematten als mit Stühlen versehen. Besonders in Ponce, Mayagues und in der Nähe der Hauptstadt giebt es Landhäuser, die an Bequemlichkeit und Eleganz denen in den französischen und engländischen Colonien nichts nachgeben.

Die Häuser oder lieber Barakken der ärmeren Xivaros sind ebenfalls auf Pfählen erbaut, um vor der Feuchtigkeit des Bodens geschützt zu sein. Sie stehen aber höchstens 2 — 3 Fuß hoch über demselben. Große Bambusröhre bilden die Diele, oder Palmen, die wie Bretter geschnitten sind. Diese geben unter dem Fußtritt nach, und durch die Spalten kann man auf die Erde hinabsehen. Eine Rohrwand theilt gewöhnlich das Haus in zwei Räume, in Wohn- und Schlafgemach. Vater, Mut-

ter, Kinder beiderlei Geschlechts und jedes Alters schlafen durch einander und über einander geschichtet auf einem großen Brettergerüste, welches gemeinlich ihr einziges Bett ausmacht.

Die Küche ist vom Hause abgesondert, steht aber mit ihm durch eine Brücke von Rohr oder Holz in Verbindung.

Diese Hütten sind mit Palmblättern gedeckt, an den Seiten oft ganz offen oder auch nur mit Palmblättern verhängt; so groß ist die Milde des Climas. Manche Hütten haben Thüren, manche nicht. Räuber giebt es nicht und gäbe es deren, so wäre den Xivaros ihre Armuth Sicherheit genug. Einige Muschelschaalen und irdene Töpfe, ein oder zwei Hangematten aus Palmblättern, 2 oder 3 Kampfhähne, ein machete, das ist ihre ganze bewegliche Habe. Außerdem in Besitz einiger Kaffepflanzen und Pisangbäume, einer Kuh, eines Pferdes, eines Flecks Land, um Korn oder Pataten darauf zu bauen und es ist fertig was man einen wohlhäbigen Xivaro nennt, ein Mann, der auf seinem magern durchgearbeiteten Klepper, den langen Degen hinten weggestreckt, den breitbebänderten Strohhut auf dem Kopfe, in baumwollener Jacke, sauberm Hemde und bunten Hosen von seiner Barakke aus zur Messe trottet, oder zum Hahnenkampf oder zum Tanz und bei sich im Stillen denkt: Du bist doch der unabhängigste glücklichste Kerl in der Welt!

Gasthöfe und Wirthshäuser findet der Reisende weder in den Städten noch auf dem Lande; in der Hauptstadt ist ein einziger. Doch kann man unter Weges im ersten besten Hause einkehren und wird mit herzlicher Freundlichkeit aufgenommen und bewirthet. Das Beste was das Haus vermag, wird aufgetischt, das beste Bett dem Gast überlassen; die Nachbarn werden gebeten, um ihn zu unterhalten mit Gesang und Tanz zur Cither oder Violine. Er bleibt so lange es ihm gefällt, und wenn er geht, so bedauert der Wirth alles Ernstes die Kürze seines

Auf-

Aufenthalts. Wollte der Fremde, aus Unkunde der Landessitte Geld zur Vergütigung anbieten, so beginge er eine unverzeihliche Grobheit. Selbst der ärmste Xivaro der nichts zum Mahle hat als gerösteten Pisang, theilt gern davon mit, und tritt dem Reisenden seine einzige Hängematte mit Freuden ab. Es ist öfters bemerkt worden, daß die civilisirtesten Länder die ungastlichsten sind. Das heißt nichts anders als: die Civilisation vernichtet eine der köstlichsten Tugenden, des Unglücklichen Trost, des Wanderers Zuflucht. Dann kann gefragt werden, was doch die Menschheit gewinnt bei diesem verfeinerten und künstlichen Zustand der Gesellschaft, welcher das Herz verhärtet und das Gemüth selbstsüchtig und argwöhnisch macht? Der wilde Araber der Wüste, der wilde Indianer in Amerika, sie ehren die heiligen Rechte der Gastlichkeit, die sie auch ihrem Feinde nicht versagen *) Diejenigen Länder, habe ich bemerkt, wo der Handel überwiegt, wo das Volk mit Gewinnst und Selbstsucht sich mästet sind ungastlich, während Irland, während Spanien wegen ihrer

*) Solche Declamation die für die Zeit Rousseau's gut gepaßt hätte, würden wir nicht wiedergegeben haben, wenn wir uns wie gewöhnlich bloß referirend verhielten. Wir haben aber einmal angefangen, den Verfasser selbst reden zu lassen und dürfen ihn billig um das Seinige nicht kürzen. Es ist gewiß sehr rührend und unschuldig, wenn die kleinen Kinder mit ihren Puppen spielen. O, warum erheben sich doch die Erwachsenen nicht auch zu dieser Herzensunschuld und lassen sich Puppen kaufen! Aber eine andere ist die Unschuld der Kinder, eine andere die Schuldlosigkeit der Männer, welche die Schuld bezwungen haben müssen; eine andere ist die Tugend der Wilden, eine andere die Tugend gesitteter Völker; eine andere die Gastlichkeit hier, eine andere dort. Oder wirft man das Gute um des Uebels willen weg, das daran haftet? So lasset uns die Komödie um einige Akte zurückschrauben, wie im „Prinz Cerbino" und — wieder wild werden! Red.

Gastfreiheit berühmt sind. Nirgends aber habe ich diese Tugend so verbreitet, so unumschränkt üben sehen als in Süd-Amerika und Puertorico. Ob dies im milden Clima, ob in der Bescheidenheit ihrer Bedürfnisse, ob in einer Verbindung mehrerer Ursachen seinen Grund habe, kann ich nicht entscheiden; dies aber weiß ich aus Erfahrung, daß die genannten Gegenden zu den gastlichsten der Erde gehören.

Manche Schriftsteller haben behauptet, daß die Bewohner warmer Himmelsstriche ohne Ausnahme träge und furchtsam seien. Trägheit ist ohne Zweifel ein hervorstechender Zug in ihrem Charakter; und auch bei unseren Insulanern wahrzunehmen. Feig aber sind sie nicht; im Gegentheil, sie sind trotzig und verwegen. D' Liebe zur Ruhe ist eine ganz natürliche Folge der verschwenderischen Natur in welcher sie leben, welche ihre Subsistenz ihnen so mühelos macht. Die Bewohner kalter und unfruchtbarer Gegenden zwingt die Noth zum Fleiße. Hunger und Frost sind die Hebel der Industrie und der geistigeren Strebungen. Was aber persönlichen Muth betrifft, so hat dieser zu allen Zeiten den größten Stolz und Ruhm der Creolen von Puertorico ausgemacht. Jeden Feind der an ihren Küsten zu landen wagte, haben sie noch mit unerschütterlicher Treue und mit Heldenmuth zurückgetrieben. Ihre Einzelkämpfe unter einander bestehen sie mit einer hartnäckigen Tapferkeit die an Wildheit grenzt. Sie zerfetzen und zerhacken sich einander zuweilen so mörderisch, daß Beide todt auf dem Platze bleiben. Sie halten viel auf den Punkt der Ehre und machen ihre Sache Mann gegen Mann in ehrlichem Kampfe aus, mit Verachtung jedes unredlichen Vortheils. In den spanischen Feldzügen in Süd-Amerika haben immer die Eingeborenen von Puertorico die furchtloseste Tapferkeit entwickelt. Auch durch ordentliche Lebensart und Subordination erwarben sie sich jedes Lob, und niemals hörte man, daß

einer von ihnen zum Feinde desertirt wäre. Die spanischen Generale zählten sie unter die besten Truppen ihrer Armeen.

Als ich eines Nachmittags im Freien ritt, überraschte mich einer jener plötzlichen Regengüsse die im tropischen Klima häufig sind. Ich suchte im nächsten besten Hause Zuflucht. Es war die Hütte eines armen Xivaro. Sie war auf dem Abhange eines kleinen Hügels erbaut. Die Pisangbäume, welche sie umgaben, schienen vernachlässigt. Ein Kartoffelfeld stieß dicht an die Wohnung. Ich band mein Pferd ohne Umstände unter dem vorspringenden Dache an, und trat in die niedere Barakke mit dem üblichen Gruß (der auch den Irländern eigen ist): „Gott segne hier alles!" Der Hausherr, der ungefähr 40 Jahr alt schien, dankte höflich. Er hatte ein buntes Hemd an und weite leinene Hosen. Die Hängematte, worin er lag, war so klein, daß er sich krumm zusammenziehen mußte, aber er schaukelte sich darin behaglich, indem er einen Fuß gegen den Boden stemmte. Von Zeit zu Zeit wendete er mit seiner großen Zehe eine ansehnliche Kartoffel um, welche dicht bei ihm auf einer Fliese bei etlichen Kohlen briet und offenbar sein Abendbrod abzugeben bestimmt war. Einer Guitarre, die er im Arme trug, entlockte er Töne die mir sehr unharmonisch däuchten, ihm aber außerordentlich zu behagen schienen. Als ich eintrat wälzte er sich bei Seite und bot mir seine Hängematte an, die ich natürlich ablehnte. Zwei kleine gänzlich nackte Kinder schaukelten sich in anderen kleinen Hängematten und aßen eifrig von großen gerösteten Pisangs. Die Weiber vom Hause kauerten auf dem Boden und fütterten vier große Kampfhähne denen der beste Theil der Wohnung eingeräumt war. „Gebt ihnen ja nicht zu viel Körner, auch nicht zu viel Wasser!" wiederholte der Mann von Zeit zu Zeit aus seiner Matte herab.

Sie empfingen mich mit einer Aufmerksamkeit von welcher europäische Bauern nichts wissen. Sie deckten ein großes Palmblatt über meinen Sattel, um den Regen abzuhalten, und nöthigten mich aufs freundlichste, niederzusitzen. Der Wirth war sehr redselig; er gab mir den ganzen Stammbaum seiner Hähne, und zählte alle Schlachten auf, in denen sie gesiegt hatten. Einen besonders empfahl er. „Ein ganz kostbarer Vogel" sagte er mit der für Hahnenlob stehend gewordenen Redensart, und — bot ihn mir zum Geschenk an. Ein Xivaro würde denjenigen, welcher die Verdienste eines Kampfhahnes nicht zu würdigen wüßte, für eine sehr bornirte Personage halten. Als ich Abschied nahm, boten sie mir ihr Hüttchen mit so vieler Zuversicht an, als wäre es ein Palast gewesen, und hofften, mich bald wiederzusehen. Ich freute mich recht herzlich über die diesem Volke angeborene Höflichkeit und über die Zufriedenheit und Glückseligkeit deren sie genießen, ohne Bedürfnisse, ohne Wünsche, ohne Ehrgeiz.

(Fortsetzung folgt.)

VIII.

Miscellen.

1.

Reise von Cronstadt nach Bukarest.

An einem schönen Nachmittage gegen 2 Uhr setzte sich unsere Caravane von Cronstadt aus in Bewegung. Ungefähr 50 Pferde, mit Kaufmannsgütern beladen, an zwanzig Walachen und einige Kaufleute aus Bukarest bildeten den Zug, welchem wir uns anschlossen. Wir hatten drei Pferde gemiethet, eins für unser Gepäck und zwei zu unserm eigenen Fortkommen. Welche Vorzüge eine Reise zu Pferde auch haben mag, so war sie uns doch im Anfange nicht wenig beschwerlich. Wir hatten Mühe, mit unsern Thieren vertraut zu werden, die echt walachischer Natur waren und wenig nach unserer Leitung fragten. Besonders lebhaft agirte mein französischer Reisegefährte mit seiner widerspenstigen Bestie; ich aber resignirte mich bald, meinem Pferde seinen Willen zu lassen, und war schon zufrieden, wenn es sich nicht von dem grössern Zuge entfernte. Unser Weg zog sich durch ein schmales Thal, welches zu beiden Seiten durch hohe Felsenmassen begrenzt wurde. Jede Krümmung dieses Thals zeigte uns neue wild romantische Naturscenen. Wir moch-

ten ungefähr eine Stunde Weges zurückgelegt haben, als wir an die kaiserliche Mauth kamen. Hier machte die Visirung unserer Papiere einen kleinen Aufenthalt, bald aber bewegte sich der Zug wieder weiter durch die Schlangenwindungen des immer mit höheren und wilderen Felsenmassen umzackten Thales. Gegen 5 Uhr erreichten wir den äußersten Grenzposten, wo sich die Contumaz-Anstalt befindet. Hier wurden alle Pferde abgepackt, und die Waaren jenseits der Quarantaine-Linie auf andere Pferde geladen, die dort zu diesem Behufe immer in großer Anzahl bereit stehen, und die Sendungen bis Bukarest, und von dort wieder bis hierher zu bringen. Auf diese Weise leidet der Verkehr durch die Bestimmungen der Contumaz-Gesetze niemals einen Aufenthalt.

Bis die Caravane zur Weiterreise bereit war, besahen wir die Quarantaine-Einrichtungen, die hier in lobenswerthem Zustande sich befinden. Durch einen großen Hof, in welchem links und rechts die Depots für Waaren angebracht sind, gelangt man zur Quarantaine der Passagiere, welche aus einer Reihe kleiner Häuschen aus einem Erdgeschosse besteht. Die Dauer der Contumaz-Zeit war damals auf 14 Tage festgesetzt, währt aber zu andern Zeiten auch nur 5, unter andern jedoch 30 bis 40 Tage. Keiner der hier befindlichen Personen durften wir uns nur auf 6 Schritte nahen. Von hier führte uns der Aufseher, unser gefälliger Cicerone, in ein kleines Häuschen zurück, wo sich eine Weinschenke befand. Dies war ein Wink, ihn für seine Gefälligkeit mit Rebensaft zu regaliren, dem er besonders geneigt schien. Wir verfehlten diesen Wink nicht und ließen uns selbst, zum letzten Male auf österreichischem Boden, einige Gläschen munden. Unser Mann wurde immer beredter, und bemühte sich, indem er dem Glase wacker zusprach, uns Präservative und Verhaltungsregeln gegen die Pest einzuprägen, die er selbst

auf seinem gefährlichen Posten seit langer Zeit bewährt gefunden hatte. Auf unsere Frage, wie er in dieser einförmigen und gefährlichen Lebensweise, wo er nicht nur wenig Freuden, sondern nur fortwährend die Wahrscheinlichkeit im Auge hat, das fürchterliche Pestgift einzusaugen, fröhlich und zufrieden leben könne, betheuerte er uns auf das lebhafteste, daß er sich zufrieden fühle wie nur ein Mensch in der Welt, und daß die lange Gewohnheit ihn mit jeder Gefahr so vertraut gemacht habe, daß es für ihn gar keine Gefahr mehr gebe. Aufgeregt durch das lebhafte Gespräch, welches seine Dienst- und Lebensverhältnisse berührte, ergriff er ein volles Glas und sang mit tremulirender Stimme das österreichische Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!“ Der Ausdruck seiner Empfindung war zu herzlich und der Ort, wie die Situation zu eigenthümlich, als daß wir nicht auch ein Glas auf die Gesundheit des Kaisers hätten leeren sollen, dessen Staaten zu verlassen, wir auf dem Punkte standen; und wir thaten es aus vollem Grunde des Herzens, da wir nicht nur während der ganzen Tour durch seine Länder über keine Unbilde uns zu beklagen hatten, sondern auch hohe Achtung und Verehrung hegten für die milde Menschenfreundlichkeit seines persönlichen Characters. In diesem Augenblicke wurde uns angezeigt, daß unsere Caravane zum Aufbruch bereit sei. Wir begaben uns also sogleich an das Thor der Contumaz, welches nach der walachischen Seite hinüberführte. Der gefällige Aufseher wiederholte noch ein Mal, mit glühendem Gesicht und stammelnder Zunge alle seine Verhaltungsregeln gegen die Pest. Am Thore traten der Paßcommandant und der Quarantaine-Director zu uns, um uns eine glückliche Reise zu wünschen, und nachdem wir von allen Umstehenden Abschied genommen, schritten wir munter durch das Thor. Kaum hatten wir zehn Schritt über diese Linie gethan,

als ich nochmals umkehren wollte, um einem der Leute ein Trinkgeld zu reichen. Man deutete mir aber an, daß dies nicht mehr erlaubt sei, weil ich schon einem Walachen, der dort auf uns wartete, zu nahe gekommen war. Ich mußte das Geld in die Mitte des Weges auf einen Stein legen; von jenseits trat Jemand herbei, der es mit Essig begoß, und dann erst vorsichtig mit der Hand berührte. Wir hatten die gefährliche Erde bereits betreten und wären der Quarantaine unterworfen gewesen, wenn wir hätten zurückkehren wollen. Knarrend schloß sich nun das erste Thor hinter uns. Wir traten durch ein zweites, und endlich durch ein drittes, das äußerste und letzte Thor der kaiserlichen Contumaz, wo wir unsere Caravane versammelt trafen. Rasch stiegen wir zu Pferde, galoppirten über einen kleinen vor uns liegenden Gebirgsbach und befanden uns auf türkischem Gebiete.

Die Abendsonne beleuchtete mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der umliegenden Berge, als unsere Caravane einen engen Hohlweg hinauf zog. Immer höher stiegen wir empor, und bald hatten wir die Gebäude der österreichischen Quarantaine aus dem Gesichte verloren. Schauerliche Gebirgsschlünde, düstere Wälder und riesenmäßige Felsenmassen umgaben uns von allen Seiten. „Nun sind wir in der Türkei!“ rief mein jovialer Reisegefährte mir zu, indem er näher an meine Seite zu kommen suchte, um ein trauliches Gespräch mit mir anzuknüpfen. Sein starrsinniges Pferd aber wollte ihm durchaus nicht gehorchen, sondern schien auf seinem vaterländischen Boden nur noch muthvoller jeder Leitung zu trotzen. Diese Thiere, gewöhnt schwere Lasten zu tragen, die ihnen zu beiden Seiten weit hervorragend, über den Rücken hängen, pflegen niemals neben einander zu gehen, indem sonst eines das andere von dem Wege verdrängen würde. In lang gezogener Linie folgen sie ruhig einander auf dem Fuße und steigen so mit Sicherheit über die

steilsten Höhen und am Rande tiefer Abgründe hin. Unbesorgt kann man dem Instincte dieser Thiere vertrauen; Zügel und Zaum würden hier nur übel angewendet sein. Mein Freund vermochte also trotz aller Bemühung nicht, sich an meiner Seite zu halten, sondern kam immer weit an mir vorüber, wenn er sein Pferdchen antrieb, oder blieb hinter mir zurück, wenn er straff die Zügel faßte.

Kaum hatten wir das Ende des Hohlweges erreicht, so lagen schon wieder hohe, mit Schnee und Eis bedeckte Bergkuppen vor uns, die wir noch zu überschreiten hatten. Wir mußten, um in einer morgenländischen Metapher zu reden, uns bis an den Himmel erheben, und alle Regionen durchwandern, ehe es uns gegönnt war, den Vorhof des ottomanischen Reiches zu betreten.

Beim fahlen Scheine der Sterne verfolgten wir unsere Reise bis spät in die Nacht. Auf einer kleinen, mit Schnee bedeckten Fläche, an einem einzelnen, niedern Häuschen, machten unsere Walachen endlich Halt. Dies war aber kein niedliches Pächterhaus, sondern die elende Hütte eines Roman, wo die alten und die jungen Walachen mit den alten und jungen Schweinen in einer Stube gemeinschaftlich der Ruhe pflegten. Die Wahl war schwer, ob wir hier eintreten, oder lieber die Nacht unter freiem Himmel auf bloßer Erde zubringen sollten. Wie Wetterleuchten schwebte die Ermahnung des guten Quarantainewächters vor unserer Seele, diese romanischen Behausungen so viel wie möglich zu vermeiden, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, die Pest aus erster Hand zu empfangen. Aber ein schneidender Wind, der in dieser Region der Kälte unsere Glieder erstarren machte, hob endlich jedes Bedenken, und hinein schlüpften wir durch die niedere Thüre, die mein Freund

ter, Kinder beiderlei Geschlechts und jedes Alters schlafen durch einander und über einander geschichtet auf einem großen Brettergerüste, welches gemeinlich ihr einziges Bett ausmacht.

Die Küche ist vom Hause abgesondert, steht aber mit ihm durch eine Brücke von Rohr oder Holz in Verbindung.

Diese Hütten sind mit Palmblättern gedeckt, an den Seiten oft ganz offen oder auch nur mit Palmblättern verhängt; so groß ist die Milde des Climas. Manche Hütten haben Thüren, manche nicht. Räuber giebt es nicht und gäbe es deren, so wäre den Xivaros ihre Armuth Sicherheit genug. Einige Muschelschaalen und irdene Töpfe, ein oder zwei Hangematten aus Palmblättern, 2 oder 3 Kampfhähne, ein machete, das ist ihre ganze bewegliche Habe. Außerdem in Besitz einiger Kaffepflanzen und Pisangbäume, einer Kuh, eines Pferdes, eines Flecks Land, um Korn oder Patäten darauf zu bauen und es ist fertig was man einen wohlhäbigen Xivaro nennt, ein Mann, der auf seinem magern durchgearbeiteten Klepper, den langen Degen hinten weggestreckt, den breitbebänderten Strohhut auf dem Kopfe, in baumwollener Jacke, sauberm Hemde und bunten Hosen von seiner Barakke aus zur Messe trottet, oder zum Hahnenkampf oder zum Tanz und bei sich im Stillen denkt: Du bist doch der unabhängigste glücklichste Kerl in der Welt!

Gasthöfe und Wirthshäuser findet der Reisende weder in den Städten noch auf dem Lande; in der Hauptstadt ist ein einziger. Doch kann man unter Weges im ersten besten Hause einkehren und wird mit herzlicher Freundlichkeit aufgenommen und bewirthet. Das Beste was das Haus vermag, wird aufgetischt, das beste Bett dem Gast überlassen; die Nachbarn werden gebeten, um ihn zu unterhalten mit Gesang und Tanz zur Cither oder Violine. Er bleibt so lange es ihm gefällt, und wenn er geht, so bedauert der Wirth alles Ernstes die Kürze seines

Auf-

Aufenthalts. Wollte der Fremde, aus Unkunde der Landessitte Geld zur Vergütigung anbieten, so beginge er eine unverzeihliche Grobheit. Selbst der ärmste Xivaro der nichts zum Mahle hat als geröfteten Pisang, theilt gern davon mit, und tritt dem Reisenden seine einzige Hängematte mit Freuden ab. Es ist öfters bemerkt worden, daß die civilisirtesten Länder die ungastlichsten sind. Das heißt nichts anders als: die Civilisation vernichtet eine der köstlichsten Tugenden, des Unglücklichen Trost, des Wanderers Zuflucht. Dann kann gefragt werden, was doch die Menschheit gewinnt bei diesem verfeinerten und künstlichen Zustand der Gesellschaft, welcher das Herz verhärtet und das Gemüth selbstsüchtig und argwöhnisch macht? Der wilde Araber der Wüste, der wilde Indianer in Amerika, sie ehren die heiligen Rechte der Gastlichkeit, die sie auch ihrem Feinde nicht versagen*) Diejenigen Länder, habe ich bemerkt, wo der Handel überwiegt, wo das Volk mit Gewinnst und Selbstsucht sich mästet sind ungastlich, während Irland, während Spanien wegen ihrer

*) Solche Declamation die für die Zeit Rousseau's gut gepaßt hätte, würden wir nicht wiedergegeben haben, wenn wir uns wie gewöhnlich bloß referirend verhielten. Wir haben aber einmal angefangen, den Verfasser selbst reden zu lassen und dürfen ihn billig um das Seinige nicht kürzen. Es ist gewiß sehr rührend und unschuldig, wenn die kleinen Kinder mit ihren Puppen spielen. O, warum erheben sich doch die Erwachsenen nicht auch zu dieser Herzensunschuld und lassen sich Puppen kaufen! Aber eine andere ist die Unschuld der Kinder, eine andere die Schuldlosigkeit der Männer, welche die Schuld bezwungen haben müssen; eine andere ist die Tugend der Wilden, eine andere die Tugend gesitteter Völker; eine andere die Gastlichkeit hier, eine andere dort. Oder wirft man das Gute um des Uebels willen weg, das daran haftet? So lasset uns die Komödie um einige Akte zurückschrauben, wie im „Prinz Cerbino" und — wieder wild werden! Red.

Gastfreiheit berühmt sind. Nirgends aber habe ich diese Tugend so verbreitet, so unumschränkt üben sehen als in Süd-Amerika und Puertorico. Ob dies im milden Clima, ob in der Bescheidenheit ihrer Bedürfnisse, ob in einer Verbindung mehrerer Ursachen seinen Grund habe, kann ich nicht entscheiden; dies aber weiß ich aus Erfahrung, daß die genannten Gegenden zu den gastlichsten der Erde gehören.

Manche Schriftsteller haben behauptet, daß die Bewohner warmer Himmelsstriche ohne Ausnahme träge und furchtsam seien. Trägheit ist ohne Zweifel ein hervorstechender Zug in ihrem Charakter; und auch bei unseren Insulanern wahrzunehmen. Feig aber sind sie nicht; im Gegentheil, sie sind trotzig und verwegen. D' Liebe zur Ruhe ist eine ganz natürliche Folge der verschwenderischen Natur in welcher sie leben, welche ihre Subsistenz ihnen so mühelos macht. Die Bewohner kalter und unfruchtbarer Gegenden zwingt die Noth zum Fleiße. Hunger und Frost sind die Hebel der Industrie und der geistigeren Strebungen. Was aber persönlichen Muth betrifft, so hat dieser zu allen Zeiten den größten Stolz und Ruhm der Creolen von Puertorico ausgemacht. Jeden Feind der an ihren Küsten zu landen wagte, haben sie noch mit unerschütterlicher Treue und mit Heldenmuth zurückgetrieben. Ihre Einzelkämpfe unter einander bestehen sie mit einer hartnäckigen Tapferkeit die an Wildheit grenzt. Sie zerfetzen und zerhacken sich einander zuweilen so mörderisch, daß Beide todt auf dem Platze bleiben. Sie halten viel auf den Punkt der Ehre und machen ihre Sache Mann gegen Mann in ehrlichem Kampfe aus, mit Verachtung jedes unredlichen Vortheils. In den spanischen Feldzügen in Süd-Amerika haben immer die Eingeborenen von Puertorico die furchtloseste Tapferkeit entwickelt. Auch durch ordentliche Lebensart und Subordination erwarben sie sich jedes Lob, und niemals hörte man, daß

einer von ihnen zum Feinde desertirt wäre. Die spanischen Generale zählten sie unter die besten Truppen ihrer Armeen.

Als ich eines Nachmittags im Freien ritt, überraschte mich einer jener plötzlichen Regengüsse die im tropischen Klima häufig sind. Ich suchte im nächsten besten Hause Zuflucht. Es war die Hütte eines armen Xivaro. Sie war auf dem Abhange eines kleinen Hügels erbaut. Die Pisangbäume, welche sie umgaben, schienen vernachlässigt. Ein Kartoffelfeld stieß dicht an die Wohnung. Ich band mein Pferd ohne Umstände unter dem vorspringenden Dache an, und trat in die niedere Barakke mit dem üblichen Gruß (der auch den Irländern eigen ist): „Gott segne hier alles!" Der Hausherr, der ungefähr 40 Jahr alt schien, dankte höflich. Er hatte ein buntes Hemd an und weite leinene Hosen. Die Hängematte, worin er lag, war so klein, daß er sich krumm zusammenziehen mußte, aber er schaukelte sich darin behaglich, indem er einen Fuß gegen den Boden stemmte. Von Zeit zu Zeit wendete er mit seiner großen Zehe eine ansehnliche Kartoffel um, welche dicht bei ihm auf einer Fliese bei etlichen Kohlen briet und offenbar sein Abendbrod abzugeben bestimmt war. Einer Guitarre, die er im Arme trug, entlockte er Töne die mir sehr unharmonisch däuchten, ihm aber außerordentlich zu behagen schienen. Als ich eintrat wälzte er sich bei Seite und bot mir seine Hängematte an, die ich natürlich ablehnte. Zwei kleine gänzlich nackte Kinder schaukelten sich in anderen kleinen Hängematten und aßen eifrig von großen gerösteten Pisangs. Die Weiber vom Hause kauerten auf dem Boden und fütterten vier große Kampfhähne denen der beste Theil der Wohnung eingeräumt war. „Gebt ihnen ja nicht zu viel Körner, auch nicht zu viel Wasser!" wiederholte der Mann von Zeit zu Zeit aus seiner Matte herab.

unterscheiden sich in ihrer Kleidung von den Mahomedanern, Juden und Indiern nur durch ein Merkmal, einen, unten an ihren Mützen befindlichen Rand von schwarzem Lammfelle, der nicht über zwei und nicht unter drei Finger breit sein darf; die Mütze selbst kann beschaffen sein wie sie wolle. Bei den Juden und Indiern ist dieser Rand nur einen Finger breit und die Mahomedaner von Organdsch (Charism) tragen bis einen Fuß hohe, schwarze Pelzmützen. Auch müssen die Christen nicht, wie Herr Burnes meint, statt des breiten Gürtels einen Strick um den Leib tragen; dieß thun nur die Juden und Indier. Unter dem Ueberrock, den Christen und Mahomedaner offen tragen, können sie sich gürten wie sie wollen. Was Herr Burnes über den Udrus (Adras) sagt, dem kann ich nicht beistimmen. Ich trage ihn selbst und gefalle mir und Andern recht wohl in dem bunten Gewande: doch über den Geschmack soll man nicht streiten. Wenn Herr Burnes sagt: „Jeder kann seinen Nachbar erschießen, wenn er ihn zu einer andern als der dazu bestimmten Zeit auf dem Balkon trifft" so geht er darin offenbar zu weit. So grausam sind die Bucharen nicht; auch ist die Regierung nicht so schwach, solche Gräuel unbestraft hingehen zu lassen. — Daß mein Freund aus bloßer Neugier, um den Emir zu sehn, an einem Freitage, zur Mittagszeit in die große Moschee gegangen sei — das glaube ich nicht. Man würde ihn sonst sogleich gefangen und zum Muselmann gemacht haben, was doch nicht geschehen ist. Er wird wohl draußen gestanden haben, wie die andern Zuschauer. Herr Burnes nennt den Emir oder König Buchadu-Chan: in dem Pariser Journal Asiatique heißt er Batkar-Khan; sein wahrer Name ist, so viel wie ich weiß, Nasr-ullah-Chan. Auch wird er zuweilen Bador- oder Badyr-Chan (Held-Chan) genannt, weil er sich in seiner

Jugend durch Heldenmuth ausgezeichnet hat. Sein neunjähriger Sohn, der Turà oder Kronprinz, heißt Berhordar Chan" (†).

„Herr Burnes äußert seine Freude darüber, daß er sich eine Zeitlang in den Mauern Buchara's habe aufhalten dürfen; — ich wünsche ihm Glück dazu. Ich selbst habe ganze vier Monate dort verweilen können, aber in dieser kurzen Zeit mehr gethan als vielleicht irgend ein Christ in der Bucharei. Durch den Emir und seinen Günstling, den Vezir oder Kusch-begi, erhielt ich so viele Curen, daß ich weder zum Essen noch zum Ruhen Zeit hatte. Mir allein war es vergönnt in der Stadt und auf ihren Bazaren umher zu reiten, was allen die nicht Mahomedaner sind, streng verboten ist. Das Volk war zwar sehr böse darüber und machte seinem Zorn durch Schimpfen Luft, aber ich ließ mich dadurch nicht abschrecken meine Pflicht zu thun. Wie wäre es mir auch möglich gewesen in einer so großen Stadt alle meine Kranken zu besorgen, wenn ich zu Fuß hätte gehen sollen! Außer ihren Protectionen haben mir der König und sein Vezir keine wesentlichen Vortheile verschafft, und ich kann froh sein, ein Land ungefährdet verlassen zu haben, in welchem so manche Perser, Russen u. s. w. nach Erlösung aus ihrem Sklavenjoche seufzen. Wenn Herr Burnes sagt, daß innerhalb der Stadtmauern Buchara's kaum ein Garten oder Begräbnißplatz anzutreffen sey, so schließe ich daraus, daß er nur die Straße von seinem Quartier bis zum Registán gekannt habe. Hätte er, wie ich, in und außerhalb der Stadt zu thun gehabt, so würde er daselbst eine Menge blühender Gärten und zahllose Gräber haben sehen können. Die Reise von Buchara nach Rußland machte ich mit einer Caravane. Obgleich mitten im Sommer, war die Hitze doch erträglich und das Wetter im Ganzen recht angenehm. Nach 35 Tagen hatten wir das Glück Orskaja zu erreichen, ohne andere Feinde angetroffen zu haben

als einige Kirgisen, die uns am Sir-Flusse überfielen. Unserm Muth und unserm Schießgewehr gelang es bald sie zum Fliehen zu bringen und ihnen die zwanzig Kameele wieder abzujagen, welche sie uns geraubt hatten. Als später der Bruder des Landesherrn herzu kam, lobte er unsere Tapferkeit und freute sich, daß wir diese Spitzbuben, welche seine Gastfreunde waren, verjagt hatten. Er nahm auch von uns statt des gewöhnlichen Tributs nur ein sogenanntes Jahrmarkts-Geschenk (Bazarlyk) an, und auch dieses nur zu Ehren des russischen Beamten Mirsa Dshafer, dem er auch seinen Besuch abstattete."

Berichtigungen.

Seite 142 ist statt 30,000 Pfund, 30,000,000 Pfund, und
= 143 = = 1500 Fuß, 1500 Meilen zu lesen.

Linke

IX.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Puertorico,

von

Oberſt Flinter.

(Fortſetzung).

4.

Damen — Erziehung.

Die Weiber auf Puertorico ſind gewöhnlich von mittlerer Statur; ſie ſind zart und zierlich gebaut und haben ſchlanke Taillen. Die intereſſante Bläſſe ihrer Farbe wird durch das glänzende Schwarz ihrer Augen gehoben; ihr Haar iſt rabenſchwarz, ihre Augenbrauen ſind ſchön gebogen. In hohem Grade iſt ihnen das reizende und verführeriſche Weſen eigen, welches die Damen von Cadix auszeichnet. In Grazie des Ganges wetteifern ſie mit den andaluſiſchen Schönen. Ihr Umgang iſt einnehmend, ja bezaubernd. Ohne die brilliante Erziehung der Damen von London oder Paris genoſſen zu haben, beſitzen ſie eine natürliche Lebhaftigkeit und eine Leichtigkeit des Benehmens, wie ſie nur in der beſten Geſellſchaft gefunden werden können. Ihre Unterhaltung iſt flieſſend und ihr angeborner Witz erſetzt den Mangel eingelernten Wiſſens. Kurz, ſie ſind weniger ſchön als einnehmend, weniger gebildet als liebenswürdig. Sie wiſſen ſich

mit einem Geſchmack und einer Zierlichkeit zu kleiden, welche ich nirgends übertroffen geſehen habe und folgen dabei unabänderlich den Pariſer Moden. Die öffentlichen Bälle ſind ſehr glänzend. Ein neu angekommener Fremder der den Tag über und am Abend die Stadt durchſtrichen und nichts als farbige Frauenzimmer angetroffen hat, würde ſich wunderſam überraſcht finden, wenn er nun zur Nacht in den Ball-Salon träte. In der blendenden Verſammlung von Schönen müßte er ſich in eine ganz andere Stadt verſetzt wähnen. Alle Reiſenden wiſſen von dieſer Ueberraſchung zu erzählen. Denn in ihrem Ball-Glanze ſtehen die Puertoricenſiſchen Damen den Schönen anderer Länder in keinerlei Weiſe nach. Obgleich durch Unterricht wenig für ſie gethän wird, haben Viele dennoch durch natürliche Anlage und Gewandtheit ſich eine recht hübſche Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache und im Malen erworben. Ohne Hülfe der Tanzſtunde tanzen ſie mit Grazie und Eleganz und lieben auch den Tanz ebenſo leidenſchaftlich als die Damen im ganzen übrigen Amerika. Sie haben eine enthuſiaſtiſche Anhänglichkeit an ihr Vaterland, doch ihr richtiger Takt und ihre Höflichkeit verhindern ſie in der Unterhaltung, jemals eine Vergleichung zum Nachtheil anderer Länder ſich entſchlüpfen zu laſſen. Auch ihre häuslichen Tugenden ſind zu rühmen. Sie ſind liebende Gattinen, zärtliche Mütter, treue Freundinnen. Fleiß, Mäßigkeit und Sparſamkeit ohne eine Spur von Geiz, ſind herrſchende Vorzüge unter ihnen. Alle ſind im Reiten geſchickt, reiten aber gewöhnlich nicht auf Querſätteln, wie die europäiſchen Damen, ſondern auf Reitkiſſen die dem Pferde aufgeſchnallt und mit zwei Seitenkörben verſehen ſind. Die Damen ſitzen daher in reitender Stellung zu Pferde gleich den Männern und können ſich im Nothfall an den Henkeln der Körbe feſthalten. Dieſe Art zu reiten hat, wie ſchon erwähnt, den Vortheil, die Füße, auch beim Paſſiren von

Bächen und Flüssen, trocken zu erhalten, ist aber nur bei sanften und ruhigen Pferden sicher und angenehm.

Ein wohlgekleideter Fremder ist, ohne alle Empfehlungsbriefe, in jedem Hause willkommen und wird mit Herzlichkeit und Offenheit empfangen. Alle Glieder der Familie wetteifern mit einander, ihm etwas Liebes zu erweisen. Hat der Hausherr oder dessen Frau das Haus ihm einmal angeboten, so steht es ihm ohne alles Ceremoniel allezeit offen. Gewöhnlich aber macht man Abends oder zur Nacht Besuche. Der Tag ist für die häuslichen Geschäfte bestimmt. Bloße Höflichkeits-Visiten werden jedoch Morgens abgemacht. In allen Theilen der Insel, selbst im Innersten findet man dieselben Sitten, dieselben Trachten, dieselben Einrichtungen, dieselbe Höflichkeit, dieselbe Gastlichkeit.

Wer sich nach den Regeln des guten Tones in Puertorico betragen will, muß nothwendig einen Kalender unter seinem Kopfkissen haben, um jeden Morgen nachzuschlagen; denn ließe er den Geburtstag irgend einer Dame von seiner Bekanntschaft entschlüpfen, ohne in aller Förmlichkeit die Morgen-Visite gemacht zu haben, oder wäre eine Dame krank, und er schickte keine Karte, so wären dies unverzeihliche Verstöße gegen die gute Sitte. Man würde es als eine Zurücksetzung ansehen und keinerlei Entschuldigung annehmen. Am Morgen ihres Festes steht die Schöne früh auf und macht sorgfältige Toilette. Um 10 Uhr setzt sie sich in Gesellschaft einer Verwandten oder Freundin auf das Sopha und läßt sich von Verwandten, Freunden und Bekannten die Aufwartung machen. Manche finden sich in Person ein; manche schicken nur ihre Karte. Ein Bedienter nimmt die Karten in Empfang und legt sie sorgfältig in ein Glaskästchen. Verse, Zuckerwerk und Blumensträuße huldigen der Göttin; auf dem Altar ihrer Schönheit bluten Opfer —

ein Truthahn und ein Ferken. Man ladet Freunde zum Mittagessen. Gesundheiten jagen einander; der Witz sprüht Reimsprüche und der Beifallslärm betäubt die Ohren. Geselligkeit, Humor und Lust bieten sich die Hände; ein Tanz macht oft den Beschluß, erst spät am Abend geht die Gesellschaft auseinander. Nun bricht die Stunde des Gerichts herein; alle die Karten und Kärtchen, welche so sorgfältig eingeschachtelt worden, werden hervorgeholt; jeder Name wird mit gewissenhafter Strenge verlesen, jede Visite recapitulirt und wehe dann! wehe dem Freund und Bekannten, welcher den heiligen Tag übersehen und vergessen hat, ohne Barmherzigkeit tilgt man seinen Namen aus dem Buche der Freunde, alle Gemeinschaft wird Feindschaft, schlägt Wurzel und Familienzwist ist oft die Distelkrone die daraus erwächst. Drum, o Fremdling, der du nach Puertorico kommst und machst Besuche bei dem schönen Geschlecht, kauf einen Kalender, vor allen Dingen einen Kalender, und streich ihn roth an und lies ihn täglich mit Frühandacht, wie ein Gebetbuch, daß nicht die Unterlassungs-Sünde eines versäumten Damen-Geburtstags über Dich komme!

Die Herren verlangen übrigens gleiche Aufmerksamkeit in Beobachtung der Visiten-Etiquette. Ich kenne welche von der alten Schule die sämmtliche Besucher bei festlichen Gelegenheiten registriren, und die Versäumniß dieser Schuldigkeit für Feindschaft und Kriegserklärung nehmen.

Die Naivetät der Damen auf Puertorico haben Fremde, nach oberflächlicher Anschauung richtend, häufig übel ausgelegt und für locker gehalten, was nur natürlich und landesüblich ist. Wer an die strenge, klösterliche Zurückhaltung nordischer Schönen gewöhnt ist, muß seinen moralischen Maßstab nicht anlegen, ohne Rücksicht auf die lebendige Seele und den freien Unterhaltungston, welche die glühendere Zone, der ewig klare und wol-

kenlose Himmel wecken. Obgleich weniger gebunden durch allerlei Fesseln der Erziehung und geselligen Sitte, sind die Insulanerinnen doch nicht minder keusch und reich an weiblicher Tugend *) In überreiften Hauptstädten, wo großer Reichthum

*) Von ihrer Unbefangenheit und Sitteneinfalt gebe ich ein Beispiel: Ich stattete eines Tages den Höflichkeitsbesuch bei einer Dame ab, die krank gewesen. Man wies mich ohne Umstände in ihr Schlafkabinet. Sie saß auf einem Lehnstuhl und hatte den Kopf mit einem Tuche umwunden. Viel Besuchende saßen um sie her. Ich fragte nach ihrem Befinden, freute mich über ihre Genesung und nahm einen Stuhl. Alle Fenster waren geschlossen, die Hitze war unerträglich, mir liefen große Schweißtropfen über die Backen. So viel Hitze, dachte ich bei mir, so viel Durst können einer Genesenden nicht zuträglich sein. Aber es ist einmal so Sitte. Jedem, der eintrat, erzählte sie ihre Krankheitsgeschichte ausführlich, verbreitete sich über die Arzneien, welche sie genommen, und deren Wirkung und ließ nicht den kleinsten Umstand aus. Während sie so noch von Purganzen, Vomitiven und Lavements sprach, stand sie plötzlich auf; bat die Gesellschaft um Verzeihung, aber — die heut genommene Medicin wolle wirken. Sie schnitt grausame Gesichter, denn sie hatte Grimmen ohne Zweifel. Alle Welt zog sich in den Saal zurück, die Kabinetthür schloß sich. Ich war starr vor Staunen über diese ganze Scene; der übrigen Gesellschaft schien nichts daran aufgefallen zu sein, die Conversation nahm ihren gewöhnlichen Gang. Ich merkte, daß man hier zu Lande so ungekünstelt und unverstellt sich benehme. Eine Engländerin freilich würde in Ohnmacht fallen, wenn sie von Lenden hörte, oder vom Gesäße; das sind ja inexpressibles. Aber ländlich sittlich. Es giebt verschiedene Arten von Delikatesse, es kommt darauf an, wie das Schamgefühl verstanden wird.

Anmerk. des Verf.

Anmerk. zur Anmerk. Doch manche Gäste das verdroß,
Gewisse feine Nasen:
Die Katze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen.
Göthe.

großem Elend benachbart ist, werden die Sitten verderbt, aber in Culturländern, wo Jedermann vom Ertrage seines Bodens reichlich zu leben hat und Mangel gar nicht gekannt wird, wo man bei Zeiten heirathet, da haben alle jene Reizungen, welche die Gesellschaft in Europa mit Laster besudeln, wenig Gewalt.

Die Damen aller Länder lieben, was man gewöhnlich Theegeklatsch nennt, und so auch unsere Insulanerinnen. Anzüge werden bekrittelt, Heirathen beschwatzt, Liebeshändel beäugelt, Nachbars Angelegenheiten ausgebeutet. Was zur Kleinstädterei gehört, vermißt man keinesweges. Und warum sollte Puertorico eine Ausnahme machen von der Regel? Wir erzählen hier von Menschen, nicht von Engeln. Ich hatte gehört, ehe ich selbst auf die Insel kam, daß die Damen dort sehr in das Cigarren-Rauchen verliebt wären. Ich habe nie eine rauchen sehen, und wenn manche daran Vergnügen fände, so könnte nur sein, daß sie im Geheimen diesen Genuß sich vergönnte. Doch möchte ich lieber eine Dame Taback rauchen als Branntwein trinken sehen, wie einige in Deutschland und in Holland thun sollen *).

Das weibliche Geschlecht reift früh in diesem Klima. Sie heirathen jung und sind sehr fruchtbar. Daher kommt es, daß ihre Reize in einem Alter, welches in Europa für die Blüthezeit gilt, schon verwelkt sind. Es ist nicht ungewöhnlich eine Großmama mit ihren Enkelinnen auf demselben Balle tanzen zu

*) Was denkt die schöne deutsche Leserin zu solcher Verleumdung? Wirf, liebe Freundin, in deinem gerechten Zorn nur nicht gleich unser Journal aus der Hand! Herr Oberst Flinter kann ja selber nichts dafür, daß Reisende so unverschämt lügen. Aber hat man nun nicht Recht, vor solchen Lästerzungen die gastliche Thür mit dreifachen Schlössern zu verwahren? Damen und Branntwein! Hätte er noch gesagt: Frauenzimmer! oder: Liqueur!

Red.

sehen. Alle Frauen unter den Weißen, reiche wie arme, halten pünktlich auf das Abstatten und Zurückgeben ihrer Visiten. Sie verlassen selten ihr Haus, außer Abends, um Einkäufe zu machen, oder wenn sie aufs Land reiten. Abends genießen sie der frischen Luft auf den Platformen ihrer Häuser. Sie baden häufig und lassen sich überhaupt die Reinlichkeit am eigenen Körper und im ganzen Hausstande sehr angelegen sein.

Sie sind sehr gefühlvoll und helfen gern dem Unglücklichen. Einwanderer aber, welche durch ihren Reichthum sich zu großen Ansprüchen auf Verehrung berechtigt glauben, verachten sie gebührend als ungezogene Menschen. Ihre Menschenfreundlichkeit besonders gegen leidende Fremde verdient die größeste Anerkennung. Ich habe Fremden, die plötzlich erkrankten und die arm, unbekannt und freundlos waren, häufig die liebevollste Pflege ohne Ostentation und ohne allen Eigennutz widmen sehen. Dieser ächte humane Zug im Character der Insulanerinnen kann allein schon für allen Mangel sogenannter humanistischer Bildung entschädigen. Sie sind wie Diamanten, welche eben aus der Grube kommen, und nur bedürfen geschliffen zu werden, um zu ihrem ganzen Werth und vollen Glanz zu gelangen. Sind nun die Insulanerinnen als bloße Naturkinder schon so zierlich, witzig, anmuthig, gütig und liebenswürdig, was würde nicht aus ihnen bei so gutem Herzen und so lebhaftem Temperamente eine verfeinerte Erziehung erst machen *).

*) Wir dürfen kaum darauf aufmerksam machen, daß hier der Verfasser gegen sich selbst in Widerspruch geräth, er, der zuvor mit so hochtönenden Worten die Kindeseinfalt und süße Unschuld des Naturzustandes im Gegensatz zur Civilisation angepriesen hat. Er wird hoffentlich nicht wollen, daß die Männer sich als wilde Araber und Indianer gebärden, während die Frauen als vollendete Damen aus ihren Pariser Pensionsan-

Leider herrscht ein altes und gefährliches Vorurtheil der Ungebildeten nur allzusehr auf der Insel. Ich hörte häufig alte Leute sagen, daß sie ihren Kindern unter keinerlei Umständen das Lesen und Schreiben würden lehren lassen. „Denn", argumentirten sie, „es kommt nichts dabei heraus, als daß sie Liebesbriefe schreiben lernen. Und wir sind ohne diese Fertigkeiten recht gut durch die Welt gekommen und haben schönes Geld erworben. Und das können unsere Kinder auch." Ich denke aber, den Folgerungen dieser Weisen zum Trotze, daß Unterricht allen Ständen nützt; er verfeinert die Sitten, veredelt das Herz, belehrt den Menschen gründlicher über seine Pflicht gegen Gott und seines Gleichen. Schulen für beide Geschlechter fehlen gar sehr. Die Dorfpfarrer, welche doch gemeinlich gut erzogene Männer sind oder sein sollten, würden ein großes Verdienst erwerben, wenn sie über die Erziehung wachten. Ich bin überzeugt, daß ein wohleingerichtetes Lehrer-Seminar durch Hülfleistung und Aufmunterung vielen Segen stiften würde. Jetzt werden Zöglinge gewöhnlich auf 2 oder 3 Jahre nach Frankreich oder England geschickt, um sich einige oberflächliche Kenntnisse zu erwerben. Ohne einen gründlichen Gewinn kommen sie in ihre Heimath zurück, unwissend und anmaßend, verachten ihre vaterländischen Sitten, und prahlen mit den Fremden, die sie nicht zu würdigen verstehen. National-Sitte kann eine sichere Grundlage nur an nationalen Institutionen und National-Erziehung haben. Reisen in fremde Länder um sich zu bilden, ist ein gut und nützlich Ding, aber nur wenn zuvor auf heimischen Boden Charakter und Einsicht fest gewurzelt und erstarkt sind.

---

stalten emporblühen, auf daß die ganze Welt ein de la Motte Fouqué'scher Roman würde — also dürfen wir die Branntwein trinkenden deutschen Damen, diese mit auf Rechnung einer angenehmen Nachlässigkeit stellend, ihm schon verzeihen. Red.

Dem jungen Volk müssen die ersten Kenntnisse in ihrer Landessprache beigebracht werden, es muß gewöhnt werden, die Regierung, unter welcher es heran wächst, und die vaterländischen Einrichtungen zu lieben. Nur wenn zu einem solchen Patriotismus der Grund gelegt ist, kann die Vergleichung und Würdigung ausländischer Erfindungen und Einrichtungen wahrhaft heilsam werden.

5.

Verfassung — der General-Hauptmann — der Königliche Audienzhof — die Intendantur — der Cabildo — Provinzialbeamte — Geistliches Tribunal — Marine-Tribunal — das Consulado — jährliche Inspectionsreise des General-Hauptmanns — Municipal-Comiteen — Vortrefflichkeit und Unpartheilichkeit der spanischen Colonial-Gesetze — Zustand der Defensiv-Macht — Befestigungswerke — Unternehmung der Engländer vom Jahre 1797 — Militairische Eintheilung — Ueberschlag der Truppenzahl — Unnehmbarkeit.

Die Verfassung, die Gesetze und Einrichtungen auf Puertorico gleichen denjenigen, welche die Könige von Spanien überall in der westlichen Hemisphäre angeordnet haben; nur einzelne lokale Abänderungen sind durch die eigenthümliche Lage der Insel und durch die jüngsten revolutionairen Umschwünge des südamerikanischen Festlandes herbeigeführt worden. Ehemals hatte man die Wichtigkeit der Insel so gering angeschlagen, daß die Oberleitung einem Obristen anvertraut ward; allmählig hat aber die Bevölkerung und politische Bedeutung derselben einen solchen Zuwachs erhalten, daß gegenwärtig ein General der Armee mit dem Titel General-Hauptmann und Gouverneur dort residirt; dieser ist zugleich Präsident des obersten Gerichtshofes, welcher unter dem Namen: Königlicher Audienz-Hof besteht.

Der General-Hauptmann ist die höchste Instanz in allen militairischen Angelegenheiten und präsidirt allen Tribunälen, ausgenommen denen der Königlichen Einkünfte und des Handels. Er hat in Militairsachen zwar unumschränkte Gewalt, pflegt aber in wichtigen Fällen seine vornehmsten Offiziere zu einer Junta de guerra zusammen zu berufen. Alle politischen Beziehungen seines Distrikts zu den Colonial-Behörden auswärtiger Mächte sind ihm ausschließlich übertragen.

In Civilsachen ist er durch nichts gebunden, als die schwere Verantwortlichkeit, welche auf allen gesetzlichen Entscheidungen haftet. Weil nun für diese Verhältnisse die größten militairischen Tugenden eines General-Hauptmanns und die größte Einsicht in die Wichtigkeit seiner Stellung ohne juridische Kenntnisse nicht ausreichen würden, so wird ihm ein Gerichtsrath beigeordnet, den der König ernennt und besoldet. Der General-Hauptmann hat daher für die Gesetzmäßigkeit der Verordnungen und Erkenntnisse, welche von dem Gerichtsrath ausgehen, nicht einzustehen. Nur muß er jede Verfügung bestätigen, und hat das Recht, das Gutachten irgend eines anderen Rathes einzuholen, um etwa den früheren Spruch abzuändern; braucht aber auch dadurch sich noch nicht bestimmen zu lassen, sondern kann, wenn er selbst abweichender Meinung ist, die letzte Entscheidung dem Könige überlassen, dem er seine Gründe für Suspendirung der Sentenz zu eröffnen hat. Von diesem Rechte macht er natürlich nur in äußersten Fällen Gebrauch, nur wenn er Partheilichkeit, Bestochenheit und Ungerechtigkeit bei denen voraussetzen kann, welche das Recht handhaben sollten. Als Präsident des Königlichen Audienzhofes hat er in allen Civilrechtssachen kein Votum, aber die vollziehende Gewalt; nur in Regierungsangelegenheiten giebt er seine Stimme ab. Doch hat ohne seine Unterschrift keinerlei Dekret des Audienzhofes Gültigkeit. Sein

Verfahren zu controlliren ist allein diese Oberbehörde, welche die Majestät repräsentirt, berechtigt.

Seit der südamerikanischen Revolution ist, in Erwägung der bedenklichen Lage Puertoricos, in der Mitte zwischen erklärten Feinden und eifersüchtigen Nebenbuhlern, die Gewalt des General-Hauptmanns so beträchtlich vom Könige erweitert worden, daß sie fast in jeder Hinsicht unumschränkt ist. Sie ist jedoch nun schon seit mehreren Jahren niemals zur Beeinträchtigung irgend eines Individuums gemißbraucht worden. Ein guter Gouverneur wird natürlich von dem ganzen Umfang seiner Vollmacht, die ihn für seinen Distrikt beinah dem Könige gleichstellt, nur in dringendsten Fällen Gebrauch machen; ein schlechter Gouverneur muß aber jedenfalls die große Verantwortlichkeit fürchten, die er durch Mißbrauch auf sich laden würde. Sobald ein General-Hauptmann abberufen wird, worüber der König selbst sich die Verfügung vorbehält, wird über seine Führung während seiner Amtszeit eine genaue Untersuchung angestellt, entweder von dem neuen Gouverneur, oder von einem eigends dazu ermächtigten Beamten von Rang und anerkannter Redlichkeit. Eine Proclamation setzt die Unterthanen in Kenntniß von der Gouvernements-Veränderung und fordert sie auf, binnen 40 Tagen ihre etwaigen Beschwerden vorzubringen. Läuft erhebliche Klage ein, so wird über deren Grund oder Ungrund das Urtheil der untergebenen Officiere eingeholt und die Entscheidung dem Könige anheimgestellt. Die ganze Einrichtung ist ein Zug von Weisheit in der spanischen Gesetzgebung, da durch dieselbe der Schwache vor den Bedrückungen des Mächtigen, und der Unterthan vor Willkühr und Gewaltthätigkeit sicher gestellt wird *). Es ist bemerkenswerth, daß von allen

*) Wir werden hier lebhaft an die Prätur des römischen Weltreichs erinnert. Was aus dieser Vergleichung sich Gutes und

Gouverneuren, welche auf Puertorico seit Eroberung der Insl residirt haben, kein einziger sich des von seinem Monarchen ihm geschenkten Vertrauens unwerth gemacht hat.

Der königliche Audienzhof ward erst eingerichtet, als die Bevölkerung und durch Ackerbau und Handel der Wohlstand der Colonie in merklichem Wachsthum war, da Anfangs dessen Unterhaltung zu kostspielig geworden wäre. Später achtete der König ihn für nothwendig, um die Weitläuftigkeit, Kostspieligkeit und Beschwerlichkeit eines jedesmaligen Regresses an das Havanna-Gericht zu vermeiden. Um aber der Colonie nicht zu große Last aufzubürden, richtete Seine Majestät nur ein medeo sala (einen halben Gerichtshof) ein, bestehend aus dem Gouverneur als Präsidenten, einem Regenten, drei Richtern, einem Fiskal, 2 Berichterstattern und einem Marschall. Der Audienzhof ist die Oberbehörde für alle übrigen Behörden, auch für das geistliche Tribunal; und hat das Vorrecht unmittelbar an den König zu berichten. Die Mitglieder der Audienz haben den Titel „Hoheit" und müssen von dem Gouverneur diejenige Ehrerbietung erfahren, welche ihnen als obersten Magistrats-Personen und Bevollmächtigten des Königs für die höchste Leitung der Rechtspflege gebührt.

Ich glaube, daß der Audienzhof sich wird angelegen sein lassen, der Prozeßsucht Einhalt zu thun, welche mehr als billig unter den Creolen herrscht und den Werth ihrer guten Eigenschaften verringert. Oft stürzen sie ihre Familien in Ruin, indem sie sich in endlose Ketten von Rechtsstreitigkeiten verwickeln. Das Tribunal wird ohne Zweifel im Punkte der Justiz viel

---

Schlimmes folgern läßt, geben wir dem eigenen Ermessen des Geschichtskundigen Lesers anheim.

Red.

Gutes für die Insel wirken, denn seine Mitglieder sind einsichtsvolle und wohlmeinende Männer, welche auch in dem Rufe juridischer Gründlichkeit und unbestechlicher Rechtlichkeit stehen.

Die Intendantur war noch im Jahre 1813 mit dem Gouvernat verbunden und ist erst seitdem unter einen besonderen Beamten gestellt, welcher den Rang eines General-Majors der Armee und auf alle Auszeichnungen und Vorrechte dieses Ranges Anspruch hat. Seine Charge ist indessen keine militairische. Er hat die Verwaltung der Einkünfte und Zölle, deren Anordnung und alle Maßregeln im Finanzwesen unter seiner Aufsicht und Oberleitung. Er ernennt sich einen Secretair und die Unterbeamten, deren die Geschäfte eine Menge erfordern. Unter ihm stehen ferner zwei Offiziere, welche der König selbst ernennt und deren jeder einen Schlüssel zum Schatz hat. Ohne ihre Kenntnißnahme und Billigung kann keine Ausgabe gemacht werden, denn sie sind dafür verantwortlich. Jeden Befehl des Intendanten, welcher ihre Billigung nicht hat, dürfen sie zu dreienmalen nach einander ablehnen; nachher müssen sie gehorchen, können aber Protest einlegen zur Sicherung ihrer eigenen Verantwortlichkeit. Nur der General-Hauptmann kann ohne Rücksicht auf irgend eine Einsprache frei über die gesammten Fonds der Insel disponiren, so oft das Gemeinwohl es nöthig macht. Seine Orders in dieser Beziehung werden ohne Widerrede respektirt. Er kann auch, wenn die Umstände es nöthig machen, den Intendanten suspendiren, indem er dem Könige über diese Maßregel und die dazu zwingenden Gründe (denn wahrhaft zwingende müssen es sein), berichtet. Ein solcher Fall ist noch nicht vorgekommen, doch das Gesetz für denselben ist gewiß ein nützlicher Riegel wider schlechte Wirthschaft mit den öffentlichen Fonds. Da Macht und Wohlstand einer Nation von der Reglung des Finanzwesens so sehr abhangen, so kann eine Regie-

rung in der Wahl ihrer Beamten für dieſe Branche nicht vorſichtig genug ſein. Eben ſo große Rechtlichkeit als gründliche Bekanntſchaft mit den Regeln der politiſchen Oekonomie erfordert dieſelbe. Es iſt aber gerade dieſer Theil der Verwaltung auf Puertorico lange überſehen und gemißhandelt geweſen. Bis der General-Hauptmann im Jahre 1825 gegen das bisherige Unterſchleifſyſtem kräftige Maßregeln ergriff, waren die Einkünfte im engſten Wortſinn die Beute der dabei angeſtellten Individuen. Wie hätten ſonſt die Steuer-Beamten, deren beſchränktes Gehalt nur nothdürftig zu ihrer Subſiſtenz hinreichte, in wenigen Jahren ein Vermögen von Hunderttauſenden aufhäufen können, während Offiziere und Soldaten ohne Sold blieben?

Den Cabildos ſind die Polizei- und Municipal-Geſchäfte anvertraut. Sie ſtehen unmittelbar unter der Controlle des General-Hauptmanns. Es ſind ihrer auf der Inſel Zwei, von denen jeder aus 2 Alkalden, 2 Regidors und einem Syndicus beſteht. Der Gouverneur präſidirt. Die Alkalden werden jährlich gewählt. Vor ſie kommt jede Klage erſter Inſtanz. Sie erkennen mit Zuziehung eines Rechtsraths und für Schuldſachen unter 100 Dollars ohne Appellation.

Unter den Provinzial-Behörden ſind zuerſt die ſogenannten Juſtiz-Lieutenants zu nennen, welchen die Leitung der Rechtspflege in den 7 Haupt-Ortſchaften (den Mittelpunkten ihrer Bezirke), anvertraut iſt. Ein ſolcher Lieutenant, oder höchſter Juſtizbeamter eines Bezirks, mußte früher vom Militair ſein. Seit 1832 hat der König das Amt den ordentlichen Juriſten übertragen und den Titel Alcalde mayor eingeführt. Dieſe Alkalden ſtehen unmittelbar unter dem Königlichen Audienzhof. In kleineren Städten und Dörfern ſind Magiſtratsperſonen unter dem Titel Kriegs-Lieutenants angeſtellt, welche in ihren Diſtrikten das Rechts wahrnehmen, über Civilſachen unter 100 Dol-

lars erkennen, Abgaben einziehen, für Wegebau und andere örtliche Bedürfnisse sorgen und alle Municipal- und Polizei-Geschäfte leiten. Sie stehen unter dem General-Hauptmann der sie jährlich wählt und für sie verantwortlich ist. Von den Steuern, welche sie einnehmen, erhalten sie 6% und von dem Stempelsatz öffentlicher Documente ebenfalls eine Provision.

Das Geistliche Tribunal besteht aus dem Bischof und den Provisoren. Der General-Hauptmann ist Ober-Patron als Stellvertreter des Königs und ist dadurch in Stand gesetzt, etwaigen Unordnungen und Misbräuchen im Kirchenwesen zu steuern. Wenn ein Geistlicher sich vom Bischof oder dem Tribunal beeinträchtigt oder ungerecht behandelt glaubt, so kann er sich an den Vicepatron wenden. Dieser untersucht die Sache und hebt aus eigener Machtvollkommenheit das bisherige Verfahren auf, wenn er solches ungerecht befindet. Sollte der Bischof sich seinen Bestimmungen widersetzen, so kann er diesen von seinem Dienste suspendiren, seine Einkünfte vorbehalten und berichtet über die Sache nach Madrid, um des Königs Bestätigung zu erlangen. Mit solchem Machtumfange sind die Gouverneurs überall im spanischen Amerika bekleidet, zur Verhütung jedes in so entlegenen Districten leicht möglichen Misbrauchs der geistlichen Gewalt. Indessen ist kein Beispiel bekannt, daß ein wirkliches Einschreiten eines Gouverneurs nöthig geworden wäre.

Der Bischof schlägt für die einzelnen Städte und Dörfer die Geistlichen dem Gouverneur-Hauptmann vor, welcher sie dann nach seinem Ermessen verwirft oder bestätigt. Es hat aber immer zwischen Bischof und Gouverneur eine solche Einstimmigkeit oder Verständigung über diesen wichtigen Punkt Statt gefunden, daß sich das politische und bürgerliche Wesen wohl dabei befand. Der Eifer des letzten ehrwürdigen Bischofs ist so groß gewesen, daß er noch in dem Alter von 80 Jahren zu Roß seine

Inſpectionsreiſe durch Städte und Dörfer machte. Er belohnte die Geiſtlichen, welche ſich ihres Amtes würdig bewieſen hatten und ſtrafte die Ungetreuen. Es iſt ſein Werk, daß in der Hauptſtadt ein ſchönes ſteinernes Haus, wie bereits gemeldet, erbaut worden iſt, um darin eine Pflanzſchule für Geiſtliche zu begründen. Dies patriotiſche Werk macht ihn der Nachwelt ebenſo unvergeßlich, als ſein muſterhaftes, tugendreiches Leben und die Milde ſeiner Sitten ihm die Ehrfurcht und die Liebe aller Stände ſchon bei Lebzeiten gewonnen haben.

Das Marine-Tribunal unterſucht und entſcheidet alle Klagen, welche von den beim Seeweſen angeſtellten Perſonen einlaufen. Der Marine-Commandant präſidirt. Er hat einen Gerichtsrath zur Seite, deſſen ſchriftliches Gutachten ihn auf ähnliche Weiſe unterſtützt, wie den Gouverneur dasjenige ſeines Rathes. Alle Seerechtlichen Angelegenheiten ſtehen unter der unmittelbaren Leitung des Commandanten und der General-Hauptmann hat nichts darin zu reden; Appellation findet nur Statt an den Admiral-Commandeur der Station Havannah. Aber die Marine ſelbſt ſteht nur dem Gouverneur zur Verfügung.

Der Conſulado iſt ein im Jahre 1826 eingeſetzter königlicher Gerichtshof für das Handelsweſen. Ein Conſul und zwei von den Partheien ernannte Schiedsmänner bilden ihn. In zweifelhaften und ſchwierigen Fällen wird ein Gerichtsrath zugezogen. Ein neuerer Schriftſteller von großem Ruf hat ausgeſprochen, daß der Codex des ſpaniſchen Handelsrechtes der vortrefflichſte und einſichtsvollſte von allen europäiſchen ſei.

Da dieſe verſchiedenen Tribunäle alle ihre beſonderen Gerechtſame und gänzliche Unabhängigkeit von einander in Bezug auf ihre Verfügungen beſitzen, ſo kann es ſcheinen, als ob daraus mancherlei Reibungen der Anſichten und der realen Intereſſen entſtehen müßten; indem der Frevler gegen irgend ein beſonderes

Rechts-

Rechtsgebiet sich unter die schützenden Flügel seines gegen die Uebrigen etwa eifersüchtigen Rechts-Kreises flüchten, und leicht unter hin und her verworrenen gegenseitigen Anschuldigungen der Partheilichkeit und Beeinträchtigung, einen Privathandel in öffentlichen Streit verwandeln könnte. Diesem Uebelstande ist aber der Hauptsache nach schon dadurch vorgebeugt, daß der Gouverneur die Oberleitung des gesammten Verfassungswesens in Händen hat, und wenigstens bei außerordentlich wichtigen Anlässen jedes Verfahren am Orte suspendiren, und die Sache einem in Spanien gebildeten Tribunal von Geistlichen, Stabsofficieren, Marinebeamten, bürgerlichen Räthen u. s. w., welches das Competenz-Tribunal heißt, und als ein Ober-Appellationssenat definitiv entscheidet, transferiren kann.

Die Municipal-Comiteen sind eine so heilsame Einrichtung, als nur irgend erdacht werden kann. Es bilden nämlich in jeder Ortschaft, wo eine Justizbehörde besteht, 12 angesehene Kaufleute und Grundbesitzer ein Comitee, in welchem sie über Wege- und Brückenbau und über jede gemeinnützige Veranstaltung in ihrem Bezirke, so wie über die besten Mittel zur Einbringung der nöthigen Fonds und die wohlfeilste Art der Ausführung als Sachkenner und Selbstbetheiligte bestimmen. Diese Comiteen beruft der Gouverneur jedesmal ausdrücklich zusammen; und bei ihnen zieht er, auf seinen jährlichen Inspectionsreisen durch die ganze Insel, Erkundigung über die Verwaltung der Justiz, die Verwendung der öffentlichen Fonds, die Beschaffenheit der Landstraßen, den Stand des Ackerbaues und andere öffentliche Interessen ein, und nimmt ihre Wünsche und Vorschläge für das Beste ihres Districts entgegen. Hat ein Localbeamter sich einer Gewaltthätigkeit, Unziemlichkeit oder irgend eines Unrechts schuldig gemacht, so wird er nun ohne Furcht und öffentlich angeklagt, wobei Jedermann seine Mei-

nung vortragen kann. Ich habe erlebt, daß bei der letzten Inspectionsreise des General-Hauptmanns eine Magistratsperson, welche einer Rechtsverdrehung angeklagt und überwiesen worden, vom Amte suspendirt und bestraft ward. Der ärmste Neger wird mit seiner Beschwerde gehört und kann auf sichere und schnelle Abhülfe zählen.

Ein solches Rechtssystem und eine so unpartheiische Handhabung kann nicht genug gerühmt und anempfohlen werden. Es würde freilich eine tiefe Einsicht in die Jurisprudenz und eine genaue Bekanntschaft mit allen Gesetzen Europas und seiner Colonien erforderlich sein, um den Unterschied zwischen der Einrichtung spanischer Colonien und derer der übrigen Nationen aufs vollständigste zu entwickeln. Dies aber, glaube ich, ist allgemein anerkannt, daß die Weisheit der spanisch-indischen Gesetzgebung unübertroffen ist, und, wenn von einem Schwanken der Wage geredet werden kann, allezeit ein großes Uebergewicht in die Schaale der Gnade und Milde legt. Die einzige Beschuldigung, welche mit Recht den General-Hauptmann trifft, ist die einer zu großen Gelindigkeit in Handhabung des Strafrechts, einer Gelindigkeit, welche in revolutionairen Zeiten allerdings für eine große Schwäche gelten kann, da durch eine energische Ausübung der Strafgewalt vielem Unglück und Blutvergießen vorgebeugt werden kann *)

Daß übrigens Mißbräuche in den spanischen Colonien vorgekommen sind, so gut wie anderwärts, ist nicht zu verwundern.

---

*) Es kann bei dieser Gelegenheit auf ein „Pröbchen südamerikanischer Revolutionen", welches ein ungenannter französischer Reisender giebt, aufmerksam gemacht werden, wovon der Leser eine Uebersetzung findet in Nr. 15 — 17 des diesjährigen „Magazins für die Literatur des Auslandes."

Red.

Wo ist auf Erden das Land, welches davon sich ganz frei erhalten könnte? Lange ist es noch nicht her, daß der General-Gouverneur des britischen Indiens, der gefeierte Warren Hastings vor dem Britischen Parlamente der Willkürlichkeit und Nachlässigkeit hart angeklagt wurde. Auch haben wir die Revolution von St. Domingo noch nicht vergessen, an welcher das unschlüssige und nachgiebige Betragen des dortigen General-Gouverneurs nicht geringe Schuld trug. Nicht minder gab 1810 die Furchtsamkeit oder unzeitige Milde des General-Hauptmanns von Carracas der Empörung in diesem Lande Nahrung. Puerto-rico wurde im Jahre 1822 durch die kräftigen Maßregeln des Gouverneurs gerettet, welcher die Abenteurer und Anstifter eines Aufstandes auf der Insel ohne Weitläuftigkeiten niederschießen ließ; und ebenso im folgenden Jahre durch die nachdrücklich ausgeführte Aenderung des Regierungssystems. Gesetze sind dazu gemacht, daß ihnen gehorcht werde, und diejenige Regierung ist gerade die menschenfreundlichste, welche in deren Aufrechterhaltung am strengsten und unerbittlichsten verfährt.

Die Defensiv-Macht Puertorico's ist so stark, daß keine Colonie der ganzen Erde sich ihr hierin gleichstellen kann. Könnte ich zum Beweise dieser Behauptung nichts weiter als die Unnehmbarkeit der Festung St. Juan anführen, so wäre dies ein unverzeihlicher Mangel in meinem Bericht. Denn, wie sehr St. Juan auch durch die Lage, die mit der größten Sorgfalt ausgeführten Werke, und die Menge des schweren Geschützes eine Festung ersten Ranges ist, so weiß man doch hinlänglich aus der Erfahrung, daß eine genugsame See- und Landmacht, gut geleitet, es mit der stärksten Festung aufnehmen kann. Aber die Insel kann eine so große Armee unter Waffen stellen, daß deren Eroberung eine Macht in Anspruch nehmen würde, wie noch nie eine

europäische Nation über den atlantischen Ocean geschickt hat, auch vermuthlich niemals schicken wird.

Die Festungswerke von St. Juan sind neuerlich vollkommen in Stand gesetzt worden. Die Mauern, welche durch die Zeit und den Wellenschlag gelitten hatten, sind ausgebessert; Batterien, zu welchen früher nur der Plan entworfen war, sind ausgeführt, die Geschütze sind neu montirt und alle Vorkehrungen aufs beste getroffen worden. Der Eifer, die Geschicklichkeit und Rechtlichkeit des im vorigen Jahre leider verstorbenen Ingenieur-Obristen Don Ibarrola hat sich daran bewährt. Alle Officiere des Königlichen Artillerie-Corps haben übrigens gleiche Thätigkeit und gleichen Diensteifer gezeigt; man hat alle Lafseten ausgebessert und neu angestrichen, die demontirten Kanonen wieder montirt und alles was zum activen Artilleriedienst gehört, schlagfertig eingerichtet. Wer die Werke von Puertorico gesehen hat, muß unglaublich finden, daß die Engländer unter Sir Ralph Abercrombie, im Jahre 1797, mit kaum 10,000 Mann, eine Belagerung haben eröffnen wollen, da diese Macht kaum hinreicht, um an der Küste der Bucht gegenüber eine Linie zur Absperrung der Zufuhr zu formiren. Sir Ralphs Plan kann gewiß nur gewesen sein, zu versuchen, ob er durch Ueberrumplung die schwache Garnison bemeistern könnte. Doch scheint, so viel ich über die Sache erfahren konnte, nur schnelle Wiedereinschiffung ihn vor dem Untergange gerettet zu haben, da eine Flotte sich nicht halten kann, wo kein Ankerplatz ist und die zerstörende Gewalt einer gefährlichen Küste sie schnell aufreiben muß. Die Communication mit dem innern Lande wurde ihm durch die bewaffnete Bauernschaft abgeschnitten, welche sich sogleich in Masse erhob und binnen einer Woche nicht weniger als 20,000 Mann in die Festung warf. Die Britischen Truppen hätten sich daher ohne Zweifel auf Discretion ergeben müssen,

wenn nicht ihr Commandeur einen zeitigen Rückzug veranstaltet hätte. Wer darauf baute, die Garnison aushungern zu können, würde eine sehr falsche Rechnung machen, denn allein an regulairer, wohlbewaffneter und equipirter Miliz, können innerhalb 12 Stunden 10,000 Mann mobil gemacht und nach jedem Theil der Insel detachirt werden. Es steht auch in jedem der 7 Militair-Departements, in welche die Insel getheilt ist, ein Bataillon disciplinirter Landestruppen, unter Befehl eines Departements-Chefs, der zu den Feld- und Stabsofficieren der regulairen Armee gezählt wird, und Sold und Rang eines Obristen hat. Seine Truppen, welche gut montirt und bewaffnet sind und sich durch ein gutes Exercitium und tüchtige Disciplin auszeichnen, haben jeden Sonntag eine Parade. Alle 6 Monate hält der General-Hauptmann Revue. Die regelmäßigen Truppen sind geborne Altspanier und schöne junge Leute. Auch die Veteran-Compagnien der Artillerie bestehen aus Altspaniern. Die Kaufleute und Kleinhändler, meist ebenfalls Altspanier, bilden Frei-Corps; die 7 Departements-Bataillons, das Cavallerie-Regiment und 2 Artillerie-Compagnien sind aus Eingeborenen des Landes und aus Weißen zusammengesetzt; die farbigen Eingeborenen sind gänzlich ausgeschlossen, da diese Truppen auf ihre altspanische Abstammung stolz sind. Der löbliche Nationalstolz, der sie characterisirt, flößt ihnen Abscheu vor allem revolutionairen Treiben und die Begierde ein, bei jedem Anlaß einen neuen Lorbeerzweig in den Siegerkranz ihres Vaterlandes zu flechten. Die ordentliche Armee besteht aus einer Artillerie-Brigade, nämlich 2 Veteran-Compagnien, 2 Compagnien der Weißen, 2 Compagnien freier farbiger Leute, zusammen 1110 Mann, ferner aus einem spanischen Linien-Regiment, 1210 Mann, 7 Landes-Infanterie-Bataillonen, 7423 Mann und dem Cavallerie-Regimente, 614 Mann, also im Ganzen aus 10,357 Mann. Die unre-

gelmäßige Miliz beſteht aus 323 Bauer-Compagnien, 37,642 Mann (darunter 1008 Officiere), aus dem 2ten Aufgebot 4768 Mann, aus Afforados de guerra 2882 Mann, aus den Voluntarios (Kaufleuten ꝛc.) 500 Mann, zuſammen 45,792 Mann. Zur Seemacht gehören 1 Commandant, ein Arſenal-Capitain und 16 Capitains mit 2052 Seeleuten, alſo im Ganzen 2070 Mann. Die Geſammtzahl begreift 58,209 Mann. Einem Feind würde auf Puertorico jeder Schritt durch ein Defilee oder einen Hinterhalt ſtreitig gemacht werden. Die Gebirgsthäler, Waldſchluchten und Höhenzüge ſind dazu ganz geeignet. Europäiſchen Heeren würde außerdem das Clima, die glühende Mittagsſonne und der tödtliche Nachtthau ebenſo verderblich werden wie das Plänkern und die Ueberfälle der Bauern, welche darin nicht minder geſchickt ſind als die Spanier in den Guerillakriegen gegen Napoleon.

(Fortſetzung folgt).

X.

Schoolcraft's Reiſe am Miſſiſſippi.

(Fortſetzung).

2.

Expedition von der Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1832 ausgeſandt — deren Einrichtung, Zweck, Weg — Abfahrt von St. Mary — Schilderung des Superior-Sees — die Ermordung Brunets durch einen Indianer — Miſſion zu Lapointe (oder Chegoimegon) — Wichtigkeit dieſes Punktes — Mongozid, Wahbojecg — Zuſammentreffen mit dem Häuptling Ozawindib — Weg nach dem Sandy-See am obern Miſſiſſippi — Portagen des St. Louis — der Sandy-See — Ermordung des Herrn Kay.

Früh im Jahre 1832 wurde der Plan, den Miſſiſſippi zu bereiſen, wieder aufgegeben und eine Expedition organiſirt, welche

aus 30 Personen bestand. Ein Officier der Armee übernahm die topographischen Geschäfte, Wundarzt, Geolog und Dolmetsch fehlten nicht, auch einen Missionair forderte man auf, sich dem Unternehmen anzuschließen; es sollte der Versuch erneuert werden, die größten Indianerstämme dieser Gegend mit einander auszusöhnen, da deren unausgesetzte Fehden den Handel störten, die Ausübung der Verkehrgesetze erschwerten und Leben und Eigenthum der Grenzbewohner bedroheten. Die Feindseligkeiten, welche noch im Lauf des letzten Jahres am oberen Mississippi vorgefallen waren, entschieden für die Nothwendigkeit schneller Einschreitung. Außerdem war im Allgemeinen eine Inspection des Handelsbetriebes nicht minder nothwendig als die Erwerbung statistischer Uebersichten, um die im Congreß desselben Jahres beschlossenen Acte zur Einführung der wohlthätigen Pocken-Impfung unter den Indianerstämmen in Wirkung zu setzen.

Am 7. Juni 1832 brach die Expedition von St. Mary auf. Der Weg am Superior-See und von da nordwestlich längs des obern Mississippi bis zum Caß-See, ist in einem, im Jahre 1820 herausgegebenen, Reisejournal unsers Verfassers schon ausführlich geschildert. Davon soll hier, indem auf der gegenwärtigen Reise eben nichts Merkwürdiges vorfiel, nur das Wichtigste wiederholt werden.

Das Dorf St. Mary liegt an dem Kanal, welcher den Huron-See mit dem Superior-See verbindet, funfzehn Meilen unterhalb des letzteren. Eine anhaltend heftige Stromschnelle, üben abschüssige Sandsteinlagen, läßt daselbst keine Schiffahrt zu, indem der Abfall nach Schätzung sich auf 22 Fuß 10 Zoll beläuft. Jenseits der Portage, die weiter als eine halbe englische Meile reicht, ist wieder für Böte Fahrtwasser. Die Heftigkeit der Strömung läßt unvermerkt zwischen zwei Felsvorsprüngen nach, welche das Einfahrt-Thor in den Superior-See bil-

den. Dieser heißt bei den Eingeborenen Gitschigomi, auch Schigomi oder, noch kürzer, Igomi. Er zeichnet sich durch seinen Umfang, seine Tiefe und die Klarheit seines Wassers aus. In seinem Becken wechselt Trap- mit Granit- und Sandstein; eine Mannigkaltigkeit von Kalkformationen ist nicht vorhanden und das Wasser von dergleichen Sättigungen frei. Wie in der ganzen Reihe der Seen der größte und klarste, ist er auch der Lage nach der höchste. Man rechnet diese 640 Fuß über der Fläche des Atlantischen Oceans. Abschüssige Wände und weitgedehnte Niederschläge von Seesand nebst Lagern von Trümmergestein bilden wechselnd sein Ufer. Dicht am Wasserrande liegen Kiesel aufgeschichtet, und hin und wieder findet sich Eisensand und Ocker. Fast in der Mitte des Südufers erheben sich einige kühne Felsen von Primitiv-Bildung, welche mit dem mauerähnlichen Trümmergestein der übrigen Umuferung einen seltsamem Contrast bilden. Der Flächeninhalt eines so unregelmäßigen und unvollständig ummessenen Wasserspiegels läßt sich nicht mit Zuverlässigkeit angeben; doch mag die Schätzung auf 30,000 Quadratmeilen der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Unter den zahlreichen Inseln des Sees sind die bedeutendsten die Grand-, Royal- und Magdaleneninseln. Er hat schöne Häfen, Buchten und Einfahrten und nimmt viele Ströme in sein Becken auf. Er ist auch fischreich und unterhält besonders Weißfisch, Stör und Lachsforellen. Wichtiger für den Handel ist das Rauch- und Pelzwerk, welches seine Umgebung liefert.

Die Bevölkerung ist an seinen Ufern gering, da sie mit Ausschluß der an seinen Zuströmen hausenden Stämme sich nur auf etwa 1000 Seelen beläuft, zu welchen man für die amerikanische Seite des St. Mary-Stromes noch 436 zählen kann. 15 Geschäftsführer, welche vom Departement der indianischen Angelegenheiten privilegirt sind, betreiben dort den Handel mit

70 Bootsleuten, Dolmetschern und Fußboten. Neuerlich ist auf der Magdalenen-Insel (welche die Kaufleute La pointe nennen) eine Mission etablirt worden, welche mit Verkündigung des Evangeliums bereits einen Anfang gemacht hat. Die Volksmenge ist für das umliegende Gebiet folgendermaßen geschätzt worden: an der nördlichen Biegung der Green-Bucht 210 Köpfe; an den Monomonee- und Wisconsin-Strömen 342; am Chippewa-Strom und dem Nebenflusse 1376; am St. Croix und den Nebenflüssen 895; an der großen Portage und den Rainy-Seen 476, wozu man vielleicht noch 249 Seelen zählen kann, so daß die ganze angegebene Bevölkerung sich auf 5000 beläuft.

Man muß sich mit den Böten oder Canoes rings an den Ufern des Sees halten. Die Entfernung von der Landspitze Iroquois bis zur Einmündung des von Fond du lac herkommenden St. Louis-Stroms, wird (ohne den 90 Meilen großen Umweg, welchen die Halbinsel Keweena nöthig macht, einzurechnen), auf 490 Meilen geschätzt. Der See nimmt seinen Lauf erst gerade gegen West, weshalb man das Clima bei seinem Ursprunge dem Ackerbaue für günstiger hält, als bei seinem Ausflusse. Reisende, welche in Böten die Halbinsel umschiffen, brauchen im Durchschnitt 26 Tage. Die gegenwärtige Expedition legte den Weg in 15 Tagen zurück. Man traf an verschiedenen Punkten Indianer und impfte sie, wo es thunlich war. Der Wundarzt verrichtete im Ganzen längs des Sees 699 Impfungen. Es machte nicht geringe Schwierigkeit, die Leute zu der Operation zu bewegen.

Bei der Mündung des Ontonagon, welche man am 19ten Juni erreichte, lagerte ein Trupp Indianer. Ihr Häuptling, welcher Mozoheed hieß, berichtete, daß ein Chippewa, Namens: Waba Animikee oder „der weiße Donner", einen engagé (Handlungsdiener), erschlagen hätte, und da man im Begriff stand,

ihn der indianischen Agentur zur Bestrafung auszuliefern, entsprungen wäre; er versprach jedoch ihn im nächsten Jahre zu stellen. Wirklich hielt er sein Versprechen, und übergab im Juli 1833 den Verbrecher dem Gerichte. Zu Michilimachinac wurde diesem der Prozeß gemacht. Man vergönnte ihm jeden Vortheil den die Gesetze verstatteten und ordnete ihm einen Vertheidiger zu. Doch war er in seinen eigenen Aussagen des Mordes geständig und ward demgemäß verurtheilt. Er sagte nichts zu seiner Rechtfertigung und unterwarf sich schweigend dem Ausspruch des Gerichts. Als das Urtheil verlesen ward, stand er auf und gab mit Hülfe eines Dolmetschers die Gründe an, die ihn zu dem Morde bewogen hatten. Er habe, sagte er, dem Brunet einmal Güter an ein Stromufer schaffen helfen und habe dann sein eigenes Canoe losgebunden, um überzusetzen; darauf habe Brunet ihn bedroht und ein Tomahawk gegen ihn erhoben; bei einer anderen Gelegenheit habe er dem Brunet eine geschabte (shaved) Hirschhaut verkauft und ihn nach abgeschlossenem Handel (wie üblich ist), um Taback gebeten; Brunet aber habe geantwortet, daß er solchem schäbigen Hunde keinen Taback geben wollte. Nicht lange nachher habe ihm Brunet beim indianischen Kugelspiele bei den Haaren ergriffen, gerade beim Schopfe, ihn hochgehoben und geschüttelt; und endlich habe er ihm gar in Gegenwart seiner Landsleute eine Ohrfeige gegeben. An dem Nachmittage desselben Tages sei er, erbittert durch so viele Beschimpfungen, dem Brunet in den Wald gefolgt, wo dieser Birkenrinde zu Flambeaux für den Fischfang holen wollte, habe den Zurückkehrenden über ein Holzstück, das im Wege lag, klettern sehen, sei ihm nach auf eben dies Holz gestiegen und habe ihn von da aus niedergeschossen.

Zu La pointe wurden unsere Reisenden bei Herrn und Frau Hall eingeführt, welche in Gemeinschaft mit Herrn Aher,

im Jahre 1831, die dortige Mission begründet hatten. Frau Hall hatte seitdem ihren Mann mit einem Töchterlein beschenkt, welches, soviel man weiß, das erste, in der Umgebung dieses Sees, geborene Kind von weißen Aeltern ist. Den ersten Unternehmungen der Mission hatten sich keine erheblichen Schwierigkeiten entgegengestellt. Mittel und Arbeiter an ihrem Werk haben sich vermehrt und glückliche Folgen für diese Gegend lassen sich hoffen.

Anziehend war es, das erste Aufdämmern des Evangeliums zu belauschen, in einer Gegend, welche bisher nur als Schauplatz des Handels mit den Indianern, und als Brennpunkt ihrer vielfältigen Kämpfe und blutigen Zwiste, bekannt war. Dieser Ort, das Chegoimegon früherer Schriftsteller, ist es, auf welchen die Ueberlieferung die uralten Rathsfeuer der Chippewa-Nation versetzt. Daselbst hielt der vornehmste Häuptling Hof, welcher hieß Mudjikiwis oder Waischki, der höchste Gebieter über eine rohe Verbindung dortiger Stämme, deren Auflösung in einzelne unabhängige Gesellschaften, aus dem Rechte der einzelnen Häuptlinge, jedem Beschluß ihre Zustimmung zu versagen und ihre Hülfe zu entziehen, sich erklären läßt. Persönliches Uebergewicht mag den Bund eine Zeit lang zusammengehalten haben, denn die ganze Nation, wie die Sage meldet, war, als sie vom Ost her dem See zuwanderte, nur klein und schwach. Ihre zunehmende Größe und Verbreitung über die umliegende Ländereien konnte leicht ein so schwaches politisches Band zerreißen, als damals sie zusammenhielt. Jene alte Zeit aber, die Aera der Mudjikiwis wird in den Sagen als das goldene Alter der dortigen Welt geschildert. Was von den alten Institutionen noch in Ueberlieferung erhalten blieb, hat einen republikanischen Anstrich, dennoch wird erzählt, daß die Würde des Mudjikiwis erblich war, und die Sprößlinge der alten Herrscherlinie, welche

noch zu Chegoimegon wohnen, beſitzen einen Ahnenſtolz, der nicht gering iſt, und lehensadligen Standes würdig wäre. Der letzte auf dieſem Throne war Mongozid oder Mamongazida, der bei den Franzoſen in großer Gunſt ſtand. Er ſoll Quebec zur Zeit Moncalm's beſucht und in der Schlacht, welche dieſem tapferen Feldherrn das Leben koſtete, ſich thätig erwieſen haben. Sein Sohn Wahbojeeg oder „der weiße Fiſcher", folgte ihm als Häuptling des Stammes und zeichnete ſich als Anführer im Kriege aus. Dieſer ſtarb 1793, nachdem er ſehr eifrig ſich bemüht hatte, ſeine Vettern die „Füchſe" aus dem Chippewa-Lande zu verjagen. Der letzte noch lebende Häuptling hieß Chi Waiſchki oder der „Büffel". Als der Agent des indianiſchen Departements ihm nach Abſchluß des Friedenstractats von Fond du lac, im Jahre 1826, eine ſilberne Denkmünze umhängte, ſagte er: Was ſoll mir das? Weiß man doch, welches Geblütes ich bin! Oeſtlich von dieſem Punkte traf man viele einzelne Truppen der Chippewas zerſtreut unter den Frachtböten der Kaufleute, welche den Jahresertrag heimführten; einige dieſer Truppen gingen nach dem britiſchen Poſten Penetanguiſchine, andere nach St. Mary oder nach Michilimachinac. Dem zuvor genannten Häuptling, Chi Waiſchki begegnete die Expedition bei Keweena, als er eben auf dem Wege war, die Agentur zu beſuchen; er erfuhr mit Bedauern die Abweſenheit des Agenten, verrieth lebhaften Antheil an den Zwecken der Expedition und bot eine Friedenspfeife als Freundſchaftszeichen an. Bei der Mündung des Bruleé fand man einen kleinen Trupp der an den Miſſiſſippi-Quellen anſäßigen Chippewas; es war die Familie des Oazwindib, eines vornehmen Häuptlings vom Caß-See. Man überredete dieſen mit umzukehren und hatte an ihm einen redlichen und erfahrenen Führer auf den entlegenſten und beſchwerlichſten Theilen des Weges.

Am 23. Juni lief die Expedition in die Mündung des St. Louis ein. Die Auffahrt auf diesem Strome wechselte mit Portagen von 3 und 9 Meilen Länge, zuletzt kam eine Portage von 6 Meilen über einen sandigen Strich, welcher in einer Ausdehnung von 18 Meilen den Superior-See vom Mississippi trennt. Außerdem hatte man auf dem Wege Stromschnellen, die mit Fuhrten und scharfem Steingerippe abwechselnd, alle Anstrengung und Geschicklichkeit der Mannschaft zur Führung und Ausbesserung der oft beschädigten Canoes, in Anspruch nahmen. Die ganze Strecke vom Superior bis zum Mississippi, von Wasser zu Wasser gerechnet, beläuft sich auf 150 Meilen, welche die Expedition ungefähr in 10 Tagen zurücklegte. Am 3. Juli erreichte sie das Handelshaus des Herrn Aitkin, an den Ufern des Mississippi, und verweilte dort bis zum Abend des 4ten. Lieutenant Allen, welcher die Truppen commandirte, ließ zu Ehren des Tages eine Salve abfeuern, zur großen Freude der Indianer, welche, von der Festlichkeit unterrichtet, in zahlreichen Massen herbeigeströmt waren.

Der Sandy-See ist, als einer der Hauptsitze der indianischen Macht am obern Mississippi, schon in den frühesten französischen Zeiten ein wichtiger Platz für den Pelzhandel gewesen. Doch fiel 1785 ein Mord vor, welcher den schlagendsten Beweis giebt, was für Unheil die Einführung berauschender Getränke in die Länder der Indianer anrichtet. Herr Kay nämlich, ein Einwohner von Montreal, kam zu einem Handelsunternehmen in diese Gegend; nachdem er den Winter am Mississippi zugebracht hatte, erwartete er die Zusammenkunft seiner Handelsgehülfen am Sandy, und schickte sich an, die Frühlingsgeschäfte mit den Indianern zu betreiben, um sodann nach Michilimachinac zurückzukehren. Am 2. Mai hörte er, daß einer seiner Gehülfen ankäme und

reiſte ihm eine Strecke weit entgegen. Was ſich weiter begab, erzählt ein Augenzeuge mit folgenden Worten:*)

„Herr Kay wollte, obgleich ermüdet, doch ſelber gehen und hieß mich etwas Rum abziehen, wovon er vor dem Abmarſch einen guten Zug that. Er wußte aber, daß bei ſeinem letzten Abſchiede von Herrn Harris auf dem Poſten des Pine-Stroms kein Rum mehr war und dachte, daß auch dieſem Herrn ein Schlückchen lieb ſein würde. Deshalb ſagte er mir, ich ſollte eine Flaſche aus ſeinem Flaſchenfutter nehmen und ſie füllen, daß er ſie mitnehmen könnte. Zuletzt befahl er mir den Indianern während ſeiner Abweſenheit keinen Branntwein zu geben, was aber ſeine Schwierigkeit hatte, weil ſie ſchon etwas benebelt waren."

„Mich pflegten die Indianer den „Schreiber" zu nennen, wie ſie mit Allen pflegen, welche ſie ſchreiben ſehen. Sobald Herr Kay fort war, fehlte es mir nicht an Beſuchen. Eine große Menge der Indianer fand ſich nach und nach ein, unter ihnen Katawabida und Mongozid. Dieſe ſagten zu mir: „Schreiber, gieb uns Rum!" Ich erwiederte ihnen, daß ich nicht dürfte, ſintemal ich nicht der Herr wäre. Da quälten ſie mich lange, und Mongozid warf mir ein Paar Metaſſes hin, die er auf Borg genommen und nicht bezahlt hatte (denn er war ein böſer Bezahler) und begehrte Rum dafür; nein! ſagte ich. Nun ſprach er mit Herrn Kay's Frau, dieſe aber ward ihrer eben ſo überdrüßig wie ich. Sie bat mich, ihnen ein wenig zu geben. Darauf verließen ſie das Zelt.

---

*) Rélations des traversées et des aventures d'un marchand voyageur etc., par Baptiste Pérault.

(Manuſcript).

„Nach Verlauf einer Stunde kam Le Barrique Eau und meldete mir, daß Herr Harris und Herr Pinot wirklich auf dem Fischdamm angekommen wären. Die Indianer erhoben einstimmig ein Freudengeschrei und liefen an den Strand, ihnen entgegen; sie fanden aber keine besonders günstige Aufnahme, denn die Flasche, so Herr Kay mitgenommen, hatte die ganze Gesellschaft in Flammen gesetzt. Während sie sich ausschifften und während Herr Harris sein Zelt aufschlagen ließ, trat Herr Kay in das meinige und trank in meiner Gegenwart ein Glas. Herr Harris war außerordentlich redselig. Den Tumult noch zu vermehren, gerieth auch Cul Blanc (Wabidea), ein gegen Herrn Kay erzürnter Indianer, in Hitze. Derselbe hatte im letzten Winter einen gewissen Le Cousin bereden wollen, Herrn Kay zu ermorden, indem er ihm sagte, daß er nicht Muth genug hätte, es selber zu thun, und dieser prahlte, daß es ihm zu dergleichen an Courage keinesweges mangle, auch daß er beim nächsten Zusammentreffen mit Herrn Kay die That vollführen wollte."

„Nunmehr saß der Cul Blanc mit unterschiedlichen Anderen auf einem Hügel am Feuer, gerade vor der Zeltthüre des Herrn Kay und vergnügten sich mit Rauchen. Le Cousin stand auf und ging auf das Zelt zu, in dessen Thür er Herrn Kay begegnete. Herrn Kay's Bette stand gegenüber quer vor dem Pfosten, welcher das Hinterstück des Zeltes stützte, und hinter dem Bette lag das Rumfaß, im Grunde des Zeltes. Herr Kay sah ihn kommen und war so eben im Begriffe sich neben mir auf das Bett zu setzen, als Le Cousin hereintrat. Dieser streckte seine Hand aus und verlangte Rum. Herr Kay, der den Mann nicht sonderlich leiden mochte, antwortete: „Nein! Ihr bezahlt nicht was ihr schuldig seid, ihr werdet keinen erhalten, geht und entfernt euch also gleich! Mit diesen Worten nahm er ihn beim Arm und geleitete ihn dergestalt aus dem Zelte. Sobald er sich um-

kehrte, um wieder zurückzugehen, nahm der Indianer, welcher mit einem Messer bewaffnet war, selbiges unter seinem mantelet de calmande hervor und versetzte ihm einen Stich in das Genick. Hiernach zog er sich nach dem Lagerfeuer zurück, um welches eine zahlreiche Truppe von Indianern und unsern Leuten versammelt war. Ich sprang' aber sogleich auf, denn ich hörte das Geschrei der Madame Kay, welche vor mir im Zelte gestanden hatte. „Seid ihr gestochen?" fragte ich Herrn Kay. Ja, entgegnete er, aber er soll dafür büßen!" Mit diesen Worten steckte er seine Hand in den Speisekorb und zog ein großes spitziges Tischmesser hervor, womit er voller Wuth aus dem Zelte stürzte, ohne daß ich möglich befand, ihn aufzuhalten. Die Indianer, da sie das Messer in seiner Hand sahen, befragten ihn um die Ursache. Er sagte, daß Le Cousin ihn gestochen habe und daß er ihn suche, um ihn zu tödten. Le Cousin war mittlerweile in seine eigene Wohnung entsprungen, welche sich ohnweit unsers Lagers befand. Herr Kay richtete seinen Lauf dorthin, und wir Andern folgten ihm nach, um wo möglich ein Unglück zu verhüten. Der Tumult nahm unterdessen zu, große Haufen strömten von allen Seiten her, und Alle waren ihrer ruhigen Vernunft beraubt, sowohl Franzosen als Indianer, denn es fand eben ein allgemeines Saufgelag Statt. Jedermann griff nach Waffen. Man sah im Augenblick ein tolles Gewirr von Messern, Flinten, Aexten, Knütteln, Keulen, Lanzen und anderen Mordwerkzeugen. Ich war ganz außer mir, denn noch niemals hatte ich einer solchen Scene beigewohnt, und konnte doch wohl aus den Anstalten merken, daß die Sache ernstlich zu werden drohete."

„Herr Kay verfolgte den Le Cousin, aber bevor er ihn erreichen konnte, hatte der Haufe den Zugang zu dessen Wohnung ganz versperrt. Le Cousins Mutter fragte ihn, was er

wollte.

wollte. „Engländer! rief sie, kommst Du mich zu tödten?“ Darauf bahnte sie sich den Weg durch die Menge und drang bis an den Ort, wo Herr Kay stand. Sie hatte ein kleines Messer in der Hand, aber niemand bemerkte es, denn sie nahm eine flehende gebeugte Stellung an, als wollte sie Herrn Kay um das Leben ihres Sohnes bitten. Plötzlich schrie Herr Kay laut auf: „Ich bin getödtet!“ und stürzte zu Boden. Wir traten hinzu und fanden, daß sie ihm in die Seite gestoßen hatte und daß der Schnitt mehr als 3 Zoll breit war. Wir trugen ihn in Blut gebadet nach dem Zelte zurück und legten ihn auf sein Bett, welches im Augenblick von Blut schwamm.“

„In eben diesem Augenblicke erwachte sein Freund Le petit mort (Feebyains) von dem schweren Schlafe, in welchen ihn seine Trunkenheit versenkt hatte, und kam eilends in das Zelt, woselbst der erste Gegenstand, welcher ihm in das Auge fiel, sein verwundeter Freund war. Er lief und warf sich ihm unter einer Thränenfluth um den Hals, indem er ausrief: „Mein Freund, Du bist todt, aber ich bin noch am Leben, um dich zu rächen“. Indem gewahrte er einen Schlafrock von Calico, welchen Herr Kay angehabt hatte, da er verwundet ward und welcher ganz blutig aussah. Alsbald konnte er seine Wuth nicht mehr zügeln; er ergriff das Messer, welches Herr Kay zuvor geführt hatte und welches dessen Frau mit zurückgebracht, da selbige bei dem Auftritte zugegen gewesen. Dann sprang er aus dem Zelte um Rache zu nehmen, — nicht an Le Coussin, sondern an Cul Blanc, welcher vor dem Feuer saß und seine Pfeife schmauchte. Er packte ihn bei dem Schopf, riß seinen Körper mit der einen Hand rücklings nieder, und indem er schrie: „Stirb, Du Hund!“ stieß er ihm mit der andern Hand das Messer in die Brust, wobei Cul Blanc ohne Aufhören um Gnade schrie.“

„Das Blutbad hatte unterdeſſen dem Saufen ein Ende gemacht. Die Weiber goſſen allem Rum aus, deſſen noch eine nicht geringe Menge in den verſchiedenen Behauſungen vorräthig war. Die Wunde aber, welche Cul Blanc erhalten hatte, war nicht tödlich, unerachtet ſie weit aufklaffte, denn das Meſſer war durchs Fleiſch gegangen, ohne edle Theile zu verletzen. Das Blut ſtrömte reichlich daraus hervor und beſudelte ſein Weib, welche ihn hinwegtrug, eine Blutſpur auf dem Boden nachziehend.“

„Nach dieſem Trauerſpiel verfügte ſich Le petit mort wieder in die Hütte, und befahl ſeiner Frau, welche bei ihm war, hinaus zu gehen und gewiſſe Wurzeln zu ſuchen; von denen, welche ſie brachte, wählte er etliche aus, und machte ein Pflaſter daraus; dann legte er ſeinen Mund an Herrn Kay's Wunde, und ſog aus dieſer das Blut, welche Operation Herrn Kay viel Schmerzen verurſachte; zuletzt that er die Wurzeln darauf. Herr Kay genoß einiger Ruhe während der Nacht und des darauf folgenden Tages. Le petit mort ſaß zu Haupten ſeines Bettes. Als es Tag ward, nahm er die Compreſſe ab, ſaugte wiederum die Wunde und legte friſche Wurzeln auf. Der Patient ward durch dieſe Procedur dermaßen ſo erſchöpft, daß er während einer halben Stunde ohne einige Beſinnung dalag. Sobald er wieder zu ſich ſelber gekommen, verſpürte er eine merkliche Erleichterung und verlangte nach dem Bras Caß, dem Häuptling des Stammes, als welcher noch nichts von dem Vorfalle in Erfahrung gebracht, ſintemal die Indianer mit Trinken beſchäftigt geweſen; er ſelber aber ſtand auf dem Punkte abzureiſen und verweilte nur noch ein wenig in der Nähe, um den Franzmännern eine Kurzweil zum Abſchied zu bereiten. Er kam nunmehr auf den Schauplatz dieſer Gräuel, trat auch in Herrn Kay's Zelt, welchem er ſeine Hand darreichte, indem er ſagte:

„Mein Freund, Dein Unglück geht mir zu Herzen, wenn ich hier gewesen wäre, so würde solches nicht vorgefallen sein; eins aber tröstet mich, dies ist, daß ich nicht schon abgereist war, Du kannst Dich dieserhalb auf meinen Eifer, Dich wieder gesund zu machen, gänzlich verlassen." Herr Kay acceptirte seine Anerbietung, denn er hatte Vertrauen zu ihm und zu seiner Geschicklichkeit in den medicinischen Künsten, in welchen selbiger sehr erfahren war; beschloß auch ihn mit auf den Weg zu nehmen, nach Mackinac, um sich von ihm curiren zu lassen."

„Am 3ten des Monat May fing der Bras Caß seine Behandlung des Patienten an und verordnete diesem seine Medicamente, welche auch heilsam erfunden wurden. Nachdem er ihn ein wenig hatte ruhen lassen, eröffnete er ihm, daß er ihn herstellen wollte, daß er aber zu diesem Ende ihn nöthigen müßte, seinen Gelüsten einen Zaum anzulegen, denn von allen gepfefferten und gesalzenen Speisen müßte er sich enthalten; auch befahl er ihm, nichts Spirituöses zu trinken et de ne point toucher des femmes. Am nächsten Tage fühlte sich schon Herr Kay etwas erleichtert. Er schickte nach Herrn Harris und nach mir, um uns seine Aufträge zu ertheilen. „Liebe Herren", sagte er zu uns, „ihr sehet meinen Zustand. Ich weiß nicht, ob Gott meine Tage verlängern wird, oder nicht; ich habe mich entschlossen, Euch zu verlassen und auf jede Gefahr hin, mich nach Mackinac zu begeben sammt sieben meiner Leute und in Gesellschaft des Bras Caß und seiner Frau, welche unter Weges mit meiner Pflege und Abwartung sich befassen wollen. Assortirt die übrigen Waaren und gehet hinauf nach dem Leech-See, um daselbst die Ankunft der Beuter (pillager), welche nach den Prairies aus sind, abzuwarten. Kurz, lasset euch den Binnenhandel befohlen sein. Herr Pinot ist ein zu schwacher Gegner,

um Euch viel Schaden zufügen zu können, ich vertraue auf Euer beider Geschicklichkeit.“ Wenige Augenblicke hernach ging Herr Harris aus dem Zelte und sagte zu mir insbesondere, indem er mich bei den Händen festhielt: „Mein theurer Freund, ihr versteht die Sprache der Chippewas. Herrn Harris würde ich mit mir nehmen, aber ich muß ihn bei Euch lassen, er ist ein braver Kaufmann und hat, so wie ich und etliche Andere, eine starke Passion für Getränk, welches ihm seine Besinnung raubt; in solchen Umständen seid ihm zur Seite, ich will auch noch selbst mit ihm reden vor meiner Abreise. Treffet alle gehörigen Vorbereitungen, um unsere Passage über die Portagen und längs des Sees zu erleichtern. Ich befinde mich, von Tag zu Tag, besser und gedenke morgen aufzubrechen.“

„Ich ließ ihn mit seinem Arzt allein und ging, zwei inländische Canots mit Proviant und Fracht zu versehen; das eine war für Herrn Kay bestimmt, das andere für die vier Leute, welche das Pelzwerk vom Pine-Fluß mitnehmen sollten. Herr Kay befand sich am folgenden Tage etwas besser, worüber wir Alle eine große Freude hatten. Ich ließ eine Senfte (un tron-card) machen, damit 2 Männer ihn über die Portagen tragen könnten. Denselben Tag, es war der 5te des Maimonats, Nachmittags um 2 Uhr, verfügte er sich auf den Weg. Herr Pinot reisete an eben dem Tage ab. Bras Caß und sein Weib brachen desgleichen um Sonnenuntergang auf.“

Der Rest der Geschichte läßt sich mit kurzen Worten geben. Herr Kay erreichte Mackinac, wo damals Capitain Robinson das Commando hatte und gab sich dem Wundarzt des Postens in Behandlung. Er schloß später seine Geschäfte ab und ging nach Montreal. Seine Wunde gerieth aber, als er sich am See der „Zwei Berge“ aufhielt, wieder in Eiterung

und machte am 26. August 1785, also 3 Monate und 24 Tage, nachdem er sie empfangen, seinem Leben ein Ende.

3.

Anstalten zur Einschiffung auf dem obern Mississippi — Wasserfälle von Peckagama und Winnipec — Anschlag eines Mandanen-Haufens auf die Chippewas von Pembina — der Bogotowa-See — Lager zu Winnipec-Haus — der Caß-See — Lager auf einer Mississippi-Insel — die Stadt Oza-Windib (Gelb-Kopf) — Bevölkerung und Jagdrevier — Bemerkungen über den Pelzhandel — Hudsons-Bay- und amerikanische Pelz-Compagnien — Lord Selkirks Erfolge — Die Ermordung des Owen Keveny.

Die meisten Eingeborenen vom Sandy-See waren abwesend, und befanden sich mit ihrem obersten Häuptling an der Einmündung des Des Corbeaux. Es wurde deshalb beschlossen, den Versammlungstag aufzuschieben, bis die Expedition in diese Gegend zurückkommen würde, um die zur Vertheilung bestimmten Geschenke im Sandy-See-Hause niederzulegen. Auch den für den Rückweg bestimmten Proviant ließ man dort, unter Aufsicht eines zuverlässigen Mannes, dem die Weisung gegeben ward, denselben bis zum Fluß Isle des Corbeaux hinabzuschiffen, in welchen die Expedition am 24. Juli einzulaufen vor hatte. Diese Verminderung der Last erleichterte die Schifffahrt durch die zahlreichen Windungen des Mississippi bis zum Caß-See, dort wollte man wieder den schwersten Theil der noch übrigen Ladung zurücklassen und in leichten Canots bis zur eigentlichen Quelle des Stromes vordringen. Nach Untersuchung derselben sollte der Rückzug bis zum Caß-See, von da zu Lande bis zum Leech-See und endlich südwärts über Portagen und Seen bis zum Anfange des großen Des Corbeaux oder Crow Wing (Krähen-Pfittich-Stromes) genommen werden. Diesen Strom konnte

man bis zu seiner Ausmündung in den Mississippi verfolgen und so den Punkt erreichen, wohin die Indianer vom Sandy-See, Pine-Strome und Mille lac eingeladen waren.

Am 4. Juli verließ die Expedition Sandy-See-Haus, nachdem die Breite des Mississippi an diesem Orte gemessen worden war. Sie betrug 331 Fuß. Der Nachmittag des 4ten und die beiden folgenden Tage vergingen, bis man, der starken Strömung und häufigen Schnellen entgegen, den Wasserfällen von Peckagama sich näherte. Die Portage, welche nunmehr folgte, führte am 7. Juli über eben die Höhen von körnigem Quarz, welche dort jähen Sturz des Wassers verursachten. Gegen Abend wurde auf den Auen von Point aux Chenes das Lager geschlagen und Tages darauf, weil Sonntag war, gerästet. Ein französischer Engagé, der vom Leech-See eben nach dem Sandy-See reiste, traf an diesem Tage ein, und ward ersucht, an den dortigen Posten eine Instruction mitzunehmen, welche die Indianer-Versammlung bei Isle des Corbeaux um zwei Tage früher ansetzte, denn man hatte den Wasserstand über Erwarten günstig gefunden.

Der Engagé, welcher La Plante hieß, bestätigte das schon zuvor vernommene Gerücht von einer großen Kriegsrüstung der Leech-See-Indianer gegen die Sius. Er fügte hinzu, daß die Truppe unter dem beliebten Führer Aishkibugikozh bereits mit einer Siegstrophäe, bestehend in drei Kopfhäuten der Sius zurückgekommen wäre. Außerdem erzählte er von dem Einfall eines Haufens Indianer, die man für Sius gehalten, in die Grenzen des Pembina-Gebiets; sie scalpirten daselbst am hellen Tage ein junges Mädchen, wurden aber von einem Haufen der Chippewas verfolgt und beim Uebergang über einen Strom eingeholt. Einige von ihnen blieben daselbst auf dem Platze. Es ergab sich nachher, daß die Räuber Mandanen waren und, daß

ihre Bande aus 40 Mann beſtand. Sie hatten den Pembina, beim Einfluß des „rothen" Stroms, mittelſt eines Floſſes paſſirt, waren den rothen Strom vier Meilen weit hinunter gefahren und hatten ſich in der Nähe eines Handelshauſes verſteckt, in deſſen Umgebung mehrere Wohnungen von Chippewas ſich befanden. Nachdem ſie eine geraume Zeit gewartet, ohne zur Ausführung ihres mörderiſchen Vorhabens eine ſchickliche Gelegenheit abpaſſen zu können, beſchloſſen ſie, zu ihrer Fähre zurückzukehren, ließen aber einen Trupp zurück, und eben dieſer Trupp ſtieß auf das erwähnte Mädchen, riß ihr in Haſt die Kopfhaut herunter und floh ſodann den Uebrigen nach zur Fähre. Da das Mädchen nicht getödtet war, ſo ward ſogleich Lärmen. Die Chippewas ſetzten nach und ſchoſſen auf die Mandanen, von denen ſogleich einer fiel. Die Uebrigen hatten bereits alle Flinten zuſammengebunden und auf das Floß gelegt, um eilig über den Strom zu fahren. Als das Kriegsgeſchrei nun erſcholl und ſie keine Waffen hatten, ſprangen ſie ins Waſſer und ſuchten hinüberzuſchwimmen. Ihre Verfolger aber ſchoſſen vom Ufer auf die Schwimmenden und tödteten ihrer noch zwei; die Anderen entkamen zwar, hatten jedoch ihre Flinten zurücklaſſen müſſen und waren dadurch dem Mangel und Elende Preis gegeben. Zu dieſem Unglück geſellte ſich noch ein anderes. Die Sius, welche eben ſo feindſelig gegen ſie als gegen die Chippewas geſtimmt waren, überfielen ſie und tödteten von dem wehrloſen Haufen 36 Mann. Der einzige Ueberlebende erreichte ſeinen Stamm am Miſſouri, um dieſem die Trauerpoſt zu überbringen.

Die Expedition ſetzte am 9ten ihren Weg fort. Die Führer kannten die Gegenden genau und wählten, um bei den häufigen Biegungen des Fluſſes den Weg abzukürzen, öfters weitgedehnte Binſenfelder und Grasſtriften, die durch den hohen Waſ-

ſerſtand zu halben Seen geworden waren. Nicht weit oberhalb Oak Point ſchlug man einen Seitenweg ein, durch einen See, Namens Bogottowa oder Lac a le Croß; dieſer breitet ſeinen ſchönen hellen Waſſerſpiegel über 10 Meilen weit aus, und führt mittelſt eines engen Flüßchens in einen kleinen See, der einige hundert Yards öſtlich von dem zum Miſſiſſippi gehörigen kleinen Winnipec-See endigt. Die Portage geht dort durch ſchöne Waldung. Man erſparte durch dieſen Richtweg ziemlich einen Tag, weil man ſonſt einer weiten Ausbiegung des Miſſiſſippi beim Eintritt in den Leech-See hätte folgen müſſen, und erreichte noch vor Nacht die kleine Handelsſtation Winnipec-Haus, woſelbſt das Lager aufgeſchlagen ward.

Dem Handelsgehülfen, welcher auf dieſem Poſten angeſtellt war, legte man folgende Fragen vor:

1) Kommen die Kaufleute der Hudſon-Bay von dem Poſten beim Rainy-See zu Handelszwecken herüber? — Antwort: Nein! Sie geben ihre Waaren Indianern in Commiſſion, welche dieſelben auf amerikaniſchem Gebiete vertreiben.

2) Geben die Theilhaber oder Gehülfen der Hudſon-Bay-Compagnie den Indianern Flaggen und Schaumünzen zu Geſchenken? — Antwort: Ja!

3) Geben ſie ſolche Flaggen und Münzen denjenigen Indianern, welche innerhalb der amerikaniſchen Grenzen wohnen? — Antwort: Nein! Doch habe ich gehört, daß ſie einem Indianer die amerikaniſche Flagge, welche er auf der Grenze der Vereinigten Staaten beim Rainy-See erhalten hatte, wegnahmen, zerriſſen und verbrannten, um ihm dafür eine britiſche Flagge zu geben.

4) War der Poſten der Hudſon-Bay-Compagnie am Rainy-See im verwichenen Jahre (1831—32) mit ſpirituöſen Getränken verſehen? — Antwort: Allerdings. Sie hatten ungefähr 60

Fässer Branntwein; diese wurden einem unserer Indianer gezeigt, und Herr Cameron, welcher dem dortigen Posten vorsteht, sagte dabei, daß ihre Flüsse, wenn die Indianer es nur wünschten, mit so vielem Liqueur sich füllen sollten, als sie jetzt, vom geschmolzenen Schnee angeschwellt, Wasser führten.

5) Wie stark sind gewöhnlich die Branntweine? — Antwort: Ein Faß wird zu vieren gemacht.

6) Sind die von der Hudson-Bay-Compagnie ausgeschickten Indianer Eurem Posten nahe gekommen? — Antwort: O ja, bis zur Turtle-Portage.

7) Und brachten ihren Liqueur so weit? — Antwort: Nein! den behalten sie am Rainy-See, um die Indianer mit ihren Pelzen dorthin zu locken.

8) Erstreckte sich die Vertheilung von Branntwein, welche der Kriegssecretair dem Generalfactor des Fond du lac-Departements zuließ, im letzten Jahre (1831) auch auf den Posten von Winnipec? — Antwort: Nein! Man behielt ihn am Rainy-See und auf der Linie des Oppositions-Handels.

Ein anderer Kaufmann erzählte, daß er im unteren Lande fünf Häuptlinge gesehen, welche von dem britischen Handelsgehülfen zu Lac la Pluie mit Flaggen und Münzen beschenkt worden wären.

Am Morgen des 10ten ging die Expedition über den See Winnipec und passirte das von Sandhügeln umzogene Stromthal des Mississippi bis zum Caß-See. Sie langte daher um 1 Uhr an, 11 Tage früher im Jahre, als die leichten Canots des Gouverneurs Caß 12 Jahre zuvor diesen Ort erreicht hatten. Der Ausfluß des Sees fand sich 172 Fuß breit, also halbmal so breit als der Arm unterhalb des Sandy-Sees, und das Wasser hatte dort eine Tiefe von 8 Fuß. Weiter war man zuvor mit Entdeckung des Landes noch nicht gekommen, als bis

zu diesem Punkte und es wird also von hier an ein genauerer Bericht nöthig. Der Tag war für die Jahreszeit unter diesem Breitengrade auffallend heiß. Die Fahrt vom Winnipec her war schnell zurückgelegt worden, und es wurde ein wenig angehalten, damit die hintersten Canots nachkommen konnten. Es sollten Alle zugleich in den Caß-See einfahren, denn die Mannschaft hatte eine große Freude, so weit vorgedrungen zu sein. Oza Windib oder Gelbkopf, der Chippewa, welcher zum Führer diente, war ein wenig voran, wie er oft that, um auf die kleinen Buchten und Flußmündungen zu achten, wo sich Wasservögel aufzuhalten pflegten. Als er sein Canoe hinter einer kleinen Landspitze an das Ufer führte, fand er daselbst einen Trupp des Stammes vom Caß-See. Er ließ die Reisenden nichts davon merken, um sie, sobald sie um die Landzunge bögen, mit einer Salve zu überraschen. Die Indianer fuhren darauf mit ihren Canots in geschlossener Reihe den Fremden entgegen und bewillkommten sie aufs herzlichste wie alte Freunde, luden sie auch ein, ihren Wohnort, eine große südwestlich gelegene Insel, zu besuchen. Dorthin begab man sich, und die Indianer bezeigten ihre Freude durch Zurus und Schießen. Die Mündung des Turtle (Schildkröten-) Flusses, bei welcher General Caß 1820 gelandet war, ließ man rechts liegen und fuhr so entfernt vom Ufer, daß die Züge der Landschaft sich nicht unterscheiden ließen. Es verging fast eine Stunde ehe man die Insel erreichen konnte, welche Colcaspi oder die „große Insel" hieß. Als man nahe genug war, bemerkte man einen Trupp Indianer die über eine Höhe laufend mit wilden Geberden auf eine Bucht hinunterwiesen. Dort war der beste Landungsplatz. Sie beeiferten sich sehr, ihre Weisung recht deutlich zu geben, stellten sich dann längs des Ufers auf und salutirten mit Flintenschüssen. Endlich drängten sie sich dicht an das Ufer und halfen der Mannschaft aus

den Canots steigen. Wer die Indianer nur aus Büchern kennt, in denen sie als finstere grausame Menschen geschildert werden, sollte einer solchen Scene beiwohnen, um eine bessere Vorstellung von ihren geselligen Tugenden zu gewinnen. Die Indianer am Caß-See zeigten sich besonders freimüthig, freundlich und zutraulich.

Auf der oben erwähnten Höhe sah man eine Ortschaft, welche die Bewohner verlassen hatten. Der Boden war nun theils mit Kornfeldern, theils mit Sumach und allerlei Gebüsch bedeckt. Vermuthlich, weil die Höhe durch das allmählige Fällen des Holzes zu sehr dem Winde ausgesetzt worden, hatten die Indianer sich von dort zurückgezogen und in einem südlicheren Theile der Insel Zuflucht gesucht. Eine Indianerstadt ist überall in Amerika nichts weiter als ein Häufchen Wigwams, nur dem Bedürfniß entsprechend, ohne Rücksicht auf Regelmäßigkeit und Schönheit erbaut. Es giebt daselbst eine Art Markt oder Gemeinplatz, einen begraseten Fleck der für Rechtsversammlung und Tanz bestimmt ist. Die Wohnungen werden gemeinlich auf Hügeln und Höhen errichtet, wobei solche Oerter die mit Baum und Busch prangen, die beliebtesten sind. Große Bäume jedoch werden geflohen, aus dem einfachen Grunde, weil solche in stürmischem Wetter oft einzelner Aeste beraubt oder gänzlich umgebrochen werden. Rings her um eine Ortschaft pflegt dagegen dichte Waldung zu sein, welche Sommers wie Winters Schutz gewährt. Gärten werden verschiedentlich angelegt, meist ohne Einhägung, da keine Hausthiere gehalten werden. So war wenigstens die Stadt Oza Windibs, welche von dem Landungsfleck beinah eine Meile entfernt lag. Als Oza Windib daselbst anlangte, umringten ihn sogleich Männer, Weiber und Kinder und hießen ihn willkommen. Die Bevölkerung belief sich damals auf 157 Seelen und wird die Zahl von 200 oder

250 nicht leicht jemals übersteigen. Ihren Lebensunterhalt erwerben sie hauptsächlich durch Jagd und helfen sich in der ungünstigen Jahreszeit mit Fischfang, Einsammeln von wildem Reis und dem Ertrage kleiner Korn- und Kartoffelfelder, welche die Weiber bauen. Sie versicherten, daß die Ernte ihnen niemals fehlte und daß sie ihr Saatkorn von Jahr zu Jahr bewahrten. Die Kaufleute wissen, daß auch 60 Meilen etwa gegen Nordwest, am rothen See die Ernte einträglich ist; Getraide ist von dort auf dem Wege des Pelzhandels in beträchtlicher Menge zu den Posten des oberen Mississippi und selbst bis Fond du lac verführt worden.

Die Jagdreviere des Stammes den Gelbkopf führte, umfaßten die Quellen des Mississippi; seine Ortschaft ist der letzte feste Punkt dieser Terrasse. Winters geht gewöhnlich ein Trupp der Indianer und lagert beim Lac Travers, um zu jagen. Sie ziehen sich von dort südlich hinauf und dringen noch weiter vor in das eigentliche Territorium des Rothwilds, der Hirsche und Hinden, zur wahren Mississippi-Quelle, dem Itasca-See. Die Pelze und Häute, welche sie erbeuten, setzen sie für Waaren an die Handelsleute um, welche alljährlich mit dem Laubfall ins Land kommen und über Winter bleiben. Die Güter werden in Canots von Michilimachinac ungefähr 1120 Meilen weit hergeschafft. Auf dieser ganzen Strecke sind nur 18½ Meilen Landfuhre, welche sich auf 5 weit von einander getrennten Portagen vertheilen.

Aus dieser Leichtigkeit der Wasser-Communication ist es zu erklären, daß die Gegend der Mississippi-Quelln mit Waaren zuerst von Montreal und sodann von New-York aus versehen ward. Diese leichte Communication war sehr früh bekannt, blieb aber Bahn für die Entdeckungen im inner Lande, während dem Handel die beschwerliche Schifffahrt auf dem Mississippi

ſelbſt und das ungeſunde Clima unter den niederen Breitengraden entgegenſtand. Politiſche Rückſichten leiteten dann die erſten Einrichtungen. Wer dieſe Verhältniſſe überhaupt aufmerkſam erwägt, wird finden, daß die Schickſale des Pelzhandels im Nordweſtlichen Amerika eng verflochten ſind mit der politiſchen Geſchichte dieſer Gegenden während einer Zeit von beinah 250 Jahren ſeit ihrer Entdeckung. Wir verſtehen hierunter den Zeitpunkt, da Jaques Cartier um 1534 im Golf St. Lawrence anlangte und einen Handel mit den Eingeborenen eröffnete, der bald ſich vergrößernd mancherlei Modificationen erlitt, bis er um 1796 der Amerikaniſchen Regierung zufiel. Die Geſchichte dieſes Zeitraums iſt reich an merkwürdigen und intereſſanten Zügen, wovon hier nur weniges angedeutet werden kann. Durch alle Chancen hindurch blieb immer der Pelzhandel das Hauptaugenmerk der Oberleitung, welche nach einander Frankreich und Großbritannien inne hatten. Unter der franzöſiſchen Leitung vermiſchten ſich auf eigenthümlich franzöſiſche Weiſe militairiſche und Miſſions-Beziehungen mit dem Handelsintereſſe. Handelsprivilegien gab der General-Gouverneur ausgedienten Officieren und anderen Kronbeamten, welche dieſelben an unternehmende Kaufleute verpachteten. Die Letzteren gingen ins Land, tauſchten ihre Waaren gegen Pelze um und erwarben ſich zuerſt den Beinamen: Couriers du bois (Waldläufer, Waldreiſende). Es fehlte aber nicht an mancherlei Unfug. Weltliche und geiſtliche Macht ward aufgeboten dem zu ſteuern, und die franzöſiſchen Gouverneure erließen Verbote gegen den Branntweinhandel.

Die Engländer ſetzten darauf Lokal-Agenten ein, die im Namen des Königs dem Indianer-Handel vorſtanden, Privilegien ertheilten und den geſammten Verkehr beaufſichtigten. Es hatte viel Schwierigkeiten das Vertrauen der Indianer nach dem Falle Quebecs zu gewinnen. Doch kam der Handel nach

Verlauf von 4 bis 5 Jahren, während welcher der Pontiac-Krieg fiel, wieder in das alte Gleise. Die französischen Unternehmungen hatten ihn bereits über den Superior-See und oberen Mississippi ausgedehnt bis zu den Ufern des Saskatschawino. Der Muth schottischer Kaufleute erweiterte ihn bis zu den Mündungen des Mackenzie und Columbia.

Die amerikanische Besitznahme des Seen-Distrikts läßt sich von 1796 datiren; anfänglich mit nur geringem Einfluß auf den nordwestlichen Pelzhandel. Das erste Gesetz in Bezug darauf erließ der Congreß 1802; als aber wenige Jahre darauf Lieutenant Pike die obere Mississippi-Gegend bereiste, fand er sie in ausschließlichem Besitz der Nordwest-Compagnie. Die Indianer hingen dazumal mit eben so großer Treue den Engländern an, als vordem den Franzosen. Es hatte der britischen Krone einen Krieg gekostet, um dies Uebergewicht zu gewinnen, und die Amerikaner konnten um keinen geringeren Preis das Oberansehen auf indianischem Boden erringen. Der Krieg von 1812 fand alle Nordstämme im Bündniß mit den Engländern. Tecumseh erhob sich, dieselbe Rolle zu spielen, in welcher 52 Jahre zuvor Pontiac verunglückt war. Der eindringende Feind gegen den er aufstand, war die Macht der Vereinigten Staaten. Ausgerüstet mit weniger hervorstechenden Talenten für Organisation und Commando als sein großer Vorgänger, welcher es 1759 mit den Engländern aufzunehmen hatte, konnte er, obgleich ihm jetzt die reichen englischen Hülfsquellen zu Gebote standen, dennoch sich nicht halten. Nach Beendigung des Kampfes wurden die amerikanischen Militairposten zu Detroit und Michilimachinac wieder eingerichtet und der Jeffersonsche Indianische Codex von 1802 für die Nordwestgegend in Wirkung gesetzt. Ein Gesetz des Congresses vom Jahre 1816 schloß den Fremden vom dortigen Handel aus. 1819 wurde der Posten St. Peter herge-

stellt; 1820 besuchte Gouverneur Caß in Person die Stämme und 1822 ward ein militairischer Posten bis zu den Wasserfällen von St. Mary vorgeschoben. Dies ist die nördlichste Station für die bewaffnete Macht der Vereinigten Staaten.

Die Nordwest-Compagnie überließ nunmehr alle ihre Stationen südlich und westlich von der Demarcationslinie einer amerikanischen von Herrn Astor eingerichteten Handelsgesellschaft, unterhielt aber noch einen activen Handel längs der ganzen Linie und bildete die lebhafteste und kühnste Opposition gegen die Hudsons-Bay-Compagnie, welche ihre Handelseifersucht alle Zeit charakterisirt hat. Lord Selkirk hatte sich an die Spitze der Hudsons-Bay-Compagnie gestellt und verwandte alle seine Festigkeit und Hülfsquellen auf die Behauptung der dasigen Besitz- und Handelsgerechtsame. Wir haben jedoch hierüber nicht weiter in Details einzugehen. Genug, daß er Fort William einnahm (am 13. August 1816), seine Macht über den „rothen Strom" hinaustrug, dort eine Colonie anlegte, und nachdem er mehrere seiner eifrigsten Agenten und Officiere und unter ihnen auch den Gouverneur seiner Colonie eingebüßt hatte, endlich es durchsetzte, die Rechte der Hudsons-Bay-Compagnie zu behaupten, indem er durch eine Verschmelzung der Waarenläger die Einsprüche seiner beherzten Nebenbuhler zum Schweigen brachte.

Eine der schmerzlichsten Gewaltthaten, welche aus dieser Eifersucht hervorgingen, ist die Ermordung Owen Keveny's. Da die Thatsachen bald darauf gerichtlich festgestellt wurden, so kann darüber berichtet werden. Herr Keveny, der im Dienst der Hudsons-Bay-Compagnie stand, ward im Sommer 1816 von der Nordwest-Compagnie gefangen genommen und sollte vom „rothen Strom" nach Montreal transportirt werden. Bei der Auffahrt des Winnipec (nordwestlich vom „Wälderseel") wurde er zweien Engagés Namens Fayr und Lapointe übergeben, die

ihn mit Hülfe eines indianischen Führers Joseph Sohns des White Partridge (Weiß-Rebhuhn) in einem Canoe nach Rainy-See zu schaffen beordert waren. Sie landeten unter Weges auf einer Insel um daselbst Nacht zu machen. Am andern Morgen klagte Keveny über Uebelkeit und bat Faye ihm etwas warmes Wasser zu bringen. Dieser ging an das Ufer und sah, daß Lapointe mit dem Indianer angestoßen hatte. Als er rief, kamen sie zurück und nahmen ihn ein. Die Drei fuhren darauf stromabwärts und überließen Keveny seinem Schicksale. Nach einigen Tagen gerieth einer der Engagés in Streit mit dem Indianer und dieser verließ sie. Nunmehr wendeten sie das Canoe und begannen stromauf zu halten. Da sie jedoch ohne Führer den Weg nicht finden konnten, so legten sie auf einer kleinen Insel an, um dort das erste Canoe abzuwarten, welches des Weges kommen würde. Nach 4 oder 5 Tagen erschien wirklich ein leichtes Fahrzeug, worin 2 Mitglieder der Nordwest-Compagnie, ein Gehülfe Namens Charles de Reinhard, ein Mann von Bois Brulé Namens Mainville und der entflohene Joseph Sohn White Partridges saßen. Die beiden Wartenden wurden in das Boot genommen, welches nach dem Rainy-See ging. Mehrere Canots begegnete die Gesellschaft und man erfuhr, daß Keveny dessen Leben Reinhard und Andere bedroht hatten, nach einer anderen höher hinauf gelegenen Insel geflohen sei. Dort fand man ihn bald darauf. Herr Grant, einer der beiden Mitglieder von der Nordwest-Compagnie, ging zu ihm ans Land, und gab ihm seinen Handschlag. Man ließ darauf Reinhard, Mainville und Joseph bei ihm, während die übrigen stromaufwärts ihre Reise fortsetzten. Plötzlich hörten sie hinter sich einen Schuß, und eine halbe Stunde darauf kam ihnen ein leichtes Canoe nach, worin Reinhard, Mainville und Joseph sich befanden. Sie hatten Kevenys Gepäck und Kleider bei sich;

alles

Alles war sehr blutig. In Keveny's Rock fand man ein Loch, welches von einer Flintenkügel herrührte und einige Schnitte. Keveny's Koffer wurden an das Land gesetzt und aufgeschlossen, worauf eine Vertheilung sämmtlicher Effecten Statt fand. De Reinhard wischte seinen blutigen Säbel ab und verlangte den besten Theil von der Beute, indem er, wie er sich brüstete, den Keveny erschlagen habe.

Es ergab sich nachher, daß die genannten Drei sich mit Keveny in einem kleinen Indianer-Canoe eingeschifft hatten. Keveny, der sich noch immer unwohl fühlte, verlangte an das Land zu gehen; sie legten darauf bei einer kleinen Insel an und Reinhard wartete mit Mainville und Joseph am Ufer. Als darauf Keveny wieder in das Boot treten wollte, zog Reinhard seinen kurzen Säbel und stieß ihm diesen in den Leib. Keveny fiel zusammen, faßte sich aber gleich wieder und ergriff, da er ein großer und starker Mann war, die Säbelklinge. Reinhard aber, der fürchtete, überwältigt zu werden, rief dem Mainville zu, er möchte schießen. Dieser gab Feuer und traf Keveny in den Hals. Der Indianer hat vermuthlich an den Mord nicht Theil genommen. Der Leichnam ward ausgezogen und nackt am Ufer gelassen. Zwei Jahr später (1818) wurde Reinhard zu Quebec vor ein Gericht gestellt, des Mordes überwiesen und zum Galgen verurtheilt. Mainville entkam.

(Fortsetzung folgt).

XI.

Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste.

(Fortsetzung).

2.

Einleitende Bemerkungen von Herrn Ellis — Ueber Siam — Thätigkeit der Missionaire.

Nächst den Chinesen sind es vorzüglich die Bewohner von Siam, welche Herr Gützlaff uns schildert, denn dort hatte er seinen Wirkungskreis, bevor er die Reisen antrat, von denen sein Journal erzählt. Siam ist ein wichtiges Land, von großer Ausdehnung und Volksmenge. Es besteht nach Herrn Crawford's Bericht aus dem eigentlichen Siamesenland, einem großen Stück von Laos, einem Theil von Cambodia und einigen tributairen Malayen-Provinzen. Die äußerste Grenze gegen Süd, auf der westlichen Küste der malayischen Halbinsel, ist Kurao unter dem 5° nördlicher Breite. Oestlich grenzt es an Kamamang, und reicht wahrscheinlich bis zu 105° Ostlänge, nördlich bis zu 21° Nordbreite und gegen West mit Einschluß der wüsten Inseln in der Bucht von Bengalen bis 97° 50′ Ost-

länge *). Der Flächeninhalt kann auf 190,000 geographische Meilen geschätzt werden. Das weit ausgedehnte Land hat reichen angeschwemmten Boden, ist aber vielfach von Bergen durchschnitten, die sich in fast parallelen Zügen von Nord gegen Süd erstrecken; eine dieser Ketten soll an einigen Stellen Gipfel von 5000 Fuß Höhe haben. Das Land scheint wohlbewässert. Der Menam (wörtlich: Mutter der Feuchtigkeit) ein Fluß 2ten oder 3ten Ranges für Asien, ist der bedeutendste. Sein Thal, welches eine Länge von 360 Meilen hat und nirgend über 60 Meilen breit ist, macht das eigentliche Siamesenland aus **). Bankok, eine

*) Die Längengrade sind von Greenwich ab gezählt; nach Graden von Ferro aus wird also 105° = 122° 10′ und 97° 30′ = 115° 30′ sein.

Red.

**) Der Menam (auch Maygne), sagt C. Ritter älteren Nachrichten folgend, soll aus Laos hervorbrechen das mit Tunkin unter gleicher Breite liegt. Von Siam aus, wird der Strom einen Monat aufwärts beschifft; die Barken müssen aber wegen der vielen Felsen und Kataraкte zum Tragen eingerichtet sein. Die Siamesen sagen, er ströme wie der Ganges vom großen Imas (Himalaya) herab, und vertheile sich von da gleich in mehrere Arme die durch Siam, Camboja und Pegu ins Meer fielen. Diese seien sowohl unter sich als auch mit dem Ganges durch verschiedene Sprossen verknüpft .... Nach des Missionairs Leclerc Bericht soll der Siamstrom schon gegen Laos hin sehr klein sein und nur 3 Tage nordwärts seine Quelle haben; dasselbe sagt La Loubère. Er spricht gegen die Karte der Jesuiten von der Südgrenze Chinas, von welcher alle unsere Karten nur Copien sind, eben so willkürlich mit langen Flußzügen und Bergketten ausgeputzt wie die der Lamas von Tibet. Der Menam theilt sich unterhalb der alten Residenzstadt (1500) Siam, jetzt Judhia, in mehrere sehr breite und tiefe Arme. Von da an ist Flachland, Delta, und von Bankok zum Meere Waldrevier, Sumpfwaldung. Die Seeschiffe fahren bis Bankok mit der Fluth. Hier ist fruchtbares Deltaland

Stadt an den Ufern des Menam, etwa 2½ Meile lang und 1½ Meile breit, ist gegenwärtig die Hauptstadt von Siam. Der vornehmste Theil der Stadt, welcher auch den Palast enthält, liegt auf der linken Seite des dort beinah eine halbe Meile breiten Stromes. Die Menge der hin und wieder eilenden Böte und die Geschäftigkeit chinesischer Handwerker und Handelsleute geben der Stadt ein heiteres lebendiges Ansehen.

„Wir gewannen (sagt Herr Tomlin, seinen Besuch vom Jahre 1828 erzählend), plötzlich einen Blick auf die noch 2 Meilen entfernte Stadt. Landschaft und Gebäu zu beiden Seiten ward mannigfaltiger und schöner, so wie wir der Hauptstadt uns näherten. Wir sahen einen Tempel der einer europäischen Dorfkirche glich und in Verbindung mit etlichen leicht und zierlich gebauten Häusern unter dem Schatten von Acacienbäumen das anmuthige Bild einer ländlichen Gegend darbot. Canäle und enge Flüsse zeigten sich vom Strome ab, flohen, von Bambus und Weidenbüschen überhangen, weit hin nach allen Richtungen und eröffneten allerliebste Aussichten. Auf dem Wasser war ein Regen, Weben und Leben. Tausende von Böten und Canots kreuzten sich von der Stadt her und ihr zugewendet; eine

---

wie in Aegypten, oceanischer Küstenstrich und gleicher Einfluß auf die Bewohner wie in China, nur die Hitze größer, und die heiße Jahreszeit rafft im feuchten Sumpflande unzählige Menschen hin. Daher geringe Bevölkerung. Die Bergketten, welche zwischen den verschiedenen Küstenrevieren nach Süd streichen und deren eine zwischen Siam und Ava die Fortsetzung der Halbinsel Malacca bilden soll, fallen insgesammt immer niedriger ab, und können leicht von Heeren und selbst mit Elephanten übersetzt werden. Im Jahre 1500 zog ein Heer aus Siam mit 400 Elephanten hinüber nach Malacca; 1765 übersetzte sie der König der Birmanen und eroberte Siam.

Red.

lange Reihe von Dschunken hielt sich größtentheils nächst dem linken Stromufer, auf welchem man in einiger Entfernung die Werkstätten chinesischer Klempner und Zimmerleute sah, überragt von der römisch katholischen Kapelle, die im Kreise glänzender Pagoden stand.

Der Palast ist für dieses Land prächtig genug. Dagegen sind die Wohnungen des Volks weder sauber noch bequem noch dauerhaft*) Sie bestehen meist aus Materialien die leicht Feuer fangen, und Feuersbrünste gehören zur Tagesordnung. Die verstorbene treffliche Madame Gützlaff beschreibt eine solche in einem Brief, den sie zu Anfang des Jahres 1831 an eine Freundin erließ. Um Mitternacht hatte ein starker Lärm sie aus dem Schlafe geweckt. Sie eilte an das Fenster. „Die ganze Stadt Bankok", so erzählt sie, „schien in Flammen zu stehen; doch da das Feuer von uns über 1½ Meile entfernt und der Wind nicht stark war, so hofften wir verschont zu bleiben. Kaum hatten wir

*) Dasselbe ist fast überall in Hinterindien der Fall. In einem kurzen Bericht über Tunkin lesen wir: „Die Wohnungen sind schlecht; nur Pagoden, Paläste und Häuser vornehmer Personen werden mit Ziegeln oder Backsteinen, alle übrigen nur mit Schilf gedeckt. Die Mauern bestehen aus Brettern oder Bambusstücken die mit Lehm beworfen sind. So auch in China findet sich in den Städten Elend und Luxus dicht bei einander. Dies bezieht sich nicht allein auf die Wohnungen sondern auf die ganze Lebensart. Während die Reichen schlemmen — so berichten die Missionary voyages — während sie eßbare Vogelnester, Haifischflossen, Meerschrecken mit ungeheuren Summen bezahlen, leben die Armen von Unrath oder nicht viel Besserem, von allerlei Abfall eßbarer Thiere, von Köpfen, Füßen und Eingeweiden der Vögel, von Erd- und Meergewürmen aller Art, von häßlichen Fröschen, Hunden und Katzen.

Red.

Verlauf von 4 bis 5 Jahren, während welcher der Pontiac-Krieg fiel, wieder in das alte Gleise. Die franzöſiſchen Unternehmungen hatten ihn bereits über den Superior-See und oberen Miſſiſſippi ausgedehnt bis zu den Ufern des Saskatſchawino. Der Muth ſchottiſcher Kaufleute erweiterte ihn bis zu den Mündungen des Mackenzie und Columbia.

Die amerikaniſche Beſitznahme des Seen-Diſtrikts läßt ſich von 1796 datiren; anfänglich mit nur geringem Einfluß auf den nordweſtlichen Pelzhandel. Das erſte Geſetz in Bezug darauf erließ der Congreß 1802; als aber wenige Jahre darauf Lieutenant Pike die obere Miſſiſſippi-Gegend bereiſte, fand er ſie in ausſchließlichem Beſitz der Nordweſt-Compagnie. Die Indianer hingen dazumal mit eben ſo großer Treue den Engländern an, als vordem den Franzoſen. Es hatte der britiſchen Krone einen Krieg gekoſtet, um dies Uebergewicht zu gewinnen, und die Amerikaner konnten um keinen geringeren Preis das Oberanſehen auf indianiſchem Boden erringen. Der Krieg von 1812 fand alle Nordſtämme im Bündniß mit den Engländern. Tecumſeh erhob ſich, dieſelbe Rolle zu ſpielen, in welcher 52 Jahre zuvor Pontiac verunglückt war. Der eindringende Feind gegen den er aufſtand, war die Macht der Vereinigten Staaten. Ausgerüſtet mit weniger hervorſtechenden Talenten für Organiſation und Commando als ſein großer Vorgänger, welcher es 1759 mit den Engländern aufzunehmen hatte, konnte er, obgleich ihm jetzt die reichen engliſchen Hülfsquellen zu Gebote ſtanden, dennoch ſich nicht halten. Nach Beendigung des Kampfes wurden die amerikaniſchen Militairpoſten zu Detroit und Michilimachinac wieder eingerichtet und der Jefferſonſche Indianiſche Codex von 1802 für die Nordweſtgegend in Wirkung geſetzt. Ein Geſetz des Congreſſes vom Jahre 1816 ſchloß den Fremden vom dortigen Handel aus. 1819 wurde der Poſten St. Peter herge-

ſtellt; 1820 beſuchte Gouverneur Caß in Perſon die Stämme und 1822 ward ein militairiſcher Poſten bis zu den Waſſerfällen von St. Mary vorgeſchoben. Dies iſt die nördlichſte Station für die bewaffnete Macht der Vereinigten Staaten.

Die Nordweſt-Compagnie überließ nunmehr alle ihre Stationen ſüdlich und weſtlich von der Demarcationslinie einer amerikaniſchen von Herrn Aſtor eingerichteten Handelsgeſellſchaft, unterhielt aber nach einen activen Handel längs der ganzen Linie und bildete die lebhafteſte und kühnſte Oppoſition gegen die Hudſons-Bay-Compagnie, welche ihre Handelseiferſucht, alle Zeit charakteriſirt hat. Lord Selkirk hatte ſich an die Spitze der Hudſons-Bay-Compagnie geſtellt und verwandte alle ſeine Feſtigkeit und Hülfsquellen auf die Behauptung der daſigen Beſitz- und Handelsgerechtſame. Wir haben jedoch hierüber nicht weiter in Details einzugehen. Genug, daß er Fort William einnahm (am 13. Auguſt 1816), ſeine Macht über den „rothen Strom" hinaustrug, dort eine Colonie anlegte, und nachdem er mehrere ſeiner eifrigſten Agenten und Officiere und unter ihnen auch den Gouverneur ſeiner Colonie eingebüßt hatte, endlich es durchſetzte, die Rechte der Hudſons-Bay-Compagnie zu behaupten, indem er durch eine Verſchmelzung der Waarenläger die Einſprüche ſeiner beherzten Nebenbuhler zum Schweigen brachte.

Eine der ſchmerzlichſten Gewaltthaten, welche aus dieſer Eiferſucht hervorgingen, iſt die Ermordung Owen Revens's. Da die Thatſachen bald darauf gerichtlich feſtgeſtellt wurden, ſo kann darüber berichtet werden. Herr Revens, der im Dienſt der Hudſons-Bay-Compagnie ſtand, ward im Sommer 1816 von der Nordweſt-Compagnie gefangen genommen und ſollte vom „rothen Strom" nach Montreal transportirt werden. Bei der Auffahrt des Winnipec (nordweſtlich vom „Wälderſee") wurde er zweien Engagés Namens Faye und Lapointe übergeben, die

Siameſen	1,260,000
Laos	840,000
Peguaner	25,000
Cambojaner	25,000
Malayen	195,000
Chineſen	440,000
Weſtindiſche Eingeborene	3,500
Portugieſen	2,000
Summe	2,790,500 Einwohner *).

*) Wir theilen aus Ritters Erdkunde Folgendes zur Vergleichung und Ergänzung unſers Textes mit (wofür Symes, La Loubère, Rennell und Andere Quellen ſind). „Die Bewohner der indochineſiſchen Halbinſel gleichen, dem Menſchenſchlage nach, mehr den Chineſen, ihren nordöſtlichen Nachbarn, als ihren weſtlichen, den Hindu, mit denen ſie gleiches Parallel-Clima haben. Doch ſind ihre Geſichtszüge minder hart und ſcharf geſchnitten wie bei Chineſen und Japanen. Die öſtlichen Tunkineſen und Cochinchineſen ſtehen in Allem den Bewohnern Süd-Chinas näher als die Bewohner im Weſten der Halbinſel und ſtammen ihrer eigenen Sage nach auch von denſelben ab.

Die Birmanen ſind dichte Grenznachbarn der Bengalees gegen Arrakan und doch völlig von den Hindu verſchieden. Sie haben ein weit männlicheres, kräftigeres Anſehen; ihre Frauen, zumal im nördlichen Theile, ſind ſchöner als die Indoſtanerinnen. Die Männer, nur von mittlerer Statur, aber ſtark, reißen ſich den Bart aus und tättowiren Arme und Schenkel. Sie ſind weit rüſtiger und thätiger als die Hindu aber minder reinlich. Sie haben einen heitern, frohen Sinn, ſind zuvorkommend und gewandt. Geborne Soldaten gehn ſie nie unbewaffnet über Feld und ſind gegen Feinde grauſam. Meiſter in der Flußſchifffahrt bilden ſie ſchnell Kriegsflotten auf ihrem Strom zu 500 Segeln, jede Schaluppe mit 50 Rudern und 300 Kriegern bemannt. Polygamie iſt verboten, aber ſie halten ſich nicht dadurch entehrt, ihre Weiber und Töchter dem Umgang mit Fremden hinzugeben. In der Zahl der Menſchen,

Die Siameſen ſind von kleinerer Statur, als Chineſen und Hindus, aber größer als die Malayen. Herr Crawfurd fand,

nicht in der Menge der Quadratmeilen, beſteht nach ihrer Anſicht die Macht und das Anſehen eines Volkes. Ihre Weiber haben völlig freien Umgang in der Geſellſchaft wie Europäerinnen, doch nicht gleiche Rechte. Keine Frau darf auf fremdem Schiffe aus dem Lande gehen, während dies den Männern freiſteht. Die Weiber zeichnen ſich, auch in den oberſten Ständen, durch Wirthſchaftlichkeit, häusliche Thätigkeit und Gewandtheit in vielen ſchönen Künſten aus, ſie ſpinnen, weben, wirken. Die Birmanen ſind ſehr muſikaliſch, ſelbſt alle Ruderer und Matroſen auf Symes Schiffen waren es; jeder ſpielte ein Inſtrument, Harfe, Violine, Cither, Flöte. Poeſie iſt allgemein beliebt unter dem Volk, das ſeine berühmte Nationaldichter hat. Alle Birmanen können ihre Volksſprache leſen und ſchreiben. Auch viel Wiſſenſchaften ſind cultivirt, Aſtronomie ſehr beliebt; Schachſpiel ſehr verbreitet und noch complicirter als das unſrige. Ihre Manuſcripte ſind mit der größten Zierlichkeit und Pracht ausgearbeitet auf Palmblättern oder Elfenbein. Die geſellige Etiquette, die Staatspolitik, die Fabricate des Landes, alles iſt höchſt ausgearbeitet und verfeinert. Sie haben daſſelbe Geſetzbuch des Menu wie die Hindu; mit eigenen Kommentatoren.

Noch höher ſoll die Verfeinerung bei den Siameſen einſt getrieben worden ſein, deren Staat gegenwärtig nicht mehr ſo glänzend und mächtig iſt, als ehemals, denn ihre Literatur, wiſſenſchaftliche Werke und Poeſien waren im Orient ſehr berühmt. Sie beſaßen unter anderm große Stärke in der Darſtellung, in der Mimik und im Dialog und gaben ſo den Birmanen die beſten Schauſpielertruppen.

Gleiche Cultur iſt (nach älteren Nachrichten), in dem öſtlichen Cochinchina und Tunkin, wenigſtens in den Küſtenſtädten verbreitet. Das Volk im innern Lande, die Laos, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts mit Siam in Fehden ſtanden, wie vor Kurzem die Birmanen mit Ava und Pegu, zeichnen ſich durch ihren alten Kultus des Buddha aus.....

Ganz getrennt wohnen die Malayen, ſüdwärts gegen die Küſten und den hohen Vorſprung der Halbinſel Malacca. Es

von 20 nach Zufall gewählten Männern, die er maß, die Durchschnittgröße 5 Fuß 3 Zoll. Ihre unteren Körpertheile sind verhältnißmäßig gebildet und ihre Hände sind stark; beides unterscheidet sie von den Hindostanern. Ihr Körperbau ist kräftiger und regelmäßiger, aber bei weitem nicht so geschmeidig und zierlich in der Bewegung. Die Haut der Siamesen ist hellbraun, vielleicht ein wenig heller als die der Malayen, aber doch weit dunkler als die chinesische.

Als den bezeichnendsten Zug in der siamesischen Gesichtsbildung haben manche Schriftsteller die Höhe und Breite der

---

ist kein Grund vorhanden sie nicht für die älteren Urbewohner des Binnenlandes, also der oberen Stromsysteme, anzuerkennen. Der Menschenschlag ist jenem verwandt; ihr früherer Uebergang zum Islam (seit 1276), ihr alter Verkehr mit ganz Ost-Asien, als Cingapara (ebenda, wo später Malacca erbaut ward), das große Emporium des indischen Welthandels war, ihre weitläufige Schifffahrten, ihre eigenthümliche Lage am Küstenmeere motiviren alle die Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen und sie zu einem weit verbreiteten oceanischen Volke aus einem continentalen umgewandelt haben. Denn nur noch an wenigen Küsten des Continents wohnen sie, meistens auf den Inseln des Sunda-Archipelagus. Für diese sind sie das Cultur- und Herrschervolk im Osten auf dem Meere geworden, wie es die Araber im gleichem Parallel für die Trockenländer der alten Welt im Westen wurden. Seitdem lange einheimische Fehden mit den nördlichen Nachbarn und den Herrschern von Siam die Malayen geschwächt, und die Portugiesen den Mittelpunkt ihres Handels und ihrer Macht, Malacca, erobert hatten, scheinen sie gewissermaßen vom Continent abgesprengt worden zu sein und sich dem oceanischen Gebiet ganz anvertraut zu haben. Nach dem Fall von Malacca stieg Siam, aber auch dessen Macht verging und barbarische Völker brachen hier vom Hochlande im Norden herab und bemächtigten sich der kultivirteren Stromthäler. Von dieser Völkerwanderung erfahren wir wenig Zuverlässiges.

Red.

Backenknochen angeführt. Sie fügen hinzu, daß Schönheit, nach unserem Geschmack, unter ihnen nicht anzutreffen sei, wohl aber bisweilen ein leidlich hübsches Gesicht, weit eher als in China oder auf den indischen Inseln. Im Ganzen soll ein finsterer ungefälliger Zug in der Physiognomie der Siamesen vorherrschend sein, ihr Gang wird uns schleppend und plump geschildert. Wenn man die Priester ausnimmt, so kleiden die Siamesen sich ärmlich und schlechter als Hindu oder Chinesen. Das Kleid besteht gewöhnlich in nichts weiter als einem Stück seidenen oder baumwollenen Zeuges, welches um die Lenden geschlungen, Schenkel und Oberleib nackt läßt; dazu kommt noch hin und wieder eine schmale Schärpe, welche über die Schulter geworfen wird. Sie lieben dunkle Farben und sehen weiß als die Farbe der Trauer an. Turban oder sonstige Kopfbedeckung trägt keines von beiden Geschlechtern. Nur bei einigen Cour-Feierlichkeiten müssen die Oberhäupter eine sonderbare Art kegelförmiger Mütze tragen.

Die Siamesen lassen wie die Chinesen und andere östliche Völker ihre Nägel lang, oft 2 Zoll lang, wachsen *)

*) Dies gilt für ein Zeichen des vornehmen Standes und der Wohlhabenheit, denn mit langen Nägeln kann man nicht wohl arbeiten, und wer nicht arbeitet ist vornehm. Aehnlich ist die Sitte der kleinen Füße, welche bei den chinesischen Damen für Schönheit gelten.

Ein eigenthümlicher Gebrauch ist auch das Schwarzfärben der Zähne bei den Tunkinesen und bei den Siamesen. Es würde nach ihrer Meinung den Menschen entehren, so weiße Zähne wie ein Hund oder Elephant zu haben. Das Färben, welches an den Kindern aller Stände vollzogen wird, dauert etwa 3 Tage, während welcher nur flüssige Nahrung genossen wird, weil man vom Zerkauen consistenter Speisen Vergiftung durch das schwarze Pigment befürchtet.

Red.

Das Land ist fruchtbar, ergiebig, reich an natürlichen Hülfsquellen, die Nation ist alt und doch ist wenig Fortschritt in der Civilisation zu spüren. Finsterer Aberglaube, Unwissenheit, Despotismus halten die Schwingen des Geistes gebunden. Nichts weiß man in Siam von Astronomie, Geographie, Schifffahrt, Heilkunde. Aber Musikliebhaber sind die Siamesen. Loubère, welcher um 1688 sie besuchte, erzählt, daß sie die französischen Trompeten, welche ihnen besser als die ihrigen schienen, mit wahrem Entzücken bewunderten. Ihre Sangweisen sind oft wild und melancholisch, aber doch noch öfter munter und lebhaft, gleich schottischen und irischen Liedchen, und dem europäischen Ohr gefällig. Herr Gützlaff erzählt von einer Rohrflöte der Bewohner von Laos, welche an Lieblichkeit alle asiatischen Instrumente übertreffen soll. Er sagt: „Sie würde unter der Hand eines europäischen Meisters eines der allervollkommensten Instrumente werden."

Die Siamesen werden uns als schmutzige träge Leute geschildert, welche beinah keine einzige nützliche Kunst verstehen. Was unter ihnen geschieht, geht von den gewerbfleißigen und unternehmenden chinesischen Ansiedlern aus.

Die Regierung ist despotisch und habsüchtig, stolz und herrisch, alles dies in gleich hohem Grade als sie unwissend und ohnmächtig ist. Nicht minder lästerliche Titel und Ehrenbezeigungen als der Herr des „himmlischen Reiches" nimmt in Anspruch und erlangt ihr Oberhaupt von dem Volke. „Heiliger Herr aller Köpfe" wird er genannt, „heiliger Gebieter alles Lebens" u. dgl. m. Nebenher heißt er auch „Herr des weißen Elephanten", denn dies Thier wird für einen der größten Schätze des Reiches geachtet; auch hat die Nationalfahne einen weißen Elephanten auf karmoisinrothem Felde. Vier Oberbeamten leiten die Regierungsgeschäfte. Diese leisten, wie überhaupt alle

Beamten den Eid der Treue und zwar jährlich. Die Ceremonie findet im Palaſte Statt. Während ſie ſchwören, taucht der König ſein Schwert, welches in Siam das Scepter vorſtellt, in eine Kufe Waſſers, aus welcher nachher jeder der Vereidigten trinken muß. Die Bedrückung des elenden ſklaviſchen Volkes iſt grenzenlos; die Strafen, welche die Regierung verhängt, ſind blutig, die häufigen Torturen höchſt grauſam. Ein Beiſpiel davon erzählt die verſtorbene Madame Gützlaff mit folgenden Worten:

„Vor 4 Monaten ſtarb eine der Prinzeſſinnen. Ein junges Weib in der benachbarten Provinz gerieth um eben dieſe Zeit in eine Verzückung, lag 2 Tage und 2 Nächte lang in tiefem Schlaf und erklärte beim Erwachen, ſie ſei die verſtorbene Prinzeſſin. Um ihre Behauptung zu bewähren nannte ſie jeden Gegenſtand, welchen die Prinzeſſin während ihrer Lebenszeit beſeſſen hatte. Ihre Angaben ſollen vollkommen richtig geweſen ſein, obgleich ſie die Prinzeſſin niemals gekannt hatte. Der Gouverneur hielt dies Ereigniß für ſo außerordentlich, daß er das arme Geſchöpf zu dem Könige von Siam ſchickte. Einer der Prinzen erhielt den Auftrag ſie zu verhören. Sie beharrte bei der Betheurung, daß ſie die Prinzeſſin, ſeine Schweſter wäre und erzählte wiederum alles auf, was dieſe je beſeſſen hatte. Ein mächtiger Zauber, ſagte ſie, habe ſie verwandelt; vor ihrer Ohnmacht ſei ſie dunkel geweſen, nun aber ſchön geworden. Der König und der Prinz waren hierüber ſo entrüſtet, daß ſie befahlen ihr 30 Hiebe zu geben und ihr die Marterinſtrumente an Kopf und Hände zu legen. Man preßte ihren Kopf zwiſchen 2 Bretter ſo gewaltſam, daß die Augäpfel aus ihren Höhlen traten und das Blut ſich durch die Ohren ergoß; die Finger wurden mittelſt kleinerer Hölzer dergeſtalt gequetſcht, daß das Blut aus den Nägeln ſprützte. Alle dieſe Qualen ertrug ſie in

Gegenwart vieler hundert Zeugen ohne einen Seufzer, ohne eine Aeußerung des Schmerzes. Zwei Tage nachher wurde sie wieder verhört. Sie beharrte bei ihrer Aussage. Da verurtheilte man sie von neuem zur Folter und dictirte ihr außerdem 50 Hiebe. Die Standhaftigkeit, mit welcher sie auch diesmal alles ertrug, setzte das Volk in so großes Erstaunen, daß es sie für ein übermenschliches Wesen erklärte. Nach erlittener Züchtigung sagte sie jedesmal mit sanfter Stimme: „Ich habe euch gesagt und wiederhole es, ich bin die Prinzessin". Zur Vergrößerung ihres Unglücks hatte ein Telepoy (Priester) dem Könige aus den heiligen Büchern die Prophezeihung mitgetheilt, daß, wenn ein solches Weib aufstände, das Reich Siam einem andern Volk zufallen würde. Des Königs Wuth stieg nun zur Verzweiflung; eine Rathsversammlung wurde berufen, um neue Strafen zu erkennen. Enthauptung und Ausrottung ihrer Familie wurde vorgeschlagen. Statt dessen fiel der Spruch dahin aus, daß sie zuerst noch 90 Hiebe erhalten sollte. Auch diese hielt sie mit gleicher Festigkeit wie die früheren aus. Darauf ward beschlossen sie auf einem Bambusfloß der offenen See zu überlassen: Aber der erwähnte Telepoy, von tiefem Mitleid ergriffen, trat zu ihren Gunsten dazwischen, indem er ausrief: „Wer wagt denn zu behaupten, daß dies Mädchen diejenige Person ist, von welcher das heilige Buch redet?" Diese Aeußerung besänftigte des Königs Ingrimm. Die Unglückliche ward verdammt, Zeitlebens Reis zu lesen in des Königs Küche".

Die schauderhaften Grausamkeiten, welche in ihrem ungerechten Kriege wider Laos verübt wurden und die schreckliche Behandlung des dortigen Königs und seiner Familie, welche schimpflicher Verrath in ihre Hände geliefert hatte, geben den traurigsten Beweis von ihrer Unmenschlichkeit. Herr Tomlin, welcher dazumal als Missionair in Bankok lebte, erzählt wie folgt:

„Als der König von Laos mit seiner Familie gefangen war, wurden sie in Ketten eingebracht und 14 Tage lang in einem großen eisernen Käfig vor dem Volke ausgestellt. Die Nachricht von ihrer Ankunft erregte große Freude. Der Prah Klang und andere hohe Würdenträger des Reichs beriethen lange, wie man sie am längsten quälen und am schmerzlichsten tödten könne. Wir gingen hin um sie zu sehen. Es überraschte uns den König nicht zu finden. Neun seiner Söhne und Enkel waren in dem Käfig; die meisten waren erwachsen, zwei aber noch Kinder. Ihre Lage erschütterte uns am meisten, denn auch sie hatten Ketten um Hals und Beine. Vorzüglich eins von ihnen saß mit seinem offenen freundlichen Gesichtchen wie ein unschuldiges Lamm da, unwissend, was es Uebles gethan und was ihm bevorstände. Einige von den Uebrigen saßen mit gesenktem Haupte, in schwermüthiges Starren versunken. Von Zeit zu Zeit erhoben sie ihr Auge und ließen es mit wildem trostlosen Blick über uns hingleiten. Das jammervolle Schauspiel wurde noch herzzerreißender durch das Gelächter und die Lustigkeit der Siamesischen Buben, welche herbeiliefen, sie zu sehen. Ganz nahe lagen Marterwerkzeuge in schrecklicher Reihe ausgebreitet. Man sah einen großen eisernen Kessel zum Sieden des Oels, mit welchem sie den Leib des Königs übergießen wollten, nachdem sie ihn mit Messern zerfetzt und zerrissen. Zur Rechten des Käfigs war ein hoher Galgen entrichtet, von dessen Querbalken eine lange Kette mit einem großen eisernen Haken herabhing. Daran sollte der König nach der Tortur aufgehängt werden. Vorn stand eine lange Reihe von Böcken die aus 3 oben verbundenen Balken bestanden. Ein Speer ragte etwa einen Fuß hoch aus jedem hervor. Man wollte die beiden Lieblingsweiber des Königs und seine Söhne und Enkel auf diese Stühle setzen. Ferner war ein hölzerner Mörser neben den Käfig gestellt, worin

des Königs Kinder zerstampft werden sollten..... Der alte König von Laos starb bald darauf und entging so den Krallen seiner Henker. Er soll sich allmählig aufgezehrt haben und vor Herzeleid gestorben sein. Sie schleppten den Leichnam auf die Richtstätte, schlugen ihm den Kopf ab, hängten den Rumpf an einen Galgen, der am Ufer des Stromes stand, nicht weit unterhalb der Stadt, daß jeder Vorübergehende ihn anglaffen konnte und ließen ihn den Vögeln zur Beute. Sein Sohn entwich kurz darauf aus dem Kerker. Er ward verfolgt und tödtete sich selbst. Vom Schicksal der Uebrigen haben wir nichts erfahren."

Der Gebrauch der Schrift ist uralt in Siam, Lesen und Schreiben ganz allgemein verbreitet, ihre Literatur aber verhältnißmäßig weniger als unnütz. Sie enthält keine Schätze brauchbarer Kenntnisse, nichts was die Kräfte des Geistes entwickeln und üben, nichts was das Herz bessern könnte. Sie ist voll spielender Tändelei und müßigen Ungeschicks oder erklärt die Satzungen des Buddhismus, welcher in Siam und den umliegenden Ländern die herrschende Religion ist *). Der Einfluß die-

*) Wir können uns nicht enthalten, zur weiteren Ausführung dieses Gegenstandes wiederum die Uebersicht einzuschalten, welche Ritter in seiner Erdkunde uns giebt. Er sagt: „So übereinstimmend der allgemeine Character der indochinesischen Völker nach Gesichtsbildung und Körperbau, ebenso gemeinsam ist ihnen auch ihr religiöser Cultus, des Buddha, den sie Gaudma nennen; nur das Küstenvolk, die Malayen, gingen zum Islam über. Aber eben so vielspaltig wie der Boden des Landes, in Länderstreifen von Nord nach Süd durch die 8 bis 9 Stromthäler und Wasserscheiden zerschnitten ist, eben so vielfach scheint auch das Sprachsystem dieser Völker getheilt zu sein. Dr. Leyden glaubt hier viele Originalsprachen so dicht neben einander gefunden zu haben, daß es nach Vater sehr wahrscheinlich wird,

dieſes Syſtems iſt ſo groß, daß der größte Theil der männlichen Bevölkerung einmal während ihres Lebens zur Prieſterſchaft ge-

---

hier möchte wohl noch eine andere nicht mit berückſichtigte Sprache, wie etwa das Chineſiſche, die gemeinſchaftliche Baſis aller derſelben ſein. Gegen Oſt, im Tunkin, iſt Chineſiſch die gelehrte und Schriftſprache und die ganze Wiſſenſchaft und geſellige Kultur iſt dort von dem oceaniſchen Küſtenſtrich Chinas her eingedrungen. Dagegen zeigt im Weſten der Halbinſel, in Arrakan, die Rhu-keng-Sprache die nahe Verwandtſchaft mit den Hindus. Zwiſchen dieſen Oſt- und Weſtgrenzen ſind nun verſchiedenerlei Landesſprachen (mit eigenthümlicher Schrift), im Umgang, in Geſchäften des Handels und Wandels nach den verſchiedenen Stromgebieten einheimiſch; aber allen gemeinſam iſt das Pali, die Sprache ihrer heiligen Schriften, ihrer Prieſter bei Uebung des religiöſen Cultus, die gelehrte Sprache ihrer wiſſenſchaftlichen Werke und ihre Dichterſprache. In derſelben Sprache bewahren auch in ganz Indoſtan, von Ceylon nordwärts bis Tibet und oſtwärts bis Ava und Siam, die Prieſter des Buddha ihre Religionslehre, Geſchichte und Poeſie, auf, wie die Braminen im Sanſcrit....

Außer dem Pali iſt der Buddhadienſt der Indochineſen das zweite merkwürdige gemeinſame Band unter ſich, das ſie zugleich mit einer noch weit größeren Menge von Völkern, als die Sprache, zu einer gemeinſamen Gruppe verbindet, nämlich von Ceylon durch Deckan und Jaggernaut bis zum Hochlande von Tibet, und oſt- und nordwärts bis Japan; dieſe Lehre, welche nach Nepal, Deckan, zum Ganges, ja zum Indus und ſelbſt zum Paropamiſus geographiſch zurückweiſt.... Auf welchem Wege der uralte Buddhadienſt aus Vorder- nach Hinterindien ſich verbreitet habe, bleibt anderen hiſtoriſchen Unterſuchungen überlaſſen. Hier war nur darauf hinzuweiſen, daß der Form des Continents nach drei Dwipas (Halbinſeln, halb vom Meer umfloſſene Länder), nämlich: Vorderindien, Indochineſien und Chinas Küſtenſtrich eben ſo von der Natur getrennt und unterſchieden wurden, wie es auch ihre verſchiedene Bewohner ſind; daß ſie aber zu gleicher Zeit ein gemeinſchaftliches oceaniſches und atmoſphäriſches Syſtem unter ſich ſo

hört. Nach Herrn Crawfords Angabe belief ſich die Zahl der Telepoys in der Hauptſtadt allein auf 5000, und im ganzen Königreiche auf 50000, beinah den vierzigſten Theil der geſammten buddhiſtiſchen Bevölkerung. Eine ſo große Anzahl müßiger Bettler muß auf die induſtrielle Thätigkeit des Volks einen verderblichen Einfluß üben, und deren Unterhalt dieſem eine eben ſo große Laſt als Förderung geiſtiger Armſeligkeit durch das Beiſpiel ihrer Unwiſſenheit ſein. In ſittlicher Hinſicht ſcheinen die Siameſen in der That auf einer eben ſo niedrigen Stufe zu ſtehen als in äußerer Civiliſation. Völlerei in ihren gehäſſigſten

---

zugänglich gemacht und verknüpft hat, daß auch das gemeinſame Band des Sprach- und Religionsſyſtems ſie zu einer großen Gruppe Hinterafiens bei aller Trennung doch wieder vereinigen könnte.....

Was den äußerlichen Buddhadienſt betrifft, ſo bezeichnen die verſchiedenſten Namen, wie Samona, Gaudma, Pu, Pud, Buddha, Foe bei Nepaleſen, Butanern, Tibetanern, Ceploneſen, Birmanen, Chineſen u. ſ. w., immer denſelben Götzen, deſſen Bilder immer dieſelbe Geſtalt haben. Sie unterſcheidet ſich ſehr characteriſtiſch durch untergeſchlagene Beine, große Ohren, dicke Lippen, krauſes Haar, ſchwarze Farbe; durch einen Habitus, der dem der rohen Bewohner der benachbarten Archipele ähnlich iſt und darum Veranlaſſung gab, ihn mit der äthiopiſchen Bildung zu vergleichen. Ueberall erſcheint dieſer Gaudma mit dem Olivenzweige, um den Frieden zu bringen, überall in koloſſaler Geſtalt, in Marmor- und Erzbildern von 20 bis 30 Fuß Höhe. — Die Prieſter des Gaudma haben in Kleidung, Lehre, Lebensregel u. ſ. w., die größte Uebereinſtimmung mit den Lamas der Chineſen und Tibetaner, ſind aber ſehr verſchieden von den Braminen Prieſtern. — Die merkwürdigſten aller alten Monumente des Buddhadienſtes ſollen in dem mittleren Binnenlande Laos ſich beiſammen finden, ſind aber den Europäern noch nicht zu Geſichte gekommen." Quellen für obige Darſtellung ſind wieder Symes, Buchanan, La Loubère u. ſ. w.

Red.

Formen, Spiel, Opiumrauch vergrößern das Elend, welches durch Betrügerei und Treulosigkeit unaufhörlich angerichtet wird. „Mit Schmerzen" sagt Herr Gützlaff, „gestehe ich, daß ich keinen redlichen Mann gefunden habe. Schändliche Bedrückung und Priestertrug, im Bunde mit Mangel und Schmutz sind die Kennzeichen dieses Landes" *).

*) Da wir über die Religion der Chinesen das Nöthigste angemerkt haben, so sind wir auch über den Buddhismus dem Leser einige Fingerzeige schuldig, die wir dieses Orts am schicklichsten geben können, und dabei haben wir nicht bloß ein leeres Ergötzen im Auge, sondern eine wesentliche Rücksicht, welche die Mission, um in diesen Gegenden fruchtbar zu werden, nothwendig nehmen müßte. Es herrscht unter den Missionairen häufig die Gesinnung, ohne weitere Einsicht in das innere geistige Wesen der Religionen, welche sie zur wahrhaften Religion umbilden wollen, diese zu verdammen und insgesammt in einerlei Sack zu werfen, mit der Aufschrift: „blindes Heidenthum, wahnsinnige Abgötterei, sinnloser Aberglaube"; während die größte Verschiedenheit und mannigfaltigste Abstufung der geistigen Entwickelung darin erkannt werden sollte. Was sich im Menschen als Religion zeigt, als Erhebung über das gemein Sinnliche, als Einkehr in das Innere, als Richtung auf die Vereinigung der Erde mit dem Himmel — ist immer, wenn auch noch auf niedriger Stufe verharrend, ein göttliches Element, ein Entwickelungspunkt des vernünftigen Geistes. So ist in den orientalischen Religionen, von denen wir hier zu reden haben, unverkennbar das Bewußtsein oder vielmehr erst die Ahnung davon aufgegangen, daß die bunte Menge der existirenden weltlichen Dinge ein äußerliches unwesentliches Wechselspiel seien, dem eine Einheit, eine ewige unwandelbare, in sich selbst ruhende Substanz inne wohnen müßte, welche die Macht darüber sei. Diese allgemeine Substanz oder Naturseele (Thao, Thiän, Foe, Buddha ꝛc.) ist noch keineswegs der persönliche Gott, sondern eine selbst als bewußtlose aber mit Nothwendigkeit waltende Macht vorgestellt. Der Begriff der Persönlichkeit geht den Orientalen noch gänzlich ab, daher auch

Die erste Unternehmung zur Verkündigung des Christenthums in diesen Gegenden ging von den Portugiesen aus. Sie waren

---

das menschliche Individuum nichts gilt, ohne Bedenken und Reue getödtet, gemartert, gemißhandelt wird, ja sogar für so ununterschieden von jeder andern Naturbildung gilt, daß eine menschliche Seele auch in irgend eine Thiergestalt fahren und darin hausen kann. Also vom Ewigen wissen diese Völker, aber nicht als von einer persönlichen Göttlichkeit, sondern als von einem allwaltenden, unveränderlichen, stets ruhenden, unbewegten innerlichen Wesen, und dies Innerliche, welches an sich nicht sichtbar ist und selbst keine Gestalt hat, aber in jeder Gestalt hervortreten und sich auf alle Weise incarniren kann, ist die unbegrenzte, stille, ewige Macht über alle natürlichen Dinge. Von diesem Standpunkte aus, verstehen wir mit Leichtigkeit die einzelnen Erscheinungen der orientalischen sogenannten pantheistischen Religionen. Wenn das Innerliche noch ganz allgemein, noch als bloß gedacht und ohne wirkliche Existenz, in seiner ganzen Bewußtlosigkeit, blind wie die Naturmacht (bloß abstrakt) aufgefaßt wird, so ist alles Bestimmte dagegen etwas Zufälliges; das Innerliche ist selbst durchaus unbestimmt, nichts absolut Wahres, um seiner selbst willen Anerkanntes, allgemein Sittliches, sondern eine willkürliche beliebige Ordnung; so in der chinesischen Auffassungsweise. Ein Allgemeines soll gelten, die Pflicht, das Gesetz; aber dies Allgemeine hat keinen festen nothwendigen Inhalt, sondern ist jede beliebige Einrichtung, z. B., wie man seine Visitenkarten abfassen muß, daher die Kleinlichkeit der Chinesen in Beobachtung jedes Ceremoniels, weil ihnen dies für eben so heilig gilt, als die Erfüllung jedweder Tugendpflicht. Repräsentirt ist die Macht im Kaiser, welcher auch selbst Thiän (Himmel) genannt wird. Mehr nach der Seite einer allgemeinen Geistigkeit oder Tugendhaftigkeit ist diese Ansicht gewendet in den Secten des Tao, von denen wir schon geredet haben, sonderlich in der Secte des Lao docö, und mehr politisch in der des Confucius. Indem aber jedes Zufällige als ein Wesentliches gilt, sind die Chinesen das abergläubigste Volk und somit am meisten ohne eine einigermaßen wahrhafte Religiosität.

nicht sobald, im 16. Jahrhundert, in Verkehr getreten mit diesen Völkern, als sie Geistliche dorthin sandten, um dieselben zum

---

Ausgebildeter sind die Elemente, welche wir oben den orientalischen Religionen vindizirt haben, in der Religion des Foe, mit welcher die lamaische große Verwandtschaft hat. In dieser liegt das Bedürfniß angedeutet, daß die innerliche Wesenheit, das Allgemeine auch äußerlich erscheine und im Menschen sich offenbare. Weil aber von Persönlichkeit und deren Werth auch hier noch kein Bewußtsein vorhanden ist, so bleibt diese gleichgültig; es liegt nichts daran, ob Foe sich einmal oder unzähligemal, es liegt nichts daran, ob er sich in diesem oder jenem Menschen offenbare; nur daß man seine Incarnation wisse und anerkenne. Daher ist in der lamaischen Religion der Lama (ein Mensch) die Gottheit; es giebt auch mehrere Lamas, für verschiedene Gegenden. Das thut nichts. Jeder Mensch, wie wir weiter sehen werden, kann es dahin bringen, die Gottheit in sich zu haben, oder mit Foe eines zu sein. Foe hat sich auch vielfältig incarnirt, besonders als Buddha und neuerlichst als Gaudma (oder Gaudama) und incarnirt sich immerwährend; so ist er stets gegenwärtig, gleichviel in welcher Gestalt, denn auf dies persönliche Element wird ja kein Werth gelegt; man erkennt ihn als gegenwärtig in seinen Priestern, und Priester kann jeder werden; auch in seinen Bildern, und seine Bilder können jede beliebige Form haben. Die gewöhnliche Bildung des Buddha ist schon oben erwähnt; er wird mit ineinander geschlagenen Armen, sitzend, in nachdenklicher beschaulicher Stellung vorgestellt. Dies deutet auf den Gesichtspunkt, daß die Innerlichkeit, das Versenken der Seele in sich selbst, die Hauptsache sei. Welcher Mensch (Priester) es dahin bringt, sich nicht bloß momentan, sondern dauernd in das leerste Anschauen, in das stillste, bewegungslose, ergebene, geduldige Sinnen zu vertiefen, vor welchem alles Aeußerliche verschwindet, der ist ohne Weiteres Foe, unsterblich, ist die Macht über die ganze Natur. Wer dies nicht vermag und an sich ausführt, der hat wenigstens die Anlage dazu in sich; seine Seele ist selbst das allgemeine innerliche Wesen, aber sie ist nicht rein in sich versenkt, sie hängt noch mit dem Körper zusammen; was wird

römisch-katholischen Glauben zu bekehren. Eine Begeisterung, gleich jener, welche um einige Jahrhunderte früher die Schaaren

---

also aus ihr, wenn der Mensch stirbt? Es ist nichts übrig, als daß sie in eine andere Gestalt fahre; in welche, das hängt von ihrem Verdienst ab; sobald sie dazu es bringt, sich freiwillig in sich still zu versenken, ist sie der Seelenwanderung überhoben, ist selber die Gottheit und die Macht über alle Dinge. Daher die zahlreichen Orden Beschauender, Mäßiger.

Der Hauptsache nach ist also kein Unterschied zwischen Buddhismus und Lamaismus; der Unterschied besteht nur in dieser zufälligen Form, daß dem Bedürfniß einer gestalthaten Erscheinungsform des Foe im Lamaismus durch die Verehrung eines noch lebenden Menschen (des Lama, auf dessen Persönlichkeit und Würdigkeit es übrigens nicht ankommt), in Buddhismus durch die Verehrung eines Verstorbenen genügt wird. Als Verstorbener wird also der Gott repräsentirt in seinen Bildern oder in seinen Priestern und in Allen, welche sich in die tiefe Anschauung versenken.

Nachdem wir so die Hauptgesichtspunkte angegeben, dürfen wir uns die Aufzählung der mannigfaltigen, sehr abentheuerlichen und phantastischen Mythen cosmogenetischen oder moralphilosophischen Gepräges, welche auf diesem Grunde allmälig hervorgewachsen sind, ersparen und müssen dies des beschränkten Raumes wegen thun, wenn auch Unterhaltung wenigstens davon zu versprechen wäre. Wir haben nur noch anzudeuten, daß die Ansicht von der unmittelbaren Vergöttlichung der in versenkter Stille Lebenden, einer ungeheuren Welt himmlischer Wesen Raum macht. Diese kommen allerdings unter den Namen der Tengris vor. Buddha ist selbst ein solcher Tengri (und wird als solcher auch Schakiamuni genannt). Andere Verstorbene, die besonders heilig sind, haben allerlei bestimmte Geschäfte der Macht über die Natur. Erlik Chan zum Beispiel ist Richter der Todten, Churmusda, Oberaufseher der Erde; in der Sonne, im Monde, in den Sternen wohnen besondere Tengris. Alles dies ordnet sich ohne Nothwendigkeit, nach zufälliger Willkühr; es ist nichts persönlich Characteristisches in der Erfindung dieser Mythen. Was die Herrschaft des Zufalls

des Abendlandes nach Paläſtina trieb, erfüllte die Miſſionaire. Die Gelehrſamkeit, die Talente, die unermüdliche Ausdauer einiger unter ihnen errangen eben ſo glückliche Erfolge als größte Bewunderung der ganzen civiliſirten Welt. Proteſtanten dagegen haben (ſeit etwa 1612, wo die erſte Verbindung mit Siam angeknüpft zu ſein ſcheint) nur um die Handelsintereſſen, nicht um das geiſtige Wohl der dortigen Welt eine lange Zeit hindurch ſich gekümmert.

Erſt im Jahre 1795 bildete ſich in England eine Geſellſchaft von Geiſtlichen und Laien aus der biſchöflichen und anderen Kirchengemeinſchaften, welche die Ausbreitung des Evangeliums unter allen Heiden ſich zum Ziel ſetzte und ſich die „Miſſionsgeſellſchaft", ſpäter die „Londoner Miſſionsgeſellſchaft" nannte.

Dieſe lenkte bald ihre Aufmerkſamkeit auf China. Die Hinderniſſe, welche ſich dort entgegenſtellten, ſchienen unüberſteiglich zu ſein. Dennoch hielt man für unerläßliche Pflicht, einen Verſuch zu machen. Herr Robert Morriſon, welcher damals ſeine Studien erſt beendet hatte, wurde zu dem Werk erkohren. Man wollte ihm Herrn Dr. Brown (der gegenwärtig Secretair der Schottiſchen Miſſionsgeſellſchaft iſt) und noch einige Andere bei-

---

auf die nähere Beſtimmung der Macht für Einfluß habe, iſt leicht zu ſehen. Die Macht beſteht auf Erden als Zauberei.

Es ergiebt ſich aus dem Geſagten, daß dieſe Völker allerdings auf einer tiefen Stufe der geiſtigen Entwickelung ſtehen, aber doch auf einer geiſtigen, und daß, um ſie höher zu heben, in die wahrhafte Bedeutung ihrer Anſchauungsweiſe mit ernſtem tiefen Blick einzugehen iſt; wo man nicht entweder mit dem frommen Wunſche ſie zu erleuchten an der Abgeſchloſſenheit ihres Standpunktes ſcheitern, oder etwa Fremdartiges, ihren Kräften noch Unerreichbares ihnen aufdrängen will.

Red.

gesellen, gab aber diesen Plan wieder auf, und schickte ihn allein nach China, um zuerst in Canton die Sprache des Landes zu erlernen, dann vielleicht ein chinesisches Wörterbuch zu verfassen und wo möglich mit Verkündigung des Evangeliums einen Anfang zu machen. Im Januar 1807 verließ Herr Morrison sein Vaterland, von Vielen als ein armer bethörter Schwärmer, von Anderen als Träger des größten und heilsamsten Unternehmens angesehen. Er ging über Amerika und hatte sich dort der regsten Theilnahme und Dienstbeflissenheit christlicher Freunde, welche ihm für den ersten Aufenthalt in Canton von Nutzen ward, reichlich zu erfreuen.

Im September 1807 landete er in China und fand dort ein weites gänzlich ungebautes Feld vor sich. Er legte sich mit Eifer auf das Studium der Sprache, entging durch klügliche Vorsicht und beständige Wachsamkeit den Nachstellungen argwöhnischer Feinde, war mit Gesundheit gesegnet und harrete in unermüdlicher Anstrengung aus. Er wohnte nach chinesischer Sitte in einem unterirdischen Gemach bei seinem chinesischen Lehrer, studirte, aß und schlief mit diesem und entzog sich mit Selbstverläugnung dem Umgang mit seinen anwesenden Landsleuten. Indeß bewies ihm der amerikanische Resident zu Canton unausgesetzte Theilnahme. Auch die Herren von der Ostindischen Compagnie waren ihm freundlich gesinnt. Er erhielt im Jahre 1808 eine Anstellung in der Factorei der Compagnie und hat diese Stelle bis zu seinem Tode mit Vortheil für sich selbst, zur Zufriedenheit seiner Oberen und ohne seinen heiligen Beruf zur Predigt des Evangeliums jemals zu vernachlässigen, bekleidet.

Sobald er hinlänglich der chinesischen Sprache mächtig war, versuchte er diejenigen, welche sie ihm gelehrt hatten, in das Christenthum einzuführen. Er fing Sonntagsbelehrungen an, welche noch bis zum heutigen Tag für die wenigen Chinesen,

welche dafür gewonnen worden, fortbestehen. An öffentliche Predigt ist in China nicht zu denken. Das Missionswerk muß heimlich betrieben werden und mit Lebensgefahr.

Herr Morrison besaß eine Abschrift von einer chinesischen Uebersetzung der Apostelgeschichte, welche ein römisch-katholischer Missionair angefertigt hatte. Diese sah er durch, und ließ sie drucken. Sodann arbeitete er an einer chinesischen Grammatik. Im Jahre 1811 ward seine Uebersetzung des Evangeliums Lucas beendigt und gedruckt. Andere kleine Werke katechetischen und ascetischen Inhalts folgten. Im Jahre 1813 erschien wieder ein Theil der Uebersetzung der heiligen Schrift, wovon einige Exemplare der Londoner Missionsgesellschaft zugeschickt wurden. Zu deren Vervielfältigung setzte die britische und auswärtige Bibelgesellschaft freigebig eine Summe von 500 Pfund fest.

Da Herr Morrison sich Gehülfen erbat, so wurde im Jahre 1812, Herr W. Milne, ein Schüler des seeligen Herrn Dr. Bogue nach Macao geschickt, und langte im Juli des Jahres 1813 daselbst an. Mit herzlicher Freude empfing ihn Herr Morrison, aber schon nach 2 oder 3 Tagen verdrängte ihn die Eifersucht und Intoleranz der Papisten. Der Portugiesische Gouverneur von Macao *) befahl ihm, sich auf einem Fahrzeuge, welches eben den Hafen verließ, sogleich einzuschiffen. Vorstellungen und Bitten waren umsonst. Er mußte sich von seiner

*) Macao (sprich Massao) ist bekanntlich eine Colonie auf der äußersten Landspitze Chinas unterhalb Canton (am Ausfluß des Hong-Kiang), welche die Portugiesen unter chinesischer Oberherrschaft und gegen Erlegung eines jährlichen Tributs besitzen. In Canton dürfen sich die Ausländer nur während einiger Monate aufhalten und müssen die übrige Zeit des Jahres zu Macao zubringen.

Red.

Frau trennen, und ging nach Canton, wo er, wie er selbst sich ausdrückt, bei den Heiden die gastliche Aufnahme fand, welche Christen ihm versagt hatten*) Er war jedoch hier genöthigt,

*) Mit der Gastlichkeit der Chinesen, gegen Ausländer, ist es im Allgemeinen nicht weit her. Das Cantonregister, erzählt von zwei Officieren eines der englischen Compagnie zugehörigen Schiffes, welche im Jahre 1831 bei Whampoa, unweit Canton, ein wenig entfernt vom Ankerplatz ihres Schiffes spazieren gingen und an ein großes Dorf kamen, dessen Bewohner sich sehr furchtsam zeigten. Die beiden Engländer, welche sie nicht ängstigen wollten, kehrten, sobald sie dies merkten, um. Nun meinten die Chinesen ihrer Seits, die Fremden hätten Furcht vor ihnen, und liefen mit Aexten, Stöcken und Spießen hinter diesen her, mißhandelten sie und stahlen ihnen einen Hund. Sobald dies vom Schiffe aus gesehen wurde, schickte man den beiden Officieren bewaffnete Mannschaft zu Hülfe. Die Bauern entflohen sogleich in das Dorf und nur einige wurden ergriffen und verdientermaßen durchgeprügelt.

Daß die Regierung selbst die feindselige Stimmung der Eingebornen gegen Fremde begünstige, ist eine bekannte Sache; sie sucht die ausländischen Waaren in den Augen der Unterthanen herabzusetzen und stellt die den Fremden gegebene Erlaubniß in Canton Handel zu treiben als besondere Huld und Gnade des himmlischen Reiches dar, obgleich sie selbst mehrere Millionen Pfund Sterling jährlicher Einkünfte durch den auswärtigen Handel bezieht. Sonst bedarf China freilich nicht allzusehr der Einfuhr aus fremden Ländern. Das ausgedehnte Reich hat fast jede Art von Clima innerhalb seiner Grenzen, und obgleich die Producte dennoch den europäischen an Mannigfaltigkeit wie an Güte nachstehen, so genügen sie dem beschränkten Bedürfniß der Chinesen, welche z. B. ohne viel Früchte und Vegetabilien, selbst ohne Getraide und Kartoffeln zu bauen, mit ihrem Reis auskommen können. Wo sie der Fremden bedürfen, sind sie politisch genug, ihnen zu schmeicheln; so haben sie wegen des Handels in Kiachta (mit den Russen) Verordnungen erlassen, wie man die fremden Kaufleute durch Gastmähler und angenommene Freundlichkeit und

ohne den Beistand seines Vorgängers, allein und mit wenigen Hülfsmitteln, welche sich ihm zu Gebote stellten, das Studium

---

Vertraulichkeit bestechen und gewinnen, nebenher auch über ihr Land u. dgl. aushorchen solle. Dagegen ist der Cantonhandel den Fremden auf alle Weise erschwert. Kein ausländisches Schiff darf in unmittelbaren Verkehr mit China treten, sondern alles muß durch Vermittlung der in Canton eingerichteten privilegirten Gesellschaft der Hongkaufleute gehen. „Wenn die fremden Kaufleute" heißt es in einem ganz neuen Bericht des Gouverneurs (Fu thuen) von Canton und des Zollaufsehers (Hoppo), den unterm Januar 1834 das Cantonregister mittheilt, „sich über die Hongkaufleute, in deren Benehmen wir nichts Unbilliges, nach Untersuchung, befunden haben, dennoch beschweren, so sind diese ungegründeten Klagen nichts weiter als ein Vorwand, um den Handel nach andern Häfen des Reichs und in die innern Provinzen zu spielen." Diese Absicht haben die Engländer allerdings, und die ganze Unternehmung durch das Schiff Amherst war darauf berechnet.

Der allerneueste Versuch des Lord Napier, den Chinesen ihren Eigensinn gegen England abzugewöhnen, wird dem Leser aus den Zeitungen bekannt sein. Die Thatsachen, so weit sie bisher berichtet worden, lassen sich kurz etwa so zusammenfassen: Lord Napier, der nach Aufhebung des der Ostindischen Compagnie zeither überlassenen Monopols für den Handel nach China, zur Beaufsichtigung der englischen Handelsangelegenheiten, dorthin geschickt wurde, kam am 14. Juli 1834 in Macao an; nachdem er dort 4 englische Beamte eingesetzt hatte, begab er sich sogleich und ohne Erlaubniß nach Canton und verfehlte die beiden Mandarinen, welche der Vicekönig ihm entgegenschickte. In Canton bezog er das Gesandtschaftshotel und erklärte, daß er, ungeachtet aller Gegenvorstellungen des Vicekönigs, ungeachtet seiner drohenden Dekrete, ungeachtet aller Bitten der Hongkaufleute, bleiben würde. Die anwesenden Engländer, welche er zusammenberief, versprachen ihm, treu zusammenzuhalten und Alle für einen Mann zu stehen. Lord Napier soll übrigens auf den Nachdruck, welchen er durch zwei englische Kriegsschiffe, die bis Whampoa kommen sollten, seiner

der chinesischen Sprache eine Zeit lang zu betreiben. Endlich kam Dr. Morrison zu ihm und gab ihm drei Monate lang alle nöthige Unterweisung. Als nun die Zeit verflossen war, während welcher Fremde sich in Canton aufhalten dürfen, und Herr Morrison genöthigt war, nach Macao zurückzukehren, beschloß Herr Milne, da er weder in Canton noch in Macao bleiben durfte, eine Reise nach Java zu machen. Inzwischen war mit dem Schluß des Jahres 1813 die Uebersetzung des neuen Testamentes ganz fertig geworden. Mit großer Sorgfalt und eben so großer Besorgniß wegen der Eifersucht der chinesischen Regierung, ward eine Ausgabe von 2000 Exemplaren veranstaltet. Von einem Traktat wurden 10,000 Exemplare und von einem Katechismus 5000 gedruckt. Mit dem größten Theile dieser Bücher schiffte sich Herr Milne, im Februar 1814, nach Java ein. Vier bis fünf hundert chinesische Auswanderer, die nach Banca gingen, fuhren auf demselben Schiffe, unter denen der unternehmende Missionair seine Traktate vertheilte, so wie eine Anzahl von Exemplaren des neuen Testamentes. In Java empfing ihn der dortige Gouverneur, der menschenfreundliche und christlich gesinnte Herr Stamford Raffles, der jetzt verstorben ist, auf die zuvorkommendste Weise; auch andere Residenten nahmen sich liebreich seiner an. Er bereiste die wichtigsten Ortschaften Javas und vertheilte seine Bücher. Auch die Insel Madura besuchte er und Malacca, wo der Resident und Commandant, Major Farquhar ihn wohlwollend aufnahm. Im Herbst 1814 kehrte er nach China zurück. Herr Morrison taufte in diesem Jahre einen jungen Chinesen, den ersten, welcher danach ein Ver-

---

Maßregel zu geben gedachte, sich verlassen haben. Was diese Sache für einen Ausgang hatte, ist bekannt.

Red.

langen äußerte. Tsae-a-ko war sein Name. Der junge Mann starb aber schon vier Jahre darauf.

Herr Morrison verfaßte nicht nur die zuvorerwähnte Grammatik, sondern sammelte auch fleißig Materialien zu einem chinesisch-englischen Wörterbuche. Als das Manuscript fertig war, nahm sich die Ostindische Compagnie eifrig des Werkes an und ließ Pressen und Typen, um es zu drucken, nach Macao kommen. 500 Exemplare stellte die Compagnie dem Verfasser zu eigener Verfügung. Dies geschah im September 1814 *)

Im April 1815 nahm Herr Milne mit seiner Gattin in Malacca seinen Wohnsitz, und suchte dort eine Freischule für chinesische Kinder einzurichten. Im August gelang es ihm, dieselbe mit 15 Zöglingen zu eröffnen. Später kamen in Malacca noch mehrere christliche Schulen hinzu, welche noch gegenwärtig bestehen. Im September kam der Missionair Thomson nach Malacca und erlernte die malayische Sprache, um auch den Malayen das Evangelium zu predigen. In Penang erhielt Herr Milne ein Stück Landes für die Mission (im Jahre 1816), und hatte sich vieler Freundlichkeit von Seiten der dortigen Regierung und der europäischen Residenten daselbst zu erfreuen. Auch er taufte einen Chinesen, Namens Leangafa, der ihm von

*) Im Asiatic Journal, vom Januar 1832, vertheidigt sich Dr. Morrison gegen Herrn Klaproth, der ihn beschuldigte, nicht Verfasser des unter seinem Namen publicirten Wörterbuches zu sein, ebensowenig, als er außer den Psalmen Davids auch die Morgen- und Abendgebete der englischen Kirche, wie fälschlich behauptet werde, übersetzt habe. Er giebt die Art an, wie er das Wörterbuch zusammengebracht, und was die Uebersetzung der Gebete betrifft, so bemerkt er, daß Herr Klaproth wohl eine ältere Ausgabe seiner Psalmen müsse zu Händen bekommen haben, welcher die Gebete noch nicht angehängt sind.

Red.

Canton aus gefolgt war, und zwar am 3. November 1816. Dieſer übernahm ſelbſt, beſonders ſeit dem Tode Milnes, die Verkündigung des Evangeliums an ſeine Landsleute. Bis zum Jahre 1818 langten mehrere neue Miſſionaire aus Europa an, die Herren Medhurſt, Milton, Beighton und Ince. In demſelben Jahre ſtifteten Morriſon und Milne (welche die Univerſität Glasgow zu Doctoren creirt hat, den erſten 1817, den andern 1820), das Anglo-chineſiſche Collegium in Malacca, deſſen Grundſtein am 11. November 1818 gelegt wurde. Dr. Morriſon ſteuerte dazu 1000 Pfund Sterling bei und unterzeichnete einen Beitrag von 100 Pfund auf 5 Jahre. Andere freigebige Freunde ſchloſſen ſich nach Kräften an, doch blieben die zuſammengebrachten Mittel immer noch unzulänglich. Die Anzahl der Schüler in dem Collegium blieb ſich nicht immer gleich; nach den letzten Nachrichten belief ſie ſich auf 30. „Der Sohn eines malayiſchen Bauern" ſagt Herr Marjoribanks, da er ſeinen Beſuch auf Malacca erzählt, „genießt einer beſſeren Erziehung als der Kaiſer von China." Mehrere Chineſen ſind dort gebildet worden, welche gegenwärtig ſich bemühen, unter ihren Landsleuten die beſſere Erkenntniß auszubreiten. 1819 ſtiftete Medhurſt zwei Schulen. Ince ſtarb 1825, und ein Herr Dyer trat an ſeine Stelle. Ein Herr Supper, der in Batavia, auf der Inſel Java, gepredigt hatte, war ſchon 1817 mit Tode abgegangen. 1822 trat Medhurſt an ſeine Stelle. Es wurden allmälig 100,000 bis 200,000 Bibeln und andere Schriften in Umlauf geſetzt, die zum Theil aus der Miſſionsdruckerei von Batavia hervorgingen. Einzelne Stücke der heiligen Schrift in chineſiſcher und malayiſcher Sprache wurden unzählig viele vertheilt. Medhurſt faßte ein japaniſch-engliſches Wörterbuch ab, desgleichen ein Fokien-chineſiſch-engliſches, welches die Oſtindiſche Compagnie zu Canton drucken ließ. 1819 unternahm Herr Thom-

son eine Mission zu Singapore; die Bevölkerung daselbst ist von dieser Zeit an, bis zum Jahre 1830, von 5000 Seelen (zur Hälfte Chinesen) auf mehr als 16,000 gestiegen (6500 Chinesen, 5000 Malayen und etwa 5000 Bewohner der nahen Inseln *).

Seit 1823 richtete die Londoner Missions-Gesellschaft ihr Augenmerk auf Siam. Herr Milton, der noch zur Mission von Singapore gehörte, beschäftigte sich eben mit Uebersetzung der heiligen Schrift in das Siamesische und mit Abfassung eines Wörterbuchs dieser Sprache. Er hat gegen 13,000 Wörter zusammengebracht und alphabetisch geordnet. Herr Medhurst hatte darauf 1826 eine Reise nach Siam vor, die aber nicht zu Stande kam. Erst im August schiffte sich Herr Tomlin, ein Missionair der Gesellschaft mit Herrn Gützlaff zu Singapore ein, und diese beiden Männer langten nach einer 17tägigen Reise glücklich zu Bankok an. Der Prah klang (oberste siamesische Minister) nahm sie freundlich auf, und der portugiesische Consul behandelte sie mit Auszeichnung. Nach 6monatlichem Aufenthalt kehrten sie nach Singapore zurück. Herr Tomlin hat einen Bericht über ihre Thätigkeit in Bankok publicirt, woraus

---

*) Daß Dr. Morrison am 1. August 1834 das Zeitliche gesegnet hat, ist schon oben angemerkt worden. Seine sterbliche Hülle wurde von Lord Napier und allen in Canton anwesenden englischen Unterthanen bis an den Fluß geleitet, auf welchem sie nach Macao hinabgeführt wurde, um dort beerdigt zu werden. „In ihm" heißt es im Canton-Register „verlor das Vaterland und seine eigene Familie einen Mann, den sie beide gleich sehr ehrten und liebten. An Eifer und Hingebung ist er unersetzlich. Das Studium der chinesischen Sprache ist jetzt, da er die größten Schwierigkeiten gehoben hat, den Europäern leicht geworden, aber doch wird sich selten ein Mann finden, der mit Morrison gleiche Gelehrsamkeit in der chinesischen Literatur und gleiche Bekanntschaft mit allen chinesischen Verhältnissen besäße."

Red.

wir oben bereits Einiges mitgetheilt haben. Herr Gützlaff ging im Februar 1830 wieder nach Siam, und weihte seine Kräfte dort dem Dienst des Evangeliums bis zum Frühling des folgenden Jahres, in welchem er sich der Expedition nach China anschloß. Herr Gützlaff ist aus Pyritz in Pommern gebürtig. Er verrieth frühe einen lebendigen Geist und rege Unternehmungslust. Die schönsten Aussichten, welche sich in seinem Vaterlande ihm eröffneten, brachte er freudig dem Verlangen das Evangelium den Heiden zu predigen, zum Opfer. Er besuchte England, ehe er seine Thätigkeit begann, wurde mit Freunden und Gönnern der Mission bekannt, unter ihnen auch mit Dr. Morrison, der damals einen Besuch in seinem Geburtslande abstattete, und machte sich Allen werth durch seine vorzüglichen Anlagen, seine Tüchtigkeit zum Missionswerk (wozu auch seine gute Gesundheit und körperliche Kraft zu zählen ist), seine Kenntniß der chinesischen Sprache, seine Gewandheit des Benehmens (welche auch der chinesischen Sitte sich dergestalt anzubequemen wußte, daß Chinesen ihn häufig für ein Landeskind hielten), durch seine medicinischen Geschicklichkeiten und hauptsächlich durch seinen festen standhaften Sinn. Zu Singapore heirathete er nach seiner ersten Rückkehr von Siam, Miß Newell, welcher von der Londoner Missions-Gesellschaft die Leitung der weiblichen Missions-Schulen übertragen war. Diese ihm eine gleichgesinnte treue Gefährtin, begleitete ihn nach Siam und half ihm ernstlich in seinem dortigen Werke, indem sie sich mit ihm dem Studium der dort üblichen Sprachen, und der Schriftübersetzung widmete, und außerdem Krankenpflege und Unterricht der Eingeborenen, sowohl Armen als Reichen übernahm. In fünf verschiedenen Dialekten entstanden Traktate und Uebersetzungen des ganzen neuen Testamentes oder einzelner Stücke desselben; auch ein Siamesisches und ein cochinchinesisches Wörterbuch wurden geordnet.

Am

Am 16. Februar 1831 starb Madame Gützlaff, bedauert von allem Volk des Landes, welches sie als seine Wohlthäterin liebte. Nach Herrn Gützlaffs Abreise auf dem Amherst besetzte die Missions-Gesellschaft seine dortige Stelle anderweitig, sah sich aber wiederholt genöthigt, Veränderungen zu treffen.

Herr Ellis beschließt seinen Vorbericht mit frommen und liebevollen Wünschen für das Gelingen einer neuen geistigen Schöpfung in dem wundersamen Lande der Abgeschlossenheit und des Stillstandes, denen kein edles und christliches Gemüth seine herzliche und aufrichtige Beistimmung versagen wird.

(Fortsetzung folgt.)

XII.

Ueber Nordamerika,

von

Th. Pavie.

(Fortsetzung).

15.

Ober-Canada.

Dieses ungeheure Land, das sich von der Grenze der Vereinigten Staaten bis an den Pol und die russischen Besitzungen am stillen Oceane erstreckt, hat von den Engländern den Namen Upper-Canada erhalten, im Gegensatze zu den Provinzen am untern St. Lorenz, die schon längere Zeit bekannt sind. Sie wurden von Franzosen bevölkert, die hier Montreal und Quebeck gründeten, und den ursprünglichen Namen der Wilden, Canada, beibehielten. Dieser obere Theil des St. Lorenz und des On-

tario-Sees darf daher nicht mit den alten französischen Niederlassungen verwechselt werden; und obschon auch Engländer jetzt in den Städten Nieder-Canadas wohnen, so sind doch die Franzosen nie über die Grenzen ihrer Provinz hinausgegangen. Das linke Ufer des Ontario- und Erie-Sees ist rein englisches Land, das in den neueren Zeiten stärker bevölkert worden ist, als die obern Districte; die Bewohner konnten nicht, gleich denen, welche sich zuerst unter den Indianern niederließen, die besondere Eigenthümlichkeit erhalten, welche den eigentlichen Canadier auszeichnet, und ihre Cottages sind meistentheils ganz nach englischem Muster angelegte Meiereien. Es liegt im Wesen des englischen Characters, daß er sich nie und nirgends verändert, es mag in einem Lande sein, in welchem es wolle; seine Wohnung ist überall dieselbe, nicht minder seine Nahrung. Und weshalb sollte auch der Engländer sich nicht überall gleich bleiben, da er fast ausschließlich nur mit seinen Landsleuten verkehrt, und die Auswanderer von Liverpool und Dublin zu Tausenden herüberkommen, mit Meublen, Arbeitswerkzeugen, mit Sätteln und Pflügen.

Das Clima Ober-Canadas möchte nicht so kalt sein, als das in den gebirgigen Gegenden von Quebeck und der benachbarten Küste von Labrador. Auch der Sommer ist nicht so heiß, wahrscheinlich wegen des Abendwindes, der mitten in den Waldungen aus Flüssen und Seen aufsteigt; kurz, es ist eins von den Uebergangsländern, die mit den benachbarten Gegenden viel Uebereinstimmendes, aber doch nicht die übertriebene Temperatur derselben haben.

Die Adirondaks und Algonkiner theilten bis tief ins Land hinein den Besitz der Ufer am See und am St. Lorenz mit einander. Die Erstern waren ein kräftiger und wilder Menschenstamm, der in hohem Ansehen unter den Indianern stand, und daher auch mehr als andere seine wilden Sitten beibehielt;

denn es ist eine Merkwürdigkeit, daß die zahlreichsten und mächtigsten Stämme immer die letzten sind, die sich zur Annahme des geringen Grades von Civilisation bequemen, der mit dem indianischen Charakter vereinbar ist, und daß sie je mehr und mehr an Stolz und Unabhängigkeit verlieren, als sie mit Europäern in nähere Berührung kommen. Bei den Wilden am Mississippi habe ich dieselbe Bemerkung zu machen Gelegenheit gehabt.

Die Algonkiner, welche noch übrig sind, haben die Sitten der Weißen angenommen; nicht durch Gewalt, sondern aus Vertrauen und Achtung gegen die Franzosen, die bei den Indianern von je her viel galten. Noch findet man Wilde, welche die Tradition der ersten Ankunft der Europäer bewahrt haben; sie scheinen sich nach der alten französischen Regierung zu sehnen, die wie sie sagen, dem wilden Leben günstiger war, und unter der sie einen großen Absatz für ihre Pelzwaaren fanden.

Diese beiden Völker also theilten sich in dem Gebiete, auf dem wir uns nun befanden. Oft führten beide die blutigsten Fehden mit einander. Die Oneidas und Onondagos waren schon längst vor dem Beile der Adirondaks in ferne Gegenden geflohen und nur die alten Nebenbuhler ihrer Obermacht, die Algonkiner, waren übrig geblieben. Zwischen beiden Völkern war ein Friedensvertrag zu Stande gekommen; allein, mochte derselbe nun nicht allen Kriegern bekannt geworden sein, oder mochte einer derselben den Entschluß gefaßt haben, seine Rache weiter zu verfolgen, es geschah, daß gerade an dem Tage des Vertrages, während die Häuptlinge in demselben Tomahawk ihre Friedenspfeife rauchten und der Oberpriester auf der Grenze beider Stämme ein Beil in die Erde grub, zum Zeichen, daß von nun an Freundschaft herrschen sollte, — ein Adirondak sich in das nicht mehr feindliche Gebiet begab, und das Weib und die Kinder eines beim Friedensabschluß gegenwärtigen Algonkiners todt-

schlug. Der Mörder entfloh durch die Wälder, lebte den Winter über bei den Black-Foot-Indians und kehrte nicht zu seinem Stamme zurück.

Der Krieger, dessen Familie ermordet war, kehrte inzwischen nach seinem Dorfe zurück. Es befremdete ihn, daß kein Rauch aus dem pyramidenförmigen Dache seiner Hütte aufstieg und Alles still war. Da erzählte ihm ein Knabe, daß er einen Mann, gekleidet wie ein Adirondak, neben ihm vorbeigelaufen sei, und daß er in der Hütte ein Röcheln gehört habe.

Der Krieger kreuzte seine Arme über der Brust, ließ den Kopf auf dieselbe sinken und seufzte tief auf. Ob er mit der Hand über die Stirn fuhr, um eine Thräne aus seinem Auge zu trocknen, oder die Haare von derselben zu streichen, konnte der Knabe nicht sagen. Aber bald verfolgte er mit Blitzesschnelle die Spur seines Feindes und heftete sich an dessen Schritte. Ueberall spürte er seiner Beute nach, bei den ihm befreundeten Indianern am obern See, in den Wäldern, in denen er jagte, im Gefechte gegen die Huronen, überall; aber die Stunde, wie er sagte, war noch nicht gekommen.

Der Mörder, des umherschweifenden Lebens überdrüssig, wollte endlich zu den Seinigen zurückkehren; er ruderte in einem Kahne die Flüsse hinab, und legte endlich in der Gegend von York an, das zu jener Zeit ein neu angelegtes Dorf war. Ich weiß nicht, was er dachte, als die Pagaye seines Feindes wie ein Echo seine eigenen Ruderschläge erwiederte, denn kaum hatte er sein Segel nach dem Winde gerichtet, als er auch schon ein anderes Segel hinter den Tuyas erblickte, das ihn unabläßig verfolgte. In York stieg er ans Land und seine Augen sahen zum ersten Mal europäische Wohnungen, und Waarenlager mit überseeischen Gegenständen gefüllt; er hörte die Kanonen wie einen Donner toben, und die auf dem See liegenden Kriegsfahr-

zeuge hielt er für schwimmende Dörfer. Erstaunt und verwundert lehnte er sich auf seinen Bogen, schlug, wie es bei den Indianern Sitte ist, die Beine über einander, da fühlte er einen gewaltigen Schlag auf seiner Schulter. Als er sich umsah, begegnete sein Blick den funkelnden Augen des Algonkiners, der mit offenem Mund und aufgeblasenen Nasenflügeln, wie ein rasendes Pferd da stand.

Der Adirondak erinnerte sich an seine That der Feigheit, zitterte unwillkührlich und schien, da er begriff, in welcher Absicht sein Feind ihn aufsuchte, ihm durch das stumme Anstaunen der eben begründeten Niederlassungen sagen zu wollen: Wie! mitten unter so vielen Wundern! Aber der Wilde ist bald resignirt, und ein gewaltsamer Tod, ein Erbleichen im Kampfe führte ihn ja zum großen Geiste. Morgen, sprach er, sich an seinen rachedürstigen Feind wendend, morgen! und dabei beschrieb er mit der Hand am Himmel den Lauf, den die Sonne nimmt.

Er hatte sein Wort gegeben und der Algonkiner verfolgte ihn jetzt nur von weitem. Der Mörder ging in den Straßen von York umher, und beschauete die Herrlichkeiten dieses Lebens, aus dem er ohne Bedauern schied; er war übrigens still und ruhig, während die wilde und gerechte Freude seines Gegners sich in einem selbstgefälligen, langsamen Gange kund gab, und in einer affektirten Indolenz, durch welche nur zuweilen Wuth durchblickte, oder Zufriedenheit, nun bald mit seinem Feinde zu Ende zu kommen.

Am andern Tage, es war im Mai und die Sonne war hell und klar aus dem See herausgestiegen, schritten die beiden Indianer dem sandigen Ufer entlang; der eine schauete nach der Sonne, die so schön leuchtete, der andere blickte auf sein wohlgeschärftes Beil. Bist du bereit? fragte der Mörder seinen Verfolger. — Da pfiff das Beil durch die Luft und Blut quoll

aus dem gespaltenen Schädel. Der Algonkiner löste gemächlich seinem Feinde die Kopfhaut ab, flocht das Haar in einen Zopf und warf triumphirende Blicke auf den todten Feind. Dann kehrte er stolz und zufrieden zu seinem Stamme zurück. Er hatte sich gerächt!

16

Die Stromschnellen.

Brockville ist noch ein englisches Dorf, das sehr blühend zu sein scheint, und amphiteatralisch am Abhange eines Hügels liegt. Wenn man vom Flusse her sich demselben nähert, so sieht man die geräumigen Straßen vor sich wie auf einer Landkarte liegen. Brockville hat von allen kleinen Städten in diesem undankbaren Clima die lachendste Lage. Der hier sehr breite und nicht von Inseln unterbrochene Strom breitet sich vor ihm wie ein See aus, und die runden Ufer auf beiden Seiten scheinen sich bald einander zu nahen, bald zu fliehen.

Einige Meilen weiter stromabwärts am rechten Ufer liegt Ogdensburg, der letzte Posten der Vereinigten Staaten, deren Gebiet einige Meilen von hier aufhört. Hier legt das Boot an, das von Port Genesee kommt. Endlich, nachdem wir seit unserer Abreise von Fort Niagara drei Tage und drei Nächte gefahren waren, kamen wir nach Prescott, wo die Stromschnellen der Dampfschiffahrt ein Ziel setzen.

Prescott ist eine alte schwarze, unreinliche Stadt, die mit manchen Dörfern in den abgelegensten Gegenden der Bretagne viele Aehnlichkeit hat. Hier hatten die Canadier ein Fort errichtet, von dem man noch Mauertrümmer und Gräben sieht. Später haben es die Engländer in Vertheidigungszustand gesetzt und mit einigen Kanonen bewaffnet, ohne Zweifel, um den ursprüng-

lichen Namen deſſelben in Fort Wellington umwandeln zu können.

Wir mietheten in Prescott mehrere Wagen, um auf dieſen den Weg zu machen, der auf dem Fluſſe nicht zu paſſiren und durch Stromſchnellen unterbrochen war. Dieſe Fiacres hingen recht gut in Federn und wurden von vier engliſchen Pferden gezogen, die auf der Ebene in einem fort galoppirten. Der Weg war übrigens ſehr kothig, vom Fluſſe her kamen öfters Stoßwinde, die auf uns alle den tiefſten Eindruck des Mißbehagens machten. Zudem fehlte es nicht an gewaltigem Rütteln und Stoßen, allein die Peitſche des Fuhrmanns knallte trotz Wind und Koth, und die Pferde galoppirten ohne Unterlaß. Der Weg geht immer dem St. Lorenz entlang, unweit vom Ufer; und hie und da trafen wir rings von Obſtgärten, Getreide- und Kartoffelfeldern umgebene Wohnungen. Dann bot das Land wieder den Anblick einer meilenweiten Ebene dar, auf der nichts zu erblicken war, als etwas Heidekraut und einige ſpärlich ſtehenden Tuyas; oder es war ein großer, mit Schilf und Röhricht bewachſener Moraſt.

Einige Meilen von Prescott ſieht man mitten im St. Lorenz eine große Menge kleiner Inſeln, die wie Büſchel um die an ihnen ſich erhebenden Cedern herumlagern. An den Felſen und am Ufer nimmt die Schnelligkeit des Stroms zu und bildet Wirbel. Die in denſelben hineingerathenen Barken müſſen ſich dem Waſſer auf gut Glück überlaſſen, da an Segeln ſo wenig als Rudern und Steuern zu denken iſt. Dieſe merkwürdigſte Stelle, welche die Amerikaner gern mit den Inſeln im Georgs-See vergleichen, heißt die Thouſand-Islands, oder die Tauſend Inſeln.

Hat der Strom ſich zwiſchen dieſen Felſen hindurchgewunden, ſo gewinnt er eine anſehnliche Breite, verengt ſein Bett

aber bald wieder, und bildet abermals Stromschnellen. Galop-Island gegenüber entfernt sich der Weg etwas vom Ufer, allein die Küste ist so niedrig, daß unser Auge nichts von dem schönen Schauspiel des wüthenden Wassers verlor, das zwischen länglichen Inseln bis hoch an die Felsen geschleudert ward, wovon das Geräusch in den sie beschatteuden Wäldern wieder ertönte. Als wir eben das Malerische dieser Scenen betrachteten, kam ein gewaltiges, aus riesenhaften Bäumen zusammengesetztes Floß den Strom herabgeschwommen. Es war in Prescott, in dessen Umgegend viel Holz gefällt und von da nach Quebeck geschifft wird, gebildet, und nahm beinahe die ganze Breite des Flusses ein. Zwölf ungeheure, etwa 40 — 50 Fuß lange Ruder, die von vier Männern gehandhabt wurden, dienten, es zu bewegen, und es ging bald langsam, bald mit reißender Schnelligkeit. Als es auf der Höhe der Stromschnellen angekommen war, hörten die Matrosen mit Rudern auf und überließen den schwimmenden Wald dem Spiele des Wassers. Plötzlich hörten wir ein so recktliches Krachen, als wenn die Inseln sich aus dem Grunde losgerissen hätten und die von der Gewalt des Stromes auseinandergerissenen Balken wirbelten zerstreut umher. Leider verunglückten auch mehrere von den kühnen Matrosen. Als die Stromschnellen vorbei waren, suchten die am Leben gebliebenen den Schaden so viel als möglich wieder gut zu machen. Sie bestiegen daher ihre Piroguen und banden, was sie erreichen konnten, wieder zusammen. Es gelang ihnen, und einige Zeit nachher hatte das Floß seine vorige Gestalt wieder bekommen und nun entfaltete es funfzehn Segel auf einmal; die Bemannung machte Feuer an und der aufsteigende Rauch zeigte an, daß sie sich von ihrer Anstrengung erholte. Auf solche Weise befährt man die Stromschnellen, die für tief gehende Barken gar nicht zu befahren sind. Diesen ungeheuren schwimmenden Wäldern

sind die Felsenspitzen nicht gefährlich, und zerschellt auch einmal ein Floß, so wird es weiter unterhalb wieder zusammengefügt.

In Williamsburg überraschte uns die Dunkelheit und wir beschlossen, dort zu übernachten. Vor der Thür des Gasthauses standen zwei junge englische Offiziere, über und über röth angeputzt, häßlich wie ein Tuyabaum am St. Lorenz, und eingeschnürt wie eine Wespe. Die sehr tapfern Herren betrachteten uns mit scrupulöser Aufmerksamkeit durch eine Doppellorgnette, dann, ohne sich weiter nach uns umzusehen, gingen sie fort und überließen uns das Gasthaus allein. Wir waren ja keine Engländer. Die Gentlemen stiegen zu Pferde und trabten der Kaserne zu, in welcher ihre Schwadron lag. Bei den dortigen Pferdeställen fand ich eine sehr zweckmäßige Einrichtung; für jedes Pferd nämlich war über der Krippe ein Fenster angebracht, aus dem die Thiere den Kopf stecken und dergestalt im heißen Sommer die frische Luft einathmen konnten, welche vom Flusse herwehete.

In Williamsburg kamen einige der englischen Regierung gehörige Barken an, die mit Soldaten besetzt waren. Der Strom war so gewaltig, daß man zum Stromaufwärtsziehen einer Schaluppe von 4 — 5 Tonnen Gehalt vier Ochsen anspannen mußte, wobei noch alle Soldaten rudern halfen. Die Canadier, vielleicht die besten Ruderer welche jemals einen Strom befuhren, haben eine besondere Manier, einen hartnäckigen Widerstand leistenden Strom zu durchscheiden. Alle auf dem Schiffe stellen sich nämlich auf eine Seite und stoßen mit der größten Kraftanstrengung vermittelst langer, mit Eisen beschlagener Stangen, die sie in den Boden stecken, das Fahrzeug ab, und ihre Bewegungen sind so geschickt, daß das Boot schon einen zweiten Stoß erhält, ehe es nach dem ersten zurückgetrieben wird. Dabei rauchen sie aus kleinen Thonpfeifen, die sie nie aus

dem Munde legen; ist die Pfeife ausgebrannt, so machen sie Halt. Daher ist bei ihnen die Redensart gebräuchlich, wir machen heute noch acht oder zehn Pfeifen Tabak. Es machte mir ein besonderes Vergnügen, sie französisch singen zu hören. Der canadische Matrose trägt ein Wamms von Leder, mit einem rothen Gürtel, eine rothe wollene Mütze, ihre Mäntel gleichen denen der Indianer und haben eine Kapuze, die über Kopf und Schultern getragen werden kann. Von weitem sieht so ein Schiffer wie ein Mönch aus. Die Canadier, welche den St. Lorenz befahren, sind ein außerordentlich kräftiger Menschenschlag, der alle Anstrengungen und Mühseligkeiten erträgt. Wenn sie den Fluß hinaufgefahren sind, (und oft machen sie des Tages nur zwei Lieues) so ist ihre größte Lust mit vollen Segeln, nachlässig auf dem Verdecke ausgestreckt, wieder hinabzugleiten. Alle schlafen oder rauchen, nur Einer bewacht das Steuerruder.

17

Saint Regis.

Vier Monate des Jahres hindurch ist Nieder-Canada so mit Schnee und Eis bedeckt, daß man unmöglich sich auf den Wegen zurecht finden könnte, wenn nicht Bäume und Absteckepfähle denselben andeuteten. Der St. Lorenz gleicht dann ungeachtet der Stromschnellen, obgleich sein Lauf ungemein reißend ist, einem klaren Spiegel, vermittelst dessen das canadische Rennthier, das Elendthier und die weißen Hasen, sich in die benachbarten Staaten Vermont und New-Hampshire verbreiten. Unter den Bewohnern selbst ist dann alle Communication abgeschnitten. Die grünen Ebenen, die üppigen Saatfelder, die jetzt uns umgaben, sind alsdann eine große Schneewüste, über

welche die Sonne keine Macht ausübt, und die in den langen Winternächten vom bleichen Strahle des Mondes beſchienen wird. Mitten in dieſer Wüſte ſchreitet lautlos und ſtill der Indianer umher, in Rennthierfelle gehüllt. An den Beinen trägt er Stiefeln aus Fuchspelz, das Haar inwendig, unter den Füßen hat er Schneeſchuhe, und ſeine Hände ſind durch Bärenfellhandſchuhe gegen Froſt geſchützt. Dem Pflanzer aber fehlt es ſelbſt im Winter nicht an Luſtbarkeiten; er bricht ſich Bahn durch den Schnee, die Familien vereinigen ſich in der Schenke, die Dorfmuſikanten ſpielen auf und in den von Schnee bedeckten Häuſern ertönt ein Jubelgeſchrei. Alles tanzt, und ein gutes Stück Wildbraten und ein Glas Branntwein beſchließen das Feſt.

Wenn nun aber der Regen fällt, den der ſtürmiſche Südwind herbeiwehet, und der Frühling oder vielmehr der Sommer plötzlich mit der eiſigen Jahreszeit abwechſelt, dann gewinnt auf einmal alles wieder Leben, die Obſtbäume blühen, und auf das Blühen folgt das Reifen der Frucht ſo ſchnell, daß nach dreimonatlicher ununterbrochener Gluthhitze ſchon die Ernte beginnt. Die lange Dämmerung im Julimonate erinnert an die lieblichen Geſtade des mittelländiſchen Meeres, und man glaubt ſich von den kalten Ufern der Wolga in die lachenden Thäler verſetzt, welche der ſchöne Tajo beſpült.

Es war mitten im Sommer, die Hitze faſt unerträglich, und der von den Anſtrengungen der Ernte ermattete Ackersmann litt ſchon an den um dieſe Jahrszeit hier herrſchenden Fiebern. Einige franzöſiſche Worte, die ich hier und da hörte, erinnerten mich an mein Vaterland, aber die gelblichblaſſe Geſichtsfarbe der Coloniſten und ihre melancholiſche Miene ſtachen ſehr ab gegen ihre Munterkeit, die ſie auch unter dieſem rauhen Himmelsſtriche zu bewahren gewußt haben.

Vor jedem Hauſe ſieht man eine, dem Stoop der Amerikaner ähnliche Vorhalle, unter der ſich im Winter der verirrte

Reisende birgt, wenn er den Schnee durchwatet hat, bis eine gastfreundliche Hand ihm die Thür öffnet und ihn einladet, am Feuer Platz zu nehmen. Er ist immer willkommen, denn dem Canadier, der so lange Zeit im Jahre abgeschlossen leben muß, kommt jede Gesellschaft erwünscht.

An diese und ähnliche Dinge denkend, kamen wir nach Cornwall, einem beträchtlichen Dorfe, wo das eigentliche Nieder-Canada anfängt, und von hier ab gehen wieder Dampfboote. Später fand ich überraschende Aehnlichkeit zwischen Cornwall, wo die Charactere der alten Franzosen mit denen der Engländer zusammenfließen, und dem Dorfe Alexandria in Ober-Louisiana, wo die alten Besitzer des Landes, die Franzosen am Red-River, mit den neuen Besitzern, den Amerikanern, sich verschmelzen.

Etwas unterhalb Cornwallis, und zwar am entgegengesetzten Ufer, hatten wir das Vergnügen, eine Niederlassung civilisirter Algonkiner ganz in der Nähe und mit Muße betrachten zu können, und kein Reisender sollte unterlassen, dasselbe zu thun. Eine große Anzahl von Piroguen, die den Fluß herabfuhren und von Cornwallis kamen, verkündete uns von Weitem die Nähe von St. Regis. Die Indianer, welche die Bemannung derselben bildeten, trugen breite Filzhüte von schwarzer Farbe, Tuchmäntel und, wie die übrigen Stämme, Mocassins. Mitten im Dorfe erhebt sich eine Kirche, die von einem katholischen Priester bedient wird, denn alle diese Algonkiner sind eifrige Christen. Ihre Hütten sind geräumig und sehr reinlich, einige, z. B. die des Hauptlings, sind ganz europäisch meublirt; der Inhaber aber bedient sich nie weder der Betten noch der Stühle, sondern ruhet auf Matten oder Fellen; so wie sie denn auch nichts weiter als Wasser trinken und ihr ganzes Tischgeschirr aus Holznäpfen und Calabassen besteht. Ihre Anzahl mag sich auf etwa zwölfhundert belaufen; alle verstehen Teppiche und

Matten zu verfertigen und Kähne aus Holzstämmen oder Baumrinde. Während die Männer im Freien schlafen, besorgen die Weiber ihre häuslichen Arbeiten und die Kinder laufen und spielen vor der Hütte. Den erwachsenen Leuten sieht man den Einfluß an, den die Civilisation auf sie ausgeübt, und sie haben ihren wilden und unbändigen Leidenschaften Zügel und Zaum angelegt; ihr umherschweifendes Leben ist durch die verständigen Bemühungen der christlichen Prediger in ein seßhaftes umgewandelt worden. Bei den Kindern aber, die noch nicht durch Erziehung gebändigt wurden, zeigt sich das Stürmische des ursprünglichen indianischen Characters, und macht sich im gellenden Schreien, Umherrennen, Ringen, Kämpfen, Speerwerfen und dergleichen Luft. Ja, ich sah Kinder, die noch nicht gehen konnten, aus der Hütte kriechen und sich zwischen den größern herumwälzen.

Ein Theil dieses Dorfes steht auf canadischem Grund und Boden, ein anderer auf amerikanischem. Ein Bach, der durch die Hauptstraße dieses algonkinischen Dorfes fließt, macht zwischen beiden Staaten die Grenze.

Einige Meilen weiter hinab beginnt der Saint-Charles-See, der etwa acht bis zehn Lieus breit und im Grunde nur eine Ausdehnung des St. Lorenz ist. Wenn man sich mitten im See befindet, so kann man nur mit Mühe das im Allgemeinen sehr niedrige Ufer unterscheiden. Wenn das Wasser ruhig ist, so erblickt man hier nicht selten das wunderbare Schauspiel der Luftspiegelung. Die Bäume, Felsen, Masten der Barke erscheinen mitten in einer klaren Wassermasse durchsichtig wie ein Nebel, über welchem alle diese Gegenstände, als wären sie von ihrer Grundlage abgelöset, erscheinen. Auf der westlichen Seite erblickt man in weiter Ferne die Gipfel von Vermont, welche den Champlain-See umgeben. Wegen der ungeheuren Waldun-

gen, von denen ſie bedeckt ſind, erſcheinen ſie ganz grün, und ſehen aus wie ein Wallfiſchrücken, der im ruhigen Wetter aus dem Meere hervorſcheint.

Wir mußten noch einmal bei einem armſeligen franzöſiſchen Weiler anhalten, und das ſanft gehende Dampfboot mit einem abſcheulichen Wege vertauſchen, auf dem uns ſämmtlich in einem jämmerlichen Wagen faſt alle Rippen zerſchlagen waren, und ein Engländer brach wirklich deren zwei, dabei quälten uns die Fliegen furchtbar, und ihr Summen war ſo gewaltig, daß es das Rollen der Räder übertäubte. Sie ſahen weißlich aus und waren nicht viel kleiner als ein Nachtfalter, ſtachen aber zum Glück nicht. Hielt einer von uns auch nur kurze Zeit den Kopf zum Wagen hinaus, ſo war der Hut wie mit großen Schneeflocken bedeckt, und die des Weges daher wandelnden Bauern ſchienen ganz weiß gekleidet.

Nach langem Leiden kündigte uns endlich ein Licht die Nähe unſeres Dampfbootes an, das uns bei Esteau du Lac erwartete. Aber nun mußten wir noch beinahe eine halbe Stunde in dieſem Kothe waten, um zu demſelben gelangen zu können. Es donnerte, regnete, ward dunkel und mehrere meiner Reiſegefährten verirrten ſich, wir gaben Signale und es verlief wohl noch eine gute Stunde, bevor alle beiſammen und auf ihrem Poſten waren, das heißt, um eine wohl beſetzte Tafel herumſaßen, auf der guter Madera nicht fehlen durfte.

(Fortſetzung folgt).

XIII.

Miscellen.

Fortsetzung der Bemerkungen des Herrn Honigberger zu Burnes Reise.

Was das Auffinden der alten Münzen betrifft, so bin ich damit in Kabul glücklicher gewesen als Herr Burnes; von einer Münze in der Größe und der Form eines Sperlings-Eies aber habe ich nichts gehört, obgleich ich mich vier Monate daselbst aufgehalten und mit Herrn Burnes in demselben Hause gewohnt habe, nämlich bei dem Nowab, dessen Gastfreund ich war. Während meines dortigen Aufenthalts habe ich mir einige Hundert Baktrischer Münzen gesammelt. Die meisten sind von Kupfer, und nur wenige von Silber und Gold. Von den letztern mag, in früherer Zeit, eine größere Menge vorhanden gewesen sein als jetzt; denn die meisten wurden von unwissenden Findern, weil sie nicht mehr gangbar sind, eingeschmolzen. Als ich noch in Kabul war, besuchte der Dr. Gerard, der mit Herrn Burnes in der Bucharei gewesen war und jetzt über Persien und Kandahar seine Rückreise nach Indien antrat, den Nowab. Ich kannte ihn schon in Lahor und freute mich jetzt um so mehr

ihn wieder zu sehen, da ich eben dahin reisen wollte von wo er herkam. Gerard und der Nowab thaten ihr Möglichstes mir davon abzurathen, aber vergebens. Eines Tages ersuchte mich der Nowab (der Bruder des regierenden Dost Mahmed Chan) ihm einige alte Münzen aus meiner großen Sammlung abzutreten, da er von dem Dr. Gerard den Auftrag erhalten, ihm welche zu besorgen. Mit Freuden ergriff ich diese Gelegenheit, um dem Nowab für seine Gastfreundschaft eine Gefälligkeit zu erweisen. Ganz heimlich übergab ich ihm an hundert Stück schöner Baktrischer Kupfermünzen, die ich in der Umgegend von Kabul und Dschelalabad gesammelt, und Dr. Gerard erhielt sie, ohne zu wissen, daß sie von mir kamen. Ein Engländer Massen, der längere Zeit in Afghanistan, Beludschistan und Buchara verweilt und sich eine große Sammlung von alten Münzen und Zeichnungen angelegt, erzählte mir diesen Umstand, den mir der Dr. Gerard aus Eifersucht verschwiegen hatte. Er hatte auch eine Summe Geldes für diesen Zweck bestimmt und wollte diese dem Nowab dort lassen. Begünstigt von dem Schutze des guten Nowab habe ich in der Umgegend von Kabul und Dschelalabad mehrere Altgriechische Grabmäler, sogenannte Topes geöffnet und bin dadurch zu dem Besitz mehrerer Baktrischen Alterthümer, Münzen u. s. w. gelangt; auch besitze ich eine Sammlung von orientalischen Kräutern, Sämereien und andere Naturmerkwürdigkeiten, deren Abbildungen ich dem Publikum in meiner Reisebeschreibung vorzulegen hoffe.

XIV.

Ueber Nordamerika,

von

Th. Pavie.

(Fortsetzung).

18.

Montreal.

Als wir erwachten, sahen wir uns abermals auf dem St. Lorenz; fünf Tage und fünf Nächte befanden wir uns nun schon zwischen den Wäldern der beiden Canadas, bald von den Wellen des Flusses geschaukelt, bald im Wagen gerüttelt und geschüttelt und nun sehnten wir uns unendlich nach Ruhe. Endlich, als das Gebirge von Montreal vor unsern Augen erschien, sahen wir das Ziel unserer Leiden vor uns.

Vorne auf der Insel, auf welcher das Gebirge und die Stadt liegen, von der sie den Namen hat, mußten wir noch einmal in einen Wagen steigen. Uns zur Rechten erblickten wir die „chinesische Stromschnelle"; am Ufer und mitten im Dorfe sahen wir Indianer in ihrem bizarren Costüme umherstolziren, mit jenem festen regelmäßigen Gange, an welchem man selbst in der weitesten Entfernung den Wilden vom Europäer unterscheiden kann.

Es regnete unaufhörlich, und die Straßen von Montreal schienen öde und verlassen; sie standen unter Wasser. Ich kenne nichts Unangenehmeres für einen Reisenden, als die Regengüsse, die ihn verhindern ein neues Land zu betrachten, dessen Interesse oft nur in der Mannigfaltigkeit der Aussichten besteht. Einen ganzen langen Tag brachten wir damit zu, dieses Canada und seine traurigen, düstern Regentage zu verfluchen, die in einem Gasthause, wenn dicke graue Wolken alle Aussicht versperren, noch zehnmal langweiliger sind. Ich hatte zum Glück gute Reisegesellschaft und wir unterhielten uns über unsere Erlebnisse und sprachen von den Sitten und Eigenthümlichkeiten ferner Länder. Einen andern Trost gewährten uns die guten Havannah-Cigarren und der spanische Taback, den wir in Maisblätter rollten. Ich erinnere alle Reisenden an das, was der deutsche Hoffmann sagt: „Wenn Du, wohlgeneigter Leser, jemals Dich in die bittere Lage versetzt siehst, in einer kleinen Stadt verweilen zu müssen, in der Du unbekannt bist; wenn Du jemals die Unbehaglichkeit empfindest, Dich Niemandem mittheilen zu können, dann wirst Du gewahren, wieviel Tröstliches in dem aus dem Pfeifenkopfe aufwirbelnden Dampfe liegt; denn es erweckt tausend Gedanken, die kommen und verschwinden, wie der Tabacksdampf selbst; eine Cigarre ist ein guter Gesellschafter, und wenn ich einen allein Weilenden sehe, der raucht, so bedauere ich den Mann nicht. — Alle ernsten sinnenden, nachdenkenden, contemplativen Völker haben dieses Bedürfniß gefühlt und rauchen; und der Wilde macht es eben so.“

Montreal liegt am Ufer des St. Lorenz, am Abhange eines Berges. Wenn man aus den Vereinigten Staaten kommt, so scheinen die Straßen eng zu sein; ein Franzose aber hält die Stadt wegen der guten Trottoirs für recht erträglich. Die Häuser sind meist aus grauen Bruchsteinen aufgeführt, weshalb

die Stadt mit ihren langen und winklichen Straßen ein sehr düsteres Ansehen hat. Am auffallendsten sind dem Reisenden die mit weißem Blech belegten Dächer und Fensterläden. Diese Art zu bauen giebt der Stadt ein sehr einförmiges Aussehen, so nützlich ein solcher Beschlag zur Verhütung von Feuersbrünsten auch sein mag. Die dortigen Waarenlager sind sehr gut versehen, namentlich mit Artikeln, die von Indianern verfertigt werden z. B. Jagdtaschen, Kugelsäcken, Gürtel und Bogen, Schneeschuhen, hohen Jagdstiefeln, Körben und Pelzhandschuhen. Wenn ein Indianer zu einem Kaufmann kommt, so giebt dieser ihm ein Muster, oder zeichnet ihm vor, was er arbeiten soll. Der Wilde setzt sich dann an die erste beste Straßenecke, arbeitet mit unglaublicher Schnelligkeit und ist bald fertig, darauf bekommt er für die abgelieferte Waare entweder andere Waare als Tausch oder baar Geld, und geht in sein Dorf, bis er einmal wieder Lust hat, ein paar Schillinge zu verdienen. In Montreal sieht man immer sehr viele Algonkiner. Wenn sie am Ufer ankommen, ziehen sie ihre Pirogue auf den Sand und nehmen die Pagaye mit sich in die Stadt, damit Niemand das Boot gebrauchen kann. Bringen sie von ihren verfertigten Waaren auf den Markt, so werden dieselben von den Weibern verkauft; die Männer schlendern in den Straßen umher und begaffen in den Magazinen, was ihnen auffallend ist. Oftmals entspinnt sich unter den Wilden ein langes Gespräch in indianischer Zunge, über den Nutzen dieser europäischen Waaren, die ihnen zum Theil unbekannt sind; sie rufen laut, schreien, zanken mit einander, bis endlich der weiße Kaufmann sie beim Arme nimmt und aus der Thür schiebt. Die Weiber schleppen gewöhnlich ihre Kinder die sie in einer Art Wiege auf dem Nacken festbinden, mit sich herum, und dabei machen sie ganze Tagereisen, ohne auch nur einmal auszuruhen. Ich sahe mehrere

Reisende birgt, wenn er den Schnee durchwatet hat, bis eine gastfreundliche Hand ihm die Thür öffnet und ihn einladet, am Feuer Platz zu nehmen. Er ist immer willkommen, denn dem Canadier, der so lange Zeit im Jahre abgeschlossen leben muß, kommt jede Gesellschaft erwünscht.

An diese und ähnliche Dinge denkend, kamen wir nach Cornwall, einem beträchtlichen Dorfe, wo das eigentliche Nieder-Canada anfängt, und von hier ab gehen wieder Dampfboote. Später fand ich überraschende Aehnlichkeit zwischen Cornwall, wo die Characteere der alten Franzosen mit denen der Engländer zusammenfließen, und dem Dorfe Alexandria in Ober-Louisiana, wo die alten Besitzer des Landes, die Franzosen am Red-River, mit den neuen Besitzern, den Amerikanern, sich verschmelzen.

Etwas unterhalb Cornwallis, und zwar am entgegengesetzten Ufer, hatten wir das Vergnügen, eine Niederlassung civilisirter Algonkiner ganz in der Nähe und mit Muße betrachten zu können, und kein Reisender sollte unterlassen, dasselbe zu thun. Eine große Anzahl von Piroguen, die den Fluß herabfuhren und von Cornwallis kamen, verkündete uns von Weitem die Nähe von St. Regis. Die Indianer, welche die Bemannung derselben bildeten, trugen breite Filzhüte von schwarzer Farbe, Tuchmäntel und, wie die übrigen Stämme, Mocassins. Mitten im Dorfe erhebt sich eine Kirche, die von einem katholischen Priester bedient wird, denn alle diese Algonkiner sind eifrige Christen. Ihre Hütten sind geräumig und sehr reinlich, einige, z. B. die des Hauptlings, sind ganz europäisch meublirt; der Inhaber aber bedient sich nie weder der Betten noch der Stühle, sondern ruhet auf Matten oder Fellen; so wie sie denn auch nichts weiter als Wasser trinken und ihr ganzes Tischgeschirr aus Holznäpfen und Calabassen besteht. Ihre Anzahl mag sich auf etwa zwölfhundert belaufen; alle verstehen Teppiche und

Matten zu verfertigen und Kähne aus Holzstämmen oder Baumrinde. Während die Männer im Freien schlafen, besorgen die Weiber ihre häuslichen Arbeiten und die Kinder laufen und spielen vor der Hütte. Den erwachsenen Leuten sieht man den Einfluß an, den die Civilisation auf sie ausgeübt, und sie haben ihren wilden und unbändigen Leidenschaften Zügel und Zaum angelegt; ihr umherschweifendes Leben ist durch die verständigen Bemühungen der christlichen Prediger in ein seßhaftes umgewandelt worden. Bei den Kindern aber, die noch nicht durch Erziehung gebändigt wurden, zeigt sich das Stürmische des ursprünglichen indianischen Characters, und macht sich im gellenden Schreien, Umherrennen, Ringen, Kämpfen, Speerwerfen und dergleichen Luft. Ja, ich sah Kinder, die noch nicht gehen konnten, aus der Hütte kriechen und sich zwischen den größern herumwälzen.

Ein Theil dieses Dorfes steht auf canadischem Grund und Boden, ein anderer auf amerikanischem. Ein Bach, der durch die Hauptstraße dieses algonkinischen Dorfes fließt, macht zwischen beiden Staaten die Grenze.

Einige Meilen weiter hinab beginnt der Saint-Charles-See, der etwa acht bis zehn Lieus breit und im Grunde nur eine Ausdehnung des St. Lorenz ist. Wenn man sich mitten im See befindet, so kann man nur mit Mühe das im Allgemeinen sehr niedrige Ufer unterscheiden. Wenn das Wasser ruhig ist, so erblickt man hier nicht selten das wunderbare Schauspiel der Luftspiegelung. Die Bäume, Felsen, Masten der Barke, erscheinen mitten in einer klaren Wassermasse durchsichtig wie ein Nebel, über welchem alle diese Gegenstände, als wären sie von ihrer Grundlage abgelöset, erscheinen. Auf der westlichen Seite erblickt man in weiter Ferne die Gipfel von Vermont, welche den Champlain-See umgeben. Wegen der ungeheuren Waldun-

gen, von denen ſie bedeckt ſind, erſcheinen ſie ganz grün, und ſehen aus wie ein Wallfiſchrücken, der im ruhigen Wetter aus dem Meere hervorſcheint.

Wir mußten noch einmal bei einem armſeligen franzöſiſchen Weiler anhalten, und das ſanft gehende Dampfboot mit einem abſcheulichen Wege vertauſchen, auf dem uns ſämmtlich in einem jämmerlichen Wagen faſt alle Rippen zerſchlagen waren, und ein Engländer brach wirklich deren zwei, dabei quälten uns die Fliegen furchtbar, und ihr Summen war ſo gewaltig, daß es das Rollen der Räder übertäubte. Sie ſahen weißlich aus und waren nicht viel kleiner als ein Nachtfalter, ſtachen aber zum Glück nicht. Hielt einer von uns auch nur kurze Zeit den Kopf zum Wagen hinaus, ſo war der Hut wie mit großen Schneeflocken bedeckt, und die des Weges daher wandelnden Bauern ſchienen ganz weiß gekleidet.

Nach langem Leiden kündigte uns endlich ein Licht die Nähe unſeres Dampfbootes an, das uns bei Esteau du Lac erwartete. Aber nun mußten wir noch beinahe eine halbe Stunde in dieſem Kothe waten, um zu demſelben gelangen zu können. Es donnerte, regnete, ward dunkel und mehrere meiner Reiſegefährten verirrten ſich, wir gaben Signale und es verlief wohl noch eine gute Stunde, bevor alle beiſammen und auf ihrem Poſten waren, das heißt, um eine wohl beſetzte Tafel herumſaßen, auf der guter Madera nicht fehlen durfte.

(Fortſetzung folgt).

welche den Sorel-Fluß von dem St. Lorenz trennen, und an den Gebirgen von Boucherville und Bel-Oeil endigen; die Häuser, Felder und Dörfer scheinen eben so viele Punkte auf diesem Gemälde. Etwas höher hinauf erblickt man die Prairie und die entfernten Weiler auf dieser Seite von Arkadien, welches man durchreisen muß, um an den Champlain-See zu gelangen, dessen weite Fläche die übrigen steilen Gebirge trennt, die sich am Horizonte wie Wogen verlängern. Auch die beiden Arme kann man deutlich erkennen, welche der St. Lorenz bildet, wenn er sich bei der großen Insel Montreal theilt. Blickt man nach Nordwesten und folgt hier dem Laufe des Stromes, so sieht man einige Wohnungen, die sich am Ufer erheben, hinter denselben aber nichts als wilde Wälder, kleine Berge, blau wie das Firmament, oder einen Ocean von Waldungen, oder endlose Steppen und Sandwüsten, wie in Arabien. Diese Aussicht verschwindet im Westen und verliert sich am eisigen Pole.

19.

Die drei Flüsse.

Die Entfernung von Montreal bis Quebek beträgt etwa siebzig Lieues, allein die ungemeine Schnelligkeit, mit welcher die Dampfboote diesen Weg zurücklegen, macht die Fahrt sehr angenehm. Die Matrosen sind meist Canadier, die Capitains dagegen Engländer; außer dem Capitain hat jedes Boot auch einen Lootsen, denn die Seen, welche den Strom auf zwei Stellen durchschneiden, sind so breit, daß es unumgänglich nöthig ist, Jemand an Bord zu haben, der die Ufer genau kennt, weil man sonst leicht einen falschen Weg einschlagen, die Fahrt verzögern, oder wohl gar, ohne es gewahr zu werden, umkehren könnte. Die den Fluß hinaufsegelnden Barken sind zu zwei

ihn wieder zu sehen, da ich eben dahin reisen wollte von wo er herkam. Gerard und der Nowab thaten ihr Möglichstes mir davon abzurathen, aber vergebens. Eines Tages ersuchte mich der Nowab (der Bruder des regierenden Dost Mahmed Chan) ihm einige alte Münzen aus meiner großen Sammlung abzutreten, da er von dem Dr. Gerard den Auftrag erhalten, ihm welche zu besorgen. Mit Freuden ergriff ich diese Gelegenheit, um dem Nowab für seine Gastfreundschaft eine Gefälligkeit zu erweisen. Ganz heimlich übergab ich ihm an hundert Stück schöner Baktrischer Kupfermünzen, die ich in der Umgegend von Kabul und Dschelalabad gesammelt, und Dr. Gerard erhielt sie, ohne zu wissen, daß sie von mir kamen. Ein Engländer Massen, der längere Zeit in Afghanistan, Beludschistan und Buchara verweilt und sich eine große Sammlung von alten Münzen und Zeichnungen angelegt, erzählte mir diesen Umstand, den mir der Dr. Gerard aus Eifersucht verschwiegen hatte. Er hatte auch eine Summe Geldes für diesen Zweck bestimmt und wollte diese dem Nowab dort lassen. Begünstigt von dem Schutze des guten Nowab habe ich in der Umgegend von Kabul und Dschelalabad mehrere Altgriechische Grabmäler, sogenannte Topes geöffnet und bin dadurch zu dem Besitz mehrerer Baktrischen Alterthümer, Münzen u. s. w. gelangt; auch besitze ich eine Sammlung von orientalischen Kräutern, Sämereien und andere Naturmerkwürdigkeiten, deren Abbildungen ich dem Publikum in meiner Reisebeschreibung vorzulegen hoffe.

Pyramide des Thurmes von Varennes, die oben vom Gebirge herab der Reiherfeder auf dem Kopfe eines riesigen Algonkiners gleicht. Point aux Trembles, Bout de l'Isle, Contre-Coeur, sind Dörfer oder Weiler, die an sich selbst gar nichts Merkwürdiges darbieten, wohl aber in ihren Benennungen, die oft eine französische Uebersetzung des ursprünglichen indianischen Namens sind.

Das Fort Berthier oder Sorel, welches bei den Engländern William Henry heißt, war uns deswegen merkwürdig, weil wir wußten, daß einige alte Canadier, die vor Zeiten häufig die Seen besuchten, hier in Zurückgezogenheit lebten. Einer von ihnen war älter als achtzig Jahre, und bedauerte unaufhörlich die „glückliche Zeit" in welcher eine Flotille von dreißig Canots wenigstens, von Quebek auslief, den Fluß hinaufruderte, durch den Ontario-, Erie-, Michigan bis an den obern See fuhr. Die Bemannung dieser Schaluppen, die ganz in der Art der Indianer-Piroguen erbaut waren, war so stark, daß die eine Hälfte der Matrosen ruhen konnte, wenn die andere arbeitete. Unter Gesang und Scherz durchruderten sie alle Wirbel und Stromschnellen, furchtlos wie die französischen Soldaten, von denen sie abstammten, und blind dem von ihnen gewählten Anführer gehorchend. Eine dieser Flotillen, die am 1. Mai von Quebek abgegangen war, kam erst im November am Orte ihrer Bestimmung an. Sechs Monate waren also diese unermüdlichen Schiffer unterweges gewesen, ohne anderes Obdach als den Schatten eines Baumes, und mußten, wenn Wasserfälle, wie z. B. beim Niagara, weiteres Vordringen auf dem Flusse unmöglich machten, ihre Piroguen auf die Schultern nehmen und an einen fahrbaren Ort tragen. Den Winter über lagerten sie am Huron-See, und lebten unter den Indianern, deren Pelzvorräthe sie erhandelten, und im andern Frühjahre, wenn

die Westwinde wehen, segelten sie mit dem Strome wieder nach Hause. Oftmals, wenn der Winter recht streng war, sahen sie die Reihen der Matrosen etwas gelichtet; aber nichts konnte Abentheurer von der Wiederholung dieser Fahrten abschrecken, die noch in ihrem achtzigsten Jahre von nichts als Reisen, Entdeckungen und Expeditionen träumten.

Der Sorel- oder Chambly-Fluß, von dem ich später bei Gelegenheit des Champlain-Sees reden werde, ergießt sich, gegenüber dem Fort Berthier, in den St. Lorenz, oder vielmehr in den St. Pierre, der sechs oder sieben Meilen breit ist, und mitten im Flusse eine Bay bildet. Etwas weiter stromabwärts fällt der Fluß Loup hinein, der durch üppiges Weideland fließt, und die von hübschen Obstgärten umgebene Stadt Machiche bespült. Die Ufer des Sees erscheinen von weitem wie vom Wasser verschlungen, und dieser Anblick einer allgemeinen Ueberschwemmung verbreitet eine ermüdende Monotonie über diese waldbedeckten Punkte, die scheinbar von ihrer Basis abgelöset und oft, wenn man dicht am Ufer sich befindet, undurchdringlich sind. Auf der rechten Seite des St. Lorenz stürzt sich der Fluß Nicodet in eine tiefe Bay, und die Seegel der Schaluppen sind auf dieser weiten, von einer Masse von Vorgebirgen bedeckten Fläche kaum zu erkennen.

Wer des Abbé Raynal philosophische Geschichte beider Indien gelesen hat, wird dem Laufe des St. Lorenz, seinen Seen und sich in denselben ergießenden Flüssen mit Vergnügen folgen, denn sie sämmtlich waren vor einem halben Jahrhundert etwa, in den canadischen Kriegen, eben so viele Angriffs- und Vertheidigungspunkte. Die drei Flüsse, der bedeutendste Platz zwischen Montreal und Quebek, und zwar von beiden Städten gleich weit entfernt, spielt in diesen blutigen Gemetzeln eine große Rolle, wo eine auf das Glück ihrer Nebenbuhlerin eifersüchtige Nation

derselben den Besitz eines Landes zu entziehen trachtete, ohne an den Nutzen zu denken, welchen sie etwa aus ihrer Eroberung ziehen könnte.

Ich gestehe, daß ich beim Anblicke dieser Three-Rivers, die ich mir als eine starke Festung vorgestellt hatte, mich sehr getäuscht sah. Ich fand nichts, als einige hölzerne Thürme, ein Kloster, das keineswegs fest war, Straßen, wie man sie in französischen Dörfern zu finden pflegt, und Indianer, die am Schatten eines Tunabaumes am Boden lagen, während ihre Kinder uns mit Brombeeren gefüllte Körbe verkauften. Ich reiste später einmal wieder, als es gerade Markttag war, hier durch; die Lebhaftigkeit der Einwohner, der Lärm, den sie machten, die vielen an dem Quai angebundenen Piroguen gaben dem Orte das Ansehen einer lebhaften Landstadt; aber es drängten sich zerlumpte Bettler aufs Schiff, boten verdorbene Früchte zum Verkauf an und warfen sich, wenn sie ein Almosen bekamen, auf den Boden nieder, ein gewaltiger Contrast mit den amerikanischen Städten, in denen man nie Jemand trifft, der sich so erniedrigte; wo es überhaupt keine Bettler giebt! — Hier ward die Armee der Vereinigten Staaten auf ihrem Rückzuge von Quebek von den Engländern angegriffen, die aber bei diesem Vorfalle ihren General und mehrere Officiere einbüßten.

Die Rapides de Richelieu sahen nicht so aus, wie die am obern Laufe des Flusses. Der Strom ist wohl gewaltig, aber die ruhige und glatte Fluth strömt geräuschlos dahin; nur am Ufer erheben sich Felsen aus dem klaren Wasser in ziemlich gleicher Anzahl, zu beiden Seiten. Schiffe sowohl als Schaluppen fahren nur schwer diese Stromschnellen hinan, die etwa drei Lieues lang sein mögen, oftmals legen sie vor Anker und erwarten günstigen Wind und die Fluth; nur die Dampfboote

gehen immer und plätschern durch das Wasser mit ihren mächtigen Rudern.

Den Namen Jacques Cartier, der zuerst den St. Lorenz entdeckte, führt ein kleines, etwa zehn Lieues von Quebek entferntes Dorf, das an der Mündung des gleichnamigen Flusses liegt. Allmälig werden die Felsen an den Ufern des Flusses immer größer und er gewinnt jenen wilden Anblick, der, wenn man aus dem Ontario kommt, einen so gewaltigen Eindruck macht. Denn die Berge engen ihn plötzlich ein, und bald erweitern sie sich oben so plötzlich, um auf einem steilen Felsen die Festungswerke von Quebek sichtbar zu machen, so wie die natürlichen Pallisaden, welche die Vorstädte beherrschen, die unzugänglichen Höhen von Point Levi; dann schließen sie sich noch einmal, und bilden gleichsam einen Hafen, in dem mehr als hundert Segel liegen; ganz im Hintergrunde erscheinen über diesem zwei Punkte, die nebeligen Gipfel des Berges la Tourmente.

Auf dem Ufer von Sillery-Cove fand das letzte Gefecht Statt, welches das Schicksal dieses großen Landes entschied; die Franzosen vertheidigten sich tapfer, aber Quebeck blieb den Engländern. Dicht neben dem Schlachtfelde sieht man noch die Ruinen der ersten in Canada erbauten Kirche.

Quebek, das lange Zeit hinter den Felsen verborgen liegt, welche die Vorstadt St. Roch überragen, wird auf einmal ganz sichtbar, wenn man diese Punkte umsegelt ist. Neben der Stadt drehet sich ein Wirbel, den noch niemals ein Wind gekräuselt hat, und in denselben sank die letzte französische Fregatte, ganz von Kugeln durchlöchert, zu Grunde. So sagte mir der Lootse, und niemals hatten Seeleute einen bessern Ort gewählt, um eine Niederlage ruhmreich vor den Augen des Feindes zu verbergen.

20.

Quebek.

In meiner Beſchreibung hier bei Quebek angelangt, dieſer durch maleriſche Lage und wichtige Ereigniſſe ſo merkwürdigen Stadt, bedenke ich noch einmal, wie ſchwierig das Unternehmen iſt, alle die Empfindungen und Eindrücke nach der Reihe wieder zu geben, welche ſich mir aufdrängten, als ich dieſe Hauptſtadt von Nieder-Canada erblickte. Ich will aber keine genaue Beſchreibung der Orte geben, die ich auf meinen Wanderungen berührte, ſondern nur eine flüchtige Skizze und die Eindrücke zu ſchildern verſuchen, die mir geblieben ſind. Ich werde alſo auch hier, wo ich von Quebek ſpreche, einfach erzählen, was ich geſehen und gefühlt habe. Andere, die dazu geneigter ſind, als ich, mögen die von einer gewaltigen Natur umgebenen Orte, die der Schauplatz ſo großer Thaten waren, in dieſer Hinſicht beſchreiben.

Quebek liegt, wie ſchon bemerkt, am linken Ufer des St. Lorenz, auf einer Landzunge zwiſchen zwei Bergen, welche hier der majeſtätiſche Strom bildet. Die untere Stadt, bei welcher die Schiffe anlegen, iſt ganz in engliſcher Manier gebaut, jedoch ſind die Straßen dunkel, eng und lang; die Wharves oder Staden unreinlich und nicht minder die Landungsplätze; die Vorſtadt, welche den Weg nach Montreal hinaufführt, mag etwa eine engliſche Meile lang ſein und wird von ſpitzen Felſen überragt, deren Gipfel zuweilen mit Eſchen oder Buchen gekrönt iſt. Die Straße ſelbſt beſteht aus lauter Gaſt- und Schenkhäuſern, in denen die Matroſen ſich die Zeit mit Trinken, Rauchen und Prügeln vertreiben. Am Ende der Vorſtadt ſtehen die Häuſer ſchon einzeln, und werden von dichten Bäumen beſchattet, und hier an den abgeplatteten, vom Waſſer beſpülten Felſen werden

die ungeheuern, den Strom herabgekommenen Flöße auseinandergenommen, die aus der Rhede kommenden Fahrzeuge segeln durch eine Seitenöffnung, welche diese ungeheuren Balken bilden, die von der zahlreichen Bemannung kaum in Bewegung gesetzt werden können. Aber so schwer die Arbeit auch sein mag, vom Schiff tönt froher und munterer Gesang, der in diesem geräumigen Becken von den Felsen wiederhallt.

Wenn man diese schmutzigen und finstern Gassen hinter sich hat, so wird die Luft leichter und angenehmer. Die Bergstraße (rue de la Montagne) schlängelt sich zwischen wohlgebauten Häusern und reichen Waarenmagazinen hindurch; allein jede Minute beinahe muß man anhalten, so plötzlich steigt sie in die Höhe. Endlich gelangt man zu einem steinernen Thore, dessen Styl einem europäischen Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhunderte gleicht. Neben dem Hauptthore sind zur Seite zwei kleine Eingänge angebracht, die mit den Fallgattern in den Burgen des Mittelalters einige Aehnlichkeit haben. Unter diesem Thore befindet sich ein geräumiges Gewölbe, das den englischen Truppen als Wachgebäude dient. Wer keuchend bis zu dieser ersten Mauer mitten in der Altstadt (Cité) wie man ehemals diesen befestigten Theil in den Festungen nannte, erklommen hat, sieht sich hinlänglich für seine Anstrengungen entschädigt, wenn er rechts bis an die Brustwehr der Redoute vortritt, welche sich auf diesem spitzen Felsen erhebt, und wenn er, an eine Kanone gelehnt, auf die unermeßliche Gegend blickt, die sich vor ihm ausbreitet.

Der Berg, auf welchem sich diese erste Batterie befindet, mag etwa vierhundert Fuß hoch über dem Spiegel des St. Lorenz liegen. Die untere Stadt dehnt sich dem Flusse entlang aus, und man übersieht sie mit ihren ungleichen Quais, ihren Dampfbooten, ihren Seeschiffen und der thätigen Bevölkerung. Zur Rechten liegt das Cap Diamond, der Palast des Gouver-

mirs, und dann erblickt man im Hintergrunde der Vorstadt die Rhede und die vom Winde geschaukelten Masten, gegenüber aber, auf dem entgegengesetzten Ufer, Point Levi mit seinen von Pappelbäumen umgebenen amerikanischen Gasthöfen; die Felsen, an welche dieselben sich anlehnen, scheinen den Höhen, auf welchen die Festungswerke der Stadt liegen, nichts nachzugeben. Links endlich, auf der Seite nach dem Meere zu, theilt die Isle Orleans den Fluß in zwei Arme, von denen der eine bald hinter den dürren Felsen verschwindet, während der andere die fruchtbaren Ebenen von Abraham bewässert und die auf jener weiten Hochfläche zerstreuten Meiereien bespült. Ganz im Hintergrunde dieser weiten Aussicht erhebt der Mont de la Tourmente sein kahles Haupt, und macht die Grenze zwischen den Gegenden, wohin schon europäische Gesittung gedrungen ist und den Wüsten von Labrador. So ist die Ansicht dieser Gegenden beim ersten Ueberblicke; imposante Massen, über die das Auge umherschweift, in welche die Seele des Reisenden sich versenkt, gleich dem stürmischen Fluge des Adlers. Wer aber mehrmals diesen Standpunkt zum Beschauen der Gegend wählt, kann mitten in dieser Gegend den Dampf erkennen, der aus den Cascaden von Montmorency emporsteigt, die neun Meilen weiter nördlich liegen und einen Dampfschleier bilden; den Thurm, der sich weiß unter der zweiten Gebirgskette erhebt, deren letzter Ring der Mont de la Tourmente ist. Jene malerisch liegenden Häuser unter einem steilen Hügel bilden das Indianerdorf Loretto; und nicht ohne Schauer denkt man an die düstern, dürren, unzugänglichen Gipfel zurück, auf denen kein Wesen leben kann, wo nichts sich bewegt, als der Fittig des Geiers, und die von weitem das Ansehen spitziger Felsen haben, an welchen einige Lappen zerrissener Wolken hangen bleiben, als wären sie eben so viele Klippen in diesem Dunstocean.

Eines Abends ſtand ich hier eben, und beobachtete die in jenen Gegenden ſo lange währende Dämmerung. Allmälig lagerte ſich das Dunkel auf die Ebene, die Hügel von Point Levi und die Maſten der Fahrzeuge erſchienen nur noch als eine düſtere Maſſe auf dem Fluſſe; die Ebenen glichen einem mit grünem Waſſer gefüllten See; auf der Rhede zitterte das umgekehrte Bild der mit Zinnen verſehenen Mauern ſowohl als der Feſtungswerke vom Cap Diamond und des Gouverneur-Palaſtes, aus welchem militairiſche Muſik ertönte; an dem Felſen, auf welchem die obere Stadt ſich erhebt, weideten Ziegen, die ſich an die Wurzeln der Eichen und Birken anklammerten, das vom Thau befeuchtete Moos ab; unter meinen Füßen wurden fünfhundert iriſche Auswanderer ausgeſchifft, und liefen unter Tumult und Geräuſch durch die Gaſſen; zwei Dampfboote gingen nach Montreal, und ich hörte das ziſchende Plätſchern ihrer Ruder noch lange Zeit. Etwa um eilf Uhr war die völlige Nacht auf dieſes Zwielicht gefolgt, die Schildwache ging ſchweigend vor der Stadt auf und ab, und Alles war in dieſer ſchönen Nacht in Ruhe verſenkt, in einer Nacht, wo, wie Lord Byron ſagt, die See

Forgets her schemes of hope and pride
And flies unconcious over each backward year.

Ein ſtets heller werdendes Licht begann die entfernteſten Gegenſtände mit einem Purpurſchein zu überziehen, das Waſſer nahm eine roſige Farbe an, wie beim erſten Strahl der Morgenröthe, die Gipfel der Berge glichen Vulkanen inmitten der ſie umlagernden durchſichtigen Dünſte und die Segel der Fahrzeuge ſpielten in ſchillernden Farben. Ich wußte nicht, was ich von dieſem ſeltſamen Phänomen denken ſollte, der Himmel ſtand im Feuer und die Luft war ruhig und heiter, und ganz, wie ſie in einer ſolchen Höhe an einem Sommerabende ſein muß.

Ich

Ich brachte einen Theil der Nacht damit hin, dieſes entzückende Schauſpiel zu bewundern, das übrigens — es war ein Nordlicht — den Eingeborenen etwas ſehr Gewöhnliches iſt, und namentlich im Winter. Ich ſtellte mir dieſe ganze Gegend mit Schnee bedeckt vor, auf welcher die hellen Strahlen ſich in funkelnden Garben wiederſpiegelten, dieſe Gebirge als eben ſo viele Gletſcher, welche dieſes ſtrahlende Licht in unzähligen Sonnen wiedergaben, mit einem Worte, den ganzen Horizont mitten in der Geräuſchloſigkeit der Nacht, als in magiſcher Klarheit glänzend; und dieſes Schauſpiel iſt in der That nichts ſeltenes im Winter für die Schildwache, die ſich wegen der Kälte in ihr Schilderhaus zurückgezogen hat.

Der Palaſt des Gouverneurs, oder Chateau Saint-Louis, der auf dem Gipfel des Berges erbaut iſt, ſcheint mitten aus dem Fluſſe aufzuſteigen und in dem Felſen ſelbſt eingehöhlt; vor dem Einſturze bewahren ihn dicke Steinpfeiler, und das Haus iſt mit Gärten umgeben, die auf den Terraſſen angelegt ſind. Die Ausſicht unter den dort ſtehenden Hagebuchen muß vortrefflich ſein. Auf der Seite nach der Stadt zu liegt ein großer Hof, der auf einen runden Square hinausgeht, der einen lieblichen Raſenplatz bildet, mit hübſch gebaueter Kirche und von Akazien beſchattet wird. Jeden Tag hält auf dieſem Platze die Garde des Gouvernements, die eben ſo prächtig gekleidet iſt, wie die königlichen Truppen in London, ihre Parade; die Soldaten manövriren, paſſiren die Revue, und alle Tage ſpielt das Muſikchor vortreffliche Stücke, die von den Felſen der Rhede wiederhallen, und die größtentheils Carl Maria von Weber oder Boieldieu angehörten. Dieſer Square iſt auch der beſuchteſte Spaziergang im Winter, es wird hier ſtark Schlitten gefahren; der Gouverneur z. B. fährt mit zwei canadiſchen Elenthieren, die ſo gut abgerichtet ſind, wie irgend ein Rennthier in Lapp-

land, und viele Einwohner ahmen ihm darin nach. Für einen Reisenden aus den gemäßigten Ländern Europas muß ein solches Schauspiel viel Anziehendes haben.

Die Barracks, die auf dem Abhange des Hügels nach der Seite des höchst gelegenen Thors der Stadt liegen, das zugleich das Hauptthor bildet, die Pforte St. Louis nämlich, wurden von Jesuiten erbaut. Heut zu Tage werden sie von den Soldaten als Kasernen benutzt, und von dem Hofe, der freilich dem Nordwinde allzusehr ausgesetzt ist, hat man einen Theil derselben schönen Aussicht, die man von der Esplanade genießt.

Die größte Kirche in Quebek ist die französische Pfarrkirche, die einem Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert gleicht, recht hübsch ist, und ganz in dem Style der französischen Kirchen der damaligen Zeit. Die übrigen sind protestantische Tempel, recht reinlich und gut unterhalten, von einfacher Bauart, oft recht pittoresk, aber alle ohne Verzierungen. Die Thüren namentlich bilden eine bizarre Gruppe von Spitzen, Pyramiden und Obelisken. Die Kapelle des Seminariums enthält viele Gemälde, die dort zu Lande wohl nur deshalb in so großem Ansehen stehen, weil in Canada bis jetzt noch ein fühlbarer Mangel an Künstlern sein dürfte.

Das Arsenal, das, wie alle Werke dieser Art, durch die Vertheilung und Eleganz der durch die Waffen gebildeten Dessins sich auszeichnet, enthält so viel Waffen, daß man füglich hundert tausend Mann damit equipiren könnte, man darf daher mit Recht behaupten, daß Quebek gar nicht einzunehmen ist, denn es ist mit allem wohl versehen, hat von Natur eine starke Lage und kann die längste Belagerung aushalten. Ich muß noch etwas über das Cap Diamond sagen, den wichtigsten Ort der Stadt, das Heiligthum der militairischen Kraft, wenn ich so sagen darf,

welches Niemand ohne ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs betreten darf.

Es ist eine Felsenspitze, deren Höhe die höchsten Gebäude der Stadt und alle Befestigungswerke der Stadt überragt; die Citadelle, am Rande des Abgrundes selbst erbauet, bietet dem Auge nur ungeheure, mit Feuerschlünden bedeckte Bastionen dar, deren Mündung aus den Schießscharten hervorsieht. Die Wälle sind senkrecht, 40 Fuß hoch und aus Bruchstein; der in den Felsen gehauene Graben ist funfzig Fuß breit, geht rund um die Festungswerke herum, beschreibt Winkel um die Thore, geht um die neuen Mauern, und vereinigt sich zuletzt mit den alten französischen Werken.

Tritt man durch das gewölbte Thor ein, so erblickt man zuerst eine lange Reihe Kasematten, die aus Backsteinen gebaut, gewölbt und so dick sind, daß keine, auch nicht die stärkste Bombe durchdringen kann. Es sind dieser Kasematten etwa vierzig, die alle auf der Nordwestseite liegen; der übrige Theil der Citadelle an Osten ist uneinnehmbar wegen der Höhe der Felsen; sämmtliche Kasematten stehen durch hölzerne Thüren mit einander in Verbindung, und viertausend Mann sind hier vor Kugeln und Bomben durchaus gesichert. Die Arbeit muß ungeheure Anstrengung gekostet haben. Der finstere Anblick dieser Gewölbe, aus denen das Auge die hier von Gebirgen umgrenzte Ebene überblickt, die dicken Mauern, die Breite der äußeren Höfe, das ernste Ansehen der langsam auf und abgehenden Schildwachen, alles giebt diesem Orte etwas Imposantes und zugleich Schreckliches, gleich jenen Burgen, den luftigen Adlern, von denen herab die Barone das platte Land überfielen und mit Feuer und Schwert verwüsteten. Den Namen Cap Diamond, welchen die Engländer dieser Citadelle gaben, hat sie wegen der in der Sonne glänzenden Krystallstücke erhalten, die man hier zwischen

den Kalksteinen häufig antrifft. Vor Zeiten war eine in den Felsen gehauene Treppe vorhanden, auf welcher man in die untere Stadt hinabgehen konnte, gegenwärtig aber ist dieser für die Soldaten unbequeme Gang durch eine Dampfmaschine ersetzt, an welcher man Baumaterialien sowohl, als Waffen und namentlich Kanonen in die Höhe windet. Unter dem Graben befindet sich ein Gewölbe, das in die Kasematten führt; die Gänge sind nur 2 Fuß breit, und drehen sich in einer Spirale eben so leicht, wie die eisernen Treppen der schönsten Hotels in London. Die Länge beträgt dreißig Fuß, und auf beiden Seiten sind am Eingange Schilderhäuser in den Felsen gehauen. In der Citadelle befindet sich ferner ein großer geräumiger Hof mit einem Brunnen; auf diesem Platze exerciren die Soldaten. Die dicken plumpen Mauern, aus welchen die „Batterie des Cavaliers" besteht, wurden vorlängst erbauet, und waren ursprünglich für einen Palast des französischen Gouverneurs bestimmt. Einige Festungstrümmer, umherliegende Steinhaufen, eingesunkene Mauern, sind alles, was von der Herrschaft der Franzosen übrig geblieben ist; was aber nie aus Canada verschwinden wird, das sind die sanften und liebenswürdigen Sitten seiner Bewohner, der sorglose und glückliche Charakter der Landleute, die am Ufer des St. Lorenz mit Fiebern und Schnee kämpfen, und vor allem dieser französische Anstrich, der in den Hütten und den Dörfern überall sich vorfindet, die einfache Gastfreundschaft, die so sehr gegen das rauhe und strenge Wesen der englischen Truppen und das ewige „Wer da!" der Schildwachen absticht. So wahr ist es, daß wenn in einem eroberten Lande die Macht dem Sieger gehört, doch bei einer Bevölkerung, die nur den Namen vertauscht, dasselbe Gefühl für Vorliebe und Haß bleibt, wie von jeher. Die englische Politik hat den Canadiern ein sanftes Joch aufgelegt, sie sind, wie die Sieger sagen, freier

als unter der vorigen Herrschaft des Mutterlandes, und dennoch hörte ich Leute, die mit Feuer und Enthusiasmus ausriefen: „Trotz dem sind und bleiben wir Franzosen!“

(Fortsetzung folgt).

XV.

Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste.

(Fortsetzung).

3.

Gützlaffs einleitende Abhandlung über den Verkehr mit China.

Das chinesische Hemmungssystem des Verkehrs mit dem Auslande ist oft für eine der staatsweisesten Erfindungen ausgegeben worden; es zeigt sich aber bei genauerer Prüfung, daß nichts einer vernünftigen Politik mehr widerstreitet als dies selbstbeschränkende Verfahren. Alle Menschen, Kinder desselben Vaters im Himmel, derselben ursprünglichen Wurzel durch ihre Abstammung entsprossen, von demselben Firmament umwölbt, auf demselben Weltkörper wohnend, durch allgemeine Anlagen und Bestimmung einander gleich, sind zur unbeschränkten Gemeinschaft unter einander berufen *) Die Aufhebung derselben ist ein Frevel gegen das göttliche Gesetz der Liebe, welches für alle Na-

*) Ein chinesischer Kaiser von der tatarischen Invasion, schickte ums Jahr 1300 eine Gesandtschaft nach Japan, um dort Verbindungen anzuknüpfen. In seinem Sendschreiben heißt es: „die Weisen sehen die ganze Welt als eine Familie an. Wenn

tionen gleiche Gültigkeit hat. Wilde sind wenigstens damit entschuldigt, daß sie in der Absonderung nur sich selber Schaden thun; ein Volk aber, wie das chinesische, begabt mit Einsicht, fähig zu geistiger Mittheilung, erfüllt von dem Dünkel einer der gesammten Menschheit überlegenen Bildung, darf nicht ebenso handeln, weil es dadurch nicht sich allein, sondern alle Uebrigen in Verlust bringt. Die traurigste Folge dieses ungeselligen Verfahrens ist die Verbannung der wahren Gottesverehrung aus einem so weiten Reiche. Einst schickte China seine Gesandten nach Indien, um nach den heiligen Lehren des Buddhismus zu forschen. Die selige Botschaft vom Himmelreich hat es verschmäht, da sie ihm vor seine Thür gebracht ward. Vielleicht sagt man zur Entschuldigung, daß statt des wahren Gotteswortes ehedem nur die vermessenen Mährchen eines verfälschten Christenthums zu den Chinesen gelangten. In Wahrheit verdient die protestantische Welt den Tadel der Säumniß, daß sie so lange anstand, dorthin die evangelische Lehre zu tragen; jetzt aber hoffen wir mit Zuversicht, daß Christen nicht ferner zögern werden, das Gotteswort mitzutheilen, wenn etwa die Gelegenheit dazu sich eröffnet, und willige Ohren dafür gefunden werden.

Man wendet vielleicht ein, daß alle Versuche die Schranken des Verkehrs mit China zu brechen, bisher fehlgeschlagen sind und auch künftig nicht gelingen werden. Das erste ist zum Theil wahr, das andere zu beweisen. Es ist deshalb von Interesse, den Ursachen des bisherigen Mißlingens nachzuspüren *).

---

deren Glieder nun nicht in freundlichem Verkehre unter einander stehen, wie kann behauptet werden, daß das Grundwesen eines Familienverhältnisses unter ihnen herrschend sei."

Anmerk. des Verf.

*) Wir können es nicht vermeiden, den Grundton derjenigen Färbung, welche Herr Gützlaff, als frommer evangelischer Christ

Merkwürdigerweise hegen alle Nationen, welche sich der chinesischen Schriftsprache bedienen, dieselben Vorurtheile gegen Aus-

---

nach jetzigen Zeitansichten und als Missionair, seiner Darstellung gegeben hat, im Allgemeinsten unverwischt zu lassen. Wollten wir ihr alles individuelle Gepräge nehmen, um dem Gaumen des Lesers nur die ausgebeutete Süßigkeit interessanter Thatsachen zu überliefern, so wäre fraglich, ob wir uns dabei als die Bienen verhalten könnten, welche ohne die beraubte Blume zu zerstören, den Raub in Honig umschaffen, oder nicht vielmehr als die Spinnen, welche ein armes Insektlein eben nur aussaugen und ertödten ohne Frucht und Freude für irgend Jemanden; und gesetzt auch, wir könnten es den Bienen gleich thun im Sammeln der Süßigkeit und hätten das Geschick wie sie, dieselbe zu verarbeiten, so dürfen wir ja nicht einmal, da wir in Bezug auf Gützlaffs Werk nichts sind als — Uebersetzer. Uebersetzern aber geht es nicht besser als gezähmten Papageien, die ihr natürliches Geschrei verlernen und dafür das Nachsprechen eintauschen, oder höchstens, wie man an das Vorrecht des Notenmachens denkt; wie den Hunden der Culturländer, welche Bellen lernen, was sie in ihrer Wildniß nie gekannt haben. Wir bitten, das hier Bemerkte als eine Captatio benevolentiae anzusehen. Denn wir können, da wir einmal in der geschilderten Lage sind, unserer eigenen Ansicht nur dadurch Luft machen, daß wir gleich hier und von vorn herein in leichten Linien eine Skizze derselben entwerfen und dadurch mit unsern Lesern ein für allemal ein billiges Abkommen treffen.

Wir haben vor allen Dingen darauf aufmerksam zu machen, daß Herr Gützlaff das Mißlingen bisheriger Versuche in China lediglich allerlei einzelnen Ursachen zuschreibt, ohne zu bedenken, daß man es da mit einem durchgebildeten, festgewurzelten, weitverzweigten, wirklich fruchtreichen und auf seine Früchte stolzen Volksgeist zu thun hat, dessen Stärke in seiner Einheit und in seinem inneren Zusammenhang besteht. Die Lehren, welche die Mission dorthin trägt, sind Oel im Wasser; das Fett schwimmt nur obenauf und das Wasser bleibt wäßrig. Wäre in frühern Zeiten, meint Herr Gützlaff, statt des päpstlichen Aberglaubens reines Christenthum den Chinesen gebracht worden, so

länder. Durch die Vermittlung dieser Zeichen haben verwandte Gesetze, Einrichtungen und religiöse Vorstellungen ihrer Aller

---

hätte es längst gesiegt. Als ob ein Chinese sich vor Aberglauben fürchten könnte! Aberglaube ist ja gerade das Element, worin er athmet. Muß man nicht annehmen, daß mit dem seinigen sich ein fremder Aberglaube weit leichter hätte amalgamiren können als fremde Wahrheit? Welcher Magnet ist im Stande die Eisennatur dieses Volkes anzuziehen? Man geht davon aus, daß das Evangelium eine Macht Gottes sei, der nichts widerstehen könne und man hat Recht darin. Nur sollte man nicht das bloße geschriebene Wort für das Salomonissiegel halten, welches ohne Weiteres alle bösen Geister beschwört. Was hilft es, Gnade und Sündenvergebung predigen, denen, die sich für vollkommen halten? Der Schnee wird lachen, daß ihr ihn weiß waschen wollt. Wie will man denen die Lehre von der Versöhnung begreiflich machen, die von keiner Entzweiung und Feindschaft wissen? Sie werden euch verspotten, daß ihr flicken wollt, wo der Rock ganz ist. Was soll die Verkündigung der fernen Auferstehung denen fruchten, die sich begnügen, wenn ihre Seele nur sogleich in etwa ein kaiserliches Postpferd übergeht? Sie werden euch bedauern, daß ihr Wasser in den Strom schöpfen wollt. Wir meinen damit keineswegs, daß eine Bekehrung des sogenannten himmlischen Reiches geradezu unmöglich sei; wir erinnern nur, daß bei Würdigung des dazu eingeschlagenen Verfahrens der Nationalcharacter tiefer erfaßt werden müsse, als zu geschehen pflegt. Ehe nicht im Volke das Bedürfniß der persönlichen Freiheit, ehe nicht das Gefühl ihrer eigenen Nichtswürdigkeit erwacht ist, kann keine Lehre Eingang finden und je vollkommener sie ist, um so weniger. Das Geheimniß, aus Säuglingen durch einen Ritterschlag Männer zu machen, soll erst noch entdeckt werden. Die Erziehung dieses alten Kindervolks wird geraume Zeit erfordern; nur im engern Umgang mit den civilisirten Nationen könnten sie allmählig sich zu einem höheren geistigen Bewußtsein heranbilden und würden ohne Zweifel eine lange Reihe von Entwickelungsstufen zu durchlaufen haben. Was das Handelsinteresse der europäischen Welt dazu

ſich beneiſtert, ſo daß ſie eine abgeſonderte Völkerfamilie bilden, die in allen Stücken ſich von den übrigen Nationen der Erde unterſcheidet. Mit allen Vortheilen einer mannigfachen Bildung ausgerüſtet, und dies in ſo früher Zeit, daß umher alles noch in Barbarei lag, lernten ſie auf andere Völker mit Verachtung herabſehen und ſie, wenn Sieger, nur als überwundene Feinde,

---

vermögen wird, ſteht zu erwarten. Durch jeden Fortſchritt aber würde die ungeheure Colliſion des neuerwachenden Lebens mit dem ganzen Coloß des Staatsſyſtems furchtbarer heranwachſen. Der Aberglaube iſt in China nicht das Privilegium der Einzelnen, ſo daß im Ganzen wenigſtens die Vernünftigkeit herrſchte, ſondern er iſt förmlich organiſirt als ein wohlgegliedertes Reich. Die ganze volle Lebenskraft dieſes Organismus müßte zerſtört werden, um aus der Fäulniß dieſes Rieſenleibes eine junge friſche Vegetation zu erwecken.

Neulich, bei Gelegenheit des Verfahrens des Lord Napier (welcher jetzt ſchon ein Opfer ſeines Eifers geworden iſt) haben engliſche Blätter ein philanthropiſches Nothgeſchrei über die Gewaltthätigkeit gegen ein ganzes Reich und ſomit gegen alle Menſchenrechte erhoben. Die Miſſionaire ihrerſeits wollen auch nicht das Schwert, ſondern die Palme des Friedens nach China bringen. Aber man bedenke, wenn nun Gelingen ihre Beſtrebungen krönt, wenn nun ein Theil der chineſiſchen Nation ihr Tao mit dem Glauben, ihren Kaiſerdrachen mit dem Kreuze vertauſcht, ob das alles ſo in ſüßer Ruhe und einträchtiger Liebe wird gethan werden, ob das Scepter des Friedens nicht der Ruthe des Religionskampfes wird weichen müſſen. Dann möchte vielleicht Europa trotz aller Liebe für die Non-Intervention, es als gar keine Sünde, ja vielmehr als eine Pflicht betrachten, den verfolgten Glaubensbrüdern unter den Chineſen ſeinen wohlbeſchienten und beſpießten Helfer-Arm darzureichen. Daß Umſtände die Sache verändern, iſt alte Weisheit; man lernt aber nebenher aus ſolcher Betrachtung der Dinge, daß von allen Seiten ohne viel Noth auf die große Trommel und an die große Glocke geſchlagen wird.

Red.

oder wenn beſiegt, als wilde Räuber betrachten. Durch gefliſſentliche Vermeidung alles Umgangs mit den „Barbaren" verblieben ſie in dem Wahn, daß die Fremde nur elende Wilde bergen könnte; und ihr Hochmuth ſtieg, indem ſie ſich für die zahlreichſte Nation der Erde halten durften. So wahr dies iſt, ſo falſch iſt der Schlüß den ſie daraus zogen, daß nämlich auch ihr Land den größten Theil des Erdbodens bedeckte. Sie ſtellten ſich aber die Erde viereckig vor, ſetzten China in den Mittelpunkt und wieſen den übrigen Nationen nur kleine Inſelflecken in entlegenen Winkeln rings an den Erdſäumen an. Demgemäß konnte der Beherrſcher dieſes Reiches der Mitte ſich für den alleinigen Herren der ganzen Erde, den Stellvertreter des Himmels auf ſelbiger und den Regenten alles Landes und der vier Meere, die Könige aber alle für ſeine Vaſallen und Lehensträger erklären, die er zu zerſchellen und zu zerſcheitern Macht hätte und deren Geſandſchaften nur aus Erbarmen er jezuweilen vor ſich ließe. Obgleich nun neuerlich die Verbeſſerung ihrer Schifffahrt und ihre Fortſchritte in der Geographie und in andern Wiſſenſchaften ſie über ihren Irrthum hätten aufklären ſollen, ſo ſind ſie doch zu ſtolz, um ihre zeitherige Unwiſſenheit einzugeſtehen und geben den Prunktitel „ihres blumigen Reiches der Mitte" nicht auf, und machen nach wie vor den Anſpruch auf die Huldigung aller Könige der Erde. Noch immer werden die alten Mährchen von den „vier Meeren" wiederholt und es giebt noch Charten, welche dieſe Darſtellung enthalten. So lange dergleichen Vorurtheile die Volksmeinung beherrſchen, iſt nicht zu hoffen, daß dem Auslande gerechte Würdigung in China widerfahre. Alle die armſeligen Völkerſchaften, welche ſich der chineſiſchen Schriftzeichen bedienen, fröhnen, indem ſie ſich zu Vaſallen des himmliſchen Reiches bekennen, den Anmaßungen der chineſiſchen Eitelkeit.

Ein anderes Bollwerk des Abſchließungsſyſtems iſt die Literatur des Landes, für welche die Chineſen eine große Anhänglichkeit haben und deren Studium allein einem Manne Bedeutung in ihren Augen giebt. In dieſer ſind gewöhnlich die Ausländer nur wenig bewandert und werden deshalb als unwiſſende Barbaren verſchmäht. Der Eifer für die Geſetze des Mein und Dein und jede Art der Gerechtigkeit macht beſonders den Stolz der Chineſen aus. Die Fremden werden von ihren Schriftſtellern als rohe, des Umgangs unwerthe Barbaren, ohne Treue und Glauben verſchrien. „Sie haben niemals", ſagen ſie, „den bildenden Einfluß des himmliſchen Reiches gefühlt und ſind darum eben ſo bedauernswürdig als verächtlich. Treibt ſie hinweg, verſtoßt ſie aus dem Reiche!" ſo läßt ſich echt chineſiſche Politik vernehmen.

Den Haß gegen das Ausland zu vergrößern hat die Regierung mancherlei Mittel mit verſchiedenem Erfolge angewendet. Sie muß, obgleich mit Widerſtreben, ſich geſtehen, daß manche der Barbaren, kriegeriſcher als die Bewohner des Reichs der Mitte, ganz in deſſen Nähe anſehnliche Eroberungen gemacht, und auch ferner mit den Waffen ihm leicht überlegen ſein könnten. Dadurch iſt ſie zu einer argwöhniſchen Wachſamkeit gegen dieſe Völker aufgereizt worden. Um aber ihre Furcht den Unterthanen zu verbergen, hat ſie die Gewohnheit angenommen, den Character der Ausländer anzuſchwärzen, und würde gewiß gern ſämmtliche europäiſche Reſidenten und Fremde gleichen Demüthigungen unterwerfen, als die Holländer ſich in Japan gefallen laſſen. Doch kann nicht geleugnet werden, daß die Europäer oft durch kleinliches Auflehnen alle Strenge der chineſiſchen Abſperrungsgeſetze ſelber hervor gerufen haben. So oft beſtrittene Anſprüche durch Waffengewalt behauptet wurden, haben die Chineſen den Kürzeren gezogen und ſind daher geneigt,

jede offene Feindſeligkeit zu vermeiden. Statt Blut verſprützen ſie Tinte und haben längſt der Welt gezeigt, daß ſie in einem Federkriege unüberwindlich ſind. Donnernde Edikte, ähnlich den Anathemen des päpſtlichen Stuhles, werden in ſolchen Fällen geſchleudert, pomphaft genug abgefaßt, um ſelbſt einen Europäer, dem der Stand der Sache unbekannt wäre, zu überreden, daß die Chineſen alles Recht auf ihrer Seite hätten. Ihre Drohungen ſind niederſchmetternd, ihre Befehle unumſtößlich. Dabei aber hat es ſein Bewenden. Denn die Willkühr der Fremden giebt entweder nach und unterwirft ſich, oder die chineſiſche Regierung iſt zu weiſe, um eine Sache bis zu demjenigen Aeußerſten kommen zu laſſen, in welchem ſie eben ſo gewiß ihrer Niederlage als im Wortkrieg ihres Sieges iſt.

Die beſtändige Colliſion der fremden Handelsetabliſſements zu Canton mit den Landesbehörden hat alle Zeit die Verwunderung derer erregt, welche den Charakter des Volkes nicht hinlänglich kennen. Ernſtliche Rügen ſind von Capitaliſten ausgegangen, welche Verluſt erlitten, nicht aber im Stande waren, die Verhältniſſe gehörig zu beurtheilen. Es iſt unmöglich, daß Reibungen gänzlich vermieden werden, ſo lang in China die alten Vorurtheile wurzeln; denn von der einen Seite wird geſtrebt, alte Privilegien zu behaupten, die gegenwärtige Stellung zu verbeſſern und den Handel zu erweitern; von der andern, die Freiheiten der Fremden zu beſchränken und möglichſt ihre Ausſchließung herbeizuführen. Die Erfahrung der Jahrhunderte hat den Europäern gelehrt, daß die Chineſiſchen Behörden ſtets ſie zu gefährden bereit ſind, ſobald es ohne eigenen Schaden und Verluſt nur irgend geſchehen kann. Wenn ſie Gewalt ſehen, ſind ſie dagegen kriechend höflich und dienſtfertig. Dieſe eigenthümliche Verfahrungsart hat häufig das Benehmen der europäiſchen Reſidenten in Abſtellung von Mißhelligkeiten in das ungünſtigſte

Licht gestellt, und es ist zu beklagen, daß ihre Religion den Europäern nicht mehr Geduld und Nachsicht eingeflößt hat, wenn auch der langen Reihe von verdrießlichen Duälereien, die sie seit der ersten Ankunft der Portugiesen von den chinesischen Behörden auszustehen hatten, entschuldigend gedacht werden kann. Hätte öfter christliche Milde gewaltet, so wäre weniger Klage über die Chinesen entstanden. Nun aber stellte sich Empfindlichkeit gegen Kränkung, Unverschämtheit gegen Grobheit, Widerwille gegen Haß und der Riß wurde breiter und breiter. Proclamationen der Regierung, das Benehmen der Barbaren mit Schändlichkeit stempelnd, ergingen häufig zu Canton. Weislich nahmen die Fremden keine Notiz davon. Die Herzen des Volks aber wurden mit dem tiefsten Abscheu vor so gehässigen Barbaren erfüllt. Das war auch der Zweck der Behörden, denn der Haß des Volkes war das beste Präservativ vor einer zu engen Anschließung an die Ausländer.

Inzwischen ist vieles geschehen, die Spannung zu beseitigen, Gesandtschaften sind geschickt worden, man hat keine Geschenke gespart, keine Mühe sich verdrießen lassen, um einen freundlicheren Verkehr einzuleiten. Umsonst! Die Portugiesen, welche zuerst unter den Europäern den Weg nach China fanden, nahmen oft Gelegenheit, sich an die Gunst des Kaisers zu wenden. Im Jahre 1520 ward ein portugiesischer Gesandter vom Hofe zu Peking unverrichteter Sache zurückgeschickt, und nachher gar, aus Eifersucht über die portugiesischen Eroberungen in Indien, eingekerkert und getödtet. Im Jahre 1667 schickten sie einen Gesandten an den Kaiser Kanghe, einen anderen später an den Kaiser Yung-Ching. Diese wurden als chinesische Vasallen behandelt, genossen aber mehr Freiheit als die Eingeborenen während der Zeit ihres Aufenthalts in Peking. Die Holländer hatten ebenfalls Verkehr mit China anzuknüpfen versucht, aber nur

ihre Eroberungen in der Nachbarschaft konnten ihnen die Eröffnung des Handels erwerben. Um ihn zu sichern schickten sie 1655 eine Gesandtschaft an den Kaiser Kanghe. Der junge Fürst, welcher die Ueberlegenheit der Europäer recht gut einsah, nahm sie freundlich auf, war aber unvermögend, den Strom der Nationalvorurtheile gegen alles Fremde zu dämmen und konnte ihnen nur wenige erwähnenswerthe Privilegien gewähren, so daß ein eigentlicher gegenseitiger Verkehr nicht zu Stande kam. Die jetzigen Beziehungen zu China machen den Briten einen Handelstraktat höchst wünschenswerth. Durch eine wohl geleitete Gesandtschaft hätte zu Peking, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, bei einem Kaiser, wie Kien-lung, viel ausgerichtet werden können, wenn nicht die alte Gewohnheit des Ausschließungssystems zu mächtig entgegen gewirkt hätte. Die Holländer, welche das Mißlingen der Gesandtschaft von 1793 dem unbeugsamen Sinne des Ambassadeurs zuschrieben, empfahlen den Abgeordneten, welche sie selber bald darauf hinschickten, unbedingte Unterwerfung unter jede vorgeschriebene Ceremonie, wie demüthigend sie sein möge. Die Folge davon war, daß sie verachtet wurden, während die Engländer sich wenigstens ehrenvolle Entlassung verschafft hatten. Denn es ist chinesische Art, den Unterwürfigen und Demüthigen mit Füßen zu treten, während Festigkeit und Entschiedenheit ihnen Achtung abnöthiget. Ein anderer Britischer Gesandter, im Jahre 1816, fand noch größere Schwierigkeiten und richtete noch weniger aus, als der erste. Diese mißlungenen Versuche müssen die europäischen Monarchen bewegen, entweder alle Negotiation aufzugeben, oder doch sie anders einzuleiten. Die beiden großen Hindernisse sind: chinesische Anmaßung einer Oberherrlichkeit über alle Nationen der Erde und chinesische Furcht vor jeder überlegenen Macht. Nimmt man hinzu die Meisterschaft der Lüge in allen Zweigen ihrer Regie-

rung, die Unkunde in aller und jeder gemeinen Wissenschaft und den Eigensinn der Befangenheit in schädlichen Vorurtheilen, so werden wir die Gesandten weniger verdammen, denen mißlang, was des Mißlingens Keim in sich selber trug.

Leute, welche ihre Ansichten nach chinesischen Büchern zuschneiden und die Nation mit jener veralteten Bewunderung, welche einst zum guten Ton gehörte, noch jetzt beehren, werden die Standhaftigkeit der Regierung im Abwehren des Ausländischen preisen, oder auch die Klugheit, welche den Verkehr mit Schranken umzieht, die ihn unschädlich machen. „Solche weise Politik" werden sie sprechen, „hat vor Veränderung und Verfall bewahrt die herrlichen Sitten und Gesetze dieses alten Reiches. Da bestehen nur noch die patriarchalischen Einrichtungen, welche den Stempel der erprobten Dauer tragen. Während alle Länder von der Kriegswuth zerschüttelt werden, gedeihet China unter den neidenswerthen Segnungen des Friedens und Wohlstandes. Die unverantwortliche Zudringlichkeit der Ausländer, welche zuerst zwar auf freundlichen Verkehr, dann aber auf Umkehr der bestehenden Ordnung zielte, haben sie mit Recht zurückgewiesen. Dankbar sollten diese Fremden sein, für die aus purer Menschenliebe ihnen in China bewilligten Privilegien. Zollen sollten sie Lob und Gehorsam diesen Gesetzen, welche das Wohl von mehr denn dreihundert Millionen Menschen sichern. Würden nur alle Anschläge mit gleicher Standhaftigkeit vereitelt! Bald würde China sonst in so elende Knechtschaft versinken, wie das heutige Hindostan; innere Kriege, durch fremde Einwirkungen genährt, würden das Land verwüsten, den Kunstfleiß der Eingeborenen zerstören und sie dem Elend zur Beute geben."

Solche Raisonnements klingen gerade so pomphaft wie die Declamationen chinesischer Schriftsteller über ihr Nationalglück.

Es wäre zum Beſten der Menſchheit zu wünſchen, daß ſich daran etwas Wahres fände.

Aber in der That ſind die Chineſen mehrmals von fremder Gewalt unterworfen worden, wie denn jetzt noch ein Tartarenfürſt ſie regiert. Und zu ſo niedrigen Knechten des Despotismus wären ſie doch wahrlich nicht herabgewürdigt worden, wenn Europäer ihr Land erobert hätten. Der unbefangene Beurtheiler kann nicht läugnen, daß die Hindus in bürgerlicher und religiöſer Hinſicht gewonnen und außerordentliche Fortſchritte in Kenntniß und Erkenntniß gemacht haben, während China zurückgeblieben iſt, unter der Geißel einer zügelloſen Willkühr, verdammt zur Abſonderung von der ganzen lebensvollen und ſtets ſich bildenden und läuternden Welt. Sind manche Inſtitutionen des Himmliſchen Reiches theoretiſch löblich und Jahrhunderte hindurch praktiſch erprobt, iſt einer Regierung, welche ſo viele Millionen im Zügel hält, nicht alle Herrſcherweisheit abzuſprechen, ſo ſind dagegen manche andere Geſetze nichts weniger als ruhmwürdig und dem Weſen der menſchlichen Natur angemeſſen, wie denn ſchon ihre zahlloſe Menge und bis ins kleinſte ausgebildete Schärfe den Keim der Uebertretung mehr als andere Geſetzgebungen in ſich trägt, und die Regierung kann das Auge zudrücken und die Beſtechlichkeit aller Beamten ſammt der ganzen Schaar begleitender Uebel nicht verhindern.

Die patriarchaliſchen Einrichtungen beſtehen nur auf dem Papiere und die väterlichen Ermahnungen gleichen den Adreſſen der Inquiſition an die weltlichen Gerichte, wenn ſie dieſen ein Opfer auslieferte. Von ſolcher Art der Rechtspflege giebt es denn auch wohl viele Beiſpiele, Ausnahmen aber leider ſelten. Um vom ewigen Frieden eines Reiches zu reden, in welchem es an Empörungen nicht gefehlt hat, muß man Thatſachen zum Vortheil einer Theorie verheimlichen. Und was den Wohlſtand China's betrifft, ſo

iſt

ist die Wahrheit, daß wohl in keinem Lande Noth und Mangel so häufig anzutreffen ist als in diesem, wiewohl man die Schuld hievon nicht gerade der Regierung beimessen darf. Wer nur nach Du Haldes Darstellung urtheilt, muß die Chinesen für eine überaus tugendhafte Nation halten und wirklich sind manche liebenswürdige Eigenschaften ihnen nicht abzusprechen, ebensowenig aber sehr abschreckende Laster. Viel verschlechtert können ihre Sitten durch den Umgang mit Ausländern nicht werden, denn an ihren moralischen Grundsätzen ist wenig mit Wahrheit zu rühmen und noch weniger an ihrem Wandel. Jede Vorschrift der Etiquette befolgen sie mit Aengstlichkeit, aber die Gebote der Liebe wie der Gerechtigkeit bleiben unbeachtet. Erpressung ist ganz allgemein herrschend, bald offenbar, bald versteckt. Um ihr zu entgehen, giebt es oft nur ein Mittel, zu welchem die Behörden auch nicht selten rathen oder gar zwingen, nämlich das Land zu verlassen.

Von allen Fremden haben keine dort größeren Unbilden sich unterworfen, als die katholischen Missionaire, deren Eifer, in China Eingang zu finden brennender war, als das Verlangen anderer Reisender nach Timbuctu. Franz Xavier starb im Angesichte dieses gelobten Landes und sein letzter Athemzug war ein Gebot für dessen Bekehrung. Alexander Valignano, General der indischen Missionen, welcher zu Macao residirte, wendete oftmals seine Blicke nach der Küste Chinas und rief aus: „O Fels, o Fels! wann wirst du dich öffnen?“ Keine Schwierigkeiten waren im Stande den Muth dieser Männer niederzuschlagen; ihre Beharrlichkeit siegte über jedes Hinderniß und Matthias Ricci durfte wirklich um 1582 das himmlische Reich betreten. Hätten sie damals statt der römischen Kirchenlehre das reine Evangelium gepredigt! Es waren aber Männer unter ihnen von ausgezeichneten Talenten, von einnehmendem Wesen, von

unbezwinglicher Geduld. Einige waren gewiß von der wahrsten Frömmigkeit erfüllt, und hegten den eifrigsten Wunsch, das Reich ihres Erlösers auszubreiten. Wir müssen die Offenheit und Furchtlosigkeit, mit welcher Einige für das Evangelium auftraten, bewundern; Andere freilich erschlichen durch verächtliche Künste die Gunst des Chinesischen Herrschers. Männer wie Schaal, Verbiest, Gerbillon, Bremarte und Bouvet würden in Europa durch das Licht ihres Genius sich hervorgethan haben. Welch eine Meinung von europäischer Bildung mußten sie nicht dem Kaiser in China einflößen, dennoch gelang es ihnen nicht, dessen aufrichtige Liebe für die christliche Lehre zu gewinnen. Ihre Nachfolger hatten nicht denselben Einfluß zu erwerben vermocht und genossen daher, obgleich zur Ertragung aller Mühseligkeiten ebenso wie ihre Vorgänger entschlossen, doch nicht gleicher Gunst und Vortheile. Nach Aufhebung des Jesuitenordens sanken die Missionen der verschiedenen Mönchsorden verhältnißmäßig zur Unbedeutenheit herab. Indessen ist die Zahl der Proselyten, welche sie gemacht haben, bis auf heutigen Tag ansehnlich genug, da sie durch keinerlei Schrecken sich verhindern ließen, den verbotenen Grund zu betreten, und Spott und Verachtung, Verfolgung und Tod mit Freuden litten *).

Nach allen mißlungenen Versuchen in einen geregelten Verkehr mit China zu treten, haben die Meisten alle Hoffnung für immer aufgegeben. Die evangelische Mission hat sich aber neuerlich den jüngsten Versuchen des Handelsinteresses angeschlossen und kann ihrerseits den Muth nicht sinken lassen, indem sie jenem evangelischen Worte vertraut, daß alle Völker eine Heerde

*) Der verstorbene Kaiser Ki-king begünstigte im Jahre 1815 eine Christenverfolgung. Der jetzige Kaiser Tau-kwang läßt die Christen in voller Ruhe.

Red.

unter einem Hirten sein werden. Deshalb in der festen Zuversicht, daß das Ziel, wenn auch fern, doch erreichbar sei, hat sie unternommen, durch Vertheilung von chinesischen Bibeln und Traktaten an das Volk und durch mündliche Ermahnungen bei solcher Gelegenheit einen Eingang in die Herzen zu finden, und achtet es schon für einen reichen Gewinn, wenn unter der ganzen Menge, der das Wort der Schrift unverständlich bleibt, einige Wenige dadurch ein neues Licht erblicken, ein solches Licht, das nach und nach auch weiter zu leuchten die Hoffnung giebt.

4.

Herrn Gützlaff's Tagebuch während seines Aufenthalts in Siam — Königliche Familie — Missions-Angelegenheiten — chinesische Uebersiedler — Peguaner — Birmanische Sklaven — Malayen — Mauren — Eingeborne von Laos — Cambojaner — Cochinchinesen — katholische Missionen — Handel — chinesische Dschunken — Abgöttische Gebräuche — Missionen nach China.

Während dreier Jahre (bis zum Mai 1831) ward in Siam an Bibelübersetzung und Volksbelehrung eifrig gearbeitet. Einzelne schienen Antheil zu nehmen und einer darunter ließ sich taufen. Die erste Ankunft der Missionaire hatte einen panischen Schrecken verbreitet, da eine Prophezeihung in den Malabüchern vorhanden ist, daß einst eine Religion aus Westen die des Buddha besiegen würde. Als nun die Bekenner einer westlichen Religion das Birmanenland eroberten, befürchtete das Volk, auch in Siam würden die neuen Lehren eindringen. Nach und nach verminderte sich die Besorgniß, erwachte aber von neuem, als Birmanische Traktate, von Herrn Judson verfaßt und den baldigen Triumph des Evangeliums über alle falschen Religionen verkündigend, nach Bankok gebracht wurden. Man forschte unablässig nach einer bestimmten Zeit, binnen welcher dies ge-

schehen möchte, und Stellen der heiligen Schrift wurden zu Rathe gezogen. Die Siamesen erwarteten ängstlich, welche Parthei in ihrem Kriege gegen Quida die Engländer ergreifen würden. Als der König hörte, daß sie neutral zu bleiben gesonnen wären, rief er aus: „So sehe ich endlich, daß einige Treue in der Christenheit ist, woran ich früher sehr gezweifelt.“ Diese günstige Meinung des Fürsten bewog das Volk, den Fremden freundlicher zu begegnen. Wir erlangten Zutritt bei Leuten aller Stände, bei Männern sowohl als Frauen. Unter so günstigen Prospecten würde ich mich nie entschlossen haben, meine dortigen Bemühungen aufzugeben, wenn nicht Krankheit mich dazu gezwungen hätte. Seitenschmerzen, zu denen Kopfleiden und große Schwäche sich gesellten, brachten mich dem Tode so nahe, daß man schon eine Grabstätte zu kaufen Bedacht nahm.

Neben den günstigen Verhältnissen ist auch der Schwierigkeiten, welche die Missionaire in Siam finden, zu gedenken. Die Siamesen sind äußerst leichtsinnig und verwerfen heute was sie gestern mit größtem Eifer ergriffen haben; ihre Anhänglichkeit ist schwach und unzuverlässig; sie sind wankelmüthig und ohne Stätigkeit der Gedanken. Alle Religionen werden in Siam tolerirt, der Buddhismus aber ist Staatsreligion; ihm entsprechen alle öffentlichen Einrichtungen. Dies Gewebe der gröbsten Lügen, welches nur an den verschrobenen Geistern einiger europäischen Gelehrten Vertheidiger finden kann, spreizt theoretisch wie praktisch das Gemüth seiner Bekenner auf und macht jeden Schritt zur Besserung höchst schwierig. Man erlaubte uns in den Buddhatempeln zu predigen, und die zahlreichen Priester ließen sich sehr bereitwillig in Unterredungen mit uns ein, verschlossen aber gewöhnlich ihre Herzen der Wahrheit *) Die

*) Wir erinnern an unsere obige Anmerkung. Wo auch immer die Missionaire ihre Werkstätten aufschlagen, unter den rohesten

Buddhistische Lehre ist atheistisch; die höchste Glückseligkeit besteht in der Vernichtung, der größte Genuß in der Unthätigkeit; die letzte Aussicht in dem Glauben an eine Wanderung der Seelen. Dies ist die Weisheit ihrer Priester und samit fast aller Siamesen, da beinahe Jedermann eine Zeitlang Priester ist, um die Religion kennen zu lernen. Vom Könige bis hinab zum niedrigsten seiner Unterthanen ist Eigendünkel der hervorstechendste Characterzug der Siamesen.

Afrikanern wie unter den gebildetsten Muhamedanern, unter Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Heiden und Juden, überall bieten sie eine und dieselbe Universalmedicin aus, ohne viel auf Unterschiede der Situationen Rücksicht zu nehmen. Es scheint unserer Zeit viel zu fehlen zu der gediegenen Missionsweisheit längst verwitterter Jahrhunderte, und vieles, was sehr ernsthaft sich geberdet, schmeckt, genau besehen, nach kindischem Getändel. Ein Urtheil fällen über die besondere Geschicklichkeit einzelner Missionaire können wir nicht wegen Mangelhaftigkeit der Auskunft, welche sie über ihr Verfahren geben. Im Allgemeinen jedoch läßt sich aus allen anderen Missionsberichten der eben gerügte Mißgriff erkennen. Ein heutiger Bote des Evangeliums meint genug zu thun, wenn er den wilden, unlautern, ungebildeten Naturen vom Gottessohne und seinem Reiche und seiner großen Gnade und Liebe und von der Nothwendigkeit der Wiedergeburt erzählt, und wundert sich nachher, wie dieser linde Südhauch nicht gleich die Eisrinden von allen Herzen schmilzt. — Was die im Texte oben folgenden Bemerkungen über Buddhismus betrifft, so weisen wir zurück auf unsere Anmerkung im vorigen Monatsheft. Den Buddhismus zu vertheidigen fällt gewiß nicht einem Gelehrten ein. Aber den rechten Ort desselben in dem großen Nutz- und Ziergarten der menschlichen Geistesentwickelung zu entdecken, dies sollten die Herrn Missionaire zu eigenem Frommen von den Gelehrten lernen. Denn leider sind ihrer Wenige von der Art, daß in ihrem Garten auch nur das Kraut einer solchen Pflanze gedeihen könnte.

Red.

Während der erstere durch sein Verdienst in einem früheren Dasein diese hohe Würde erlangt zu haben sich brüstet, vertraut der letztere, daß er im Laufe einiger tausend Jahre es allmälig eben so weit bringen wird. Mit Bedauern muß ich sagen, keinen einzigen rechtschaffenen Mann kennen gelernt zu haben. Manche hatten den Ruf es zu sein; aber ihre Tugend hielt nicht Probe. Ueberall trifft man unter ihnen auf der einen Seite schändliche Bedrückung und Priestertrug, und auf der andern Elend und Schmutz. Mehr Sinn für Sittlichkeit haben sie jedoch als die Malayen; sie sind weder von heftiger Gemüthsart noch bigot und verschließen sich vor der Belehrung nicht gänzlich.

Ich hatte im Palast wie in der Hütte Zutritt und wurde in ersteren, gegen meine Neigung, oft berufen. Schau-feh-nui, der jüngere Bruder des verstorbenen Königs und rechtmäßiger Thronerbe, in einem Alter von etwa 23 Jahren, besitzt einige Fähigkeiten, ist aber noch zu kindisch. Er spricht Englisch, kann ein wenig schreiben, kopirt englische Bilder und ist ein Freund europäischer Wissenschaften und der christlichen Religion. Er bewirbt sich um die Freundschaft jedes Europäers, unterhält sich gern und ist sehr begierig sich zu unterrichten. Das Volk, welches durch schwere Auflagen ganz ausgesogen ist, liebt ihn, noch mehr aber seinen älteren Bruder Schau-feh-hä, welcher eben seine Priesterzeit durchmacht. Die Thronbesteigung dieser beiden Jünglinge wird eine große Veränderung in allen Einrichtungen des Landes, vielleicht aber mit zu großer Uebereilung herbeiführen. Der Sohn des Phra-Klang d. h., des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, ist ein Mann von weit überlegener Einsicht und so intrigant, daß er bei Hofe gefürchtet und bei den Fremden in Mißkredit ist. Er sieht auf die ganze Nation mit Verachtung herab, bückt sich aber vor jedem, durch den er irgend gewinnen kann. Des Königs Stiefbruder, Schau-nin,

ein junger Mann von glücklichen Anlagen, richtet ſich durch übermäßigen Opiumgebrauch zu Grunde. Ein verſtorbener Bruder des Königs, Kroma-ſun-ton, war derjenige, durch deſſen Vermittelung ich mit dem Könige mich unterhielt. Officiell eingeladen durfte ich ihm Stunden lang erzählen, beſonders vom Chriſtenthum und oft von dem Character der britiſchen Nation. Obgleich er ſelbſt ein liederliches Leben führt, bat er mich doch, ſeinen Sohn, einen beſchränkten Jungen, zu erziehen, und die Gelegenheit ſchien günſtig, die höchſten Machthaber des Reiches mit der chriſtlichen Lehre bekannt zu machen. Ich begann deshalb auf ſein Erſuchen ein Buch über Chriſti Religion zu ſchreiben, doch ehe es vollendet war, verbrannte er in ſeinem Palaſte (zu Anfang des Jahres 1831). Um dieſe Zeit erbat ſein Schwager Kroma-khun, ein ſteinalter Mann, meine ärztliche Hülfe und ich benutzte dieſen Anlaß, um von religiöſen Dingen mit ihm zu reden. Er billigte die chriſtlichen Grundſätze in hohem Maße, konnte ſich aber über die Perſon Chriſti nicht mit mir vereinigen. Späterhin litt er wieder an einem Geſchwür in der Seite und verlangte nach meiner Hülfe. Sein hochmüthiger Sohn verachtete aber den Beiſtand eines Barbaren, und die Hofärzte wollten keinen Rath annehmen. Der Mann ſtarb in Kurzem. Dieſer traurige Vorfall gereichte mir nur zu größerer Empfehlung bei dem jungen Könige, welcher ohnehin den Europäern gewogen iſt, er bat mich, unter keinerlei Umſtänden ſein Land zu verlaſſen. Paya-mih-täp, der Oberbefehlshaber der ſiameſiſchen Armee im Kriege gegen Laos oder Schans, der nach ſeiner ſiegreichen Rückkehr mit königlicher Gunſt und reichem Antheil am Raube überhäuft worden, ſuchte ebenfalls in einer ſchweren Krankheit meine Hülfe nach. Er verſprach Gold, welches er nie zu bezahlen gedachte, und als er hergeſtellt war, ließ er ſich ſo weit herab, mir neben ſich einen Platz anzubieten und über verſchie-

dene wichtige Dinge mit mir zu reden. Paya-rak, ein Mann, der wegen ſeines intriganten Weſens dem geſammten Adel von Siam verhaßt, und an den Grenzen von Cochinchina als Spion gebraucht worden war, drang in mich, ihm die chriſtliche Lehre mitzutheilen, und belohnte mich, da mein Vortrag ſeinen Beifall fand, für die gehabte Mühe mit einer Sendung getrockneter Fiſche. Die Mutter des Prinzen Kroma-zorin, eine von den Frauen des verſtorbenen Königs, brachte mich mit ihrem beliebteſten Buddhaprieſter zuſammen, um eine Vergleichung zwiſchen dem Buddhismus und dem Chriſtenthum anſtellen zu können. Sie war eine große Verehrerin des Buddhismus und hatte zum Seelenheil ihres kürzlich verſtorbenen Sohnes einen Buddhatempel gebaut. Dennoch hielt ſie für nothwendig, auch die neue Lehre kennen zu lernen, welche das Tagesgeſpräch bei Hofe geworden war. Paya-mih-käp's Schweſter lud mich ebenfalls zu einem Vortrage der evangeliſchen Lehre ein, von welcher ſie glaubte, daß ſolche nichts als die Wundermährchen von der Jungfrau Maria enthielte.

Mir war der Umgang mit den ſiameſiſchen Großen ſehr zuwider. Sie pflegten um Mitternacht nach unſerer Wohnung zu kommen oder mich zu jeder ihnen beliebigen Tageszeit rufen zu laſſen, um ihre thörigten Einfälle zu befriedigen. Doch muß ich anerkennen, daß mir dadurch ein Weg eröffnet wurde, ihnen zu Herzen zu reden und ihre falſchen Vorurtheile gegen den Character der Europäer zu beſeitigen.

Einige Perſonen aus den geringeren Ständen hatten mehr Nutzen von unſerer Belehrung als die Vornehmen. Zwei Prieſter, der eine Lieblingsprieſter Sr. Majeſtät, der andere ein talentvoller aber ſehr unerfahrner Jüngling, zeigten großen Eifer in die Lehren des Evangeliums eingeweiht zu werden. Sie kamen Nachts und lernten mit vieler Ausdauer, ſelbſt mit Ver-

nachläſſigung ihres Studiums der heiligen Sprache Bali und ihrer gewöhnlichen Buddhiſtiſchen Dienſtverrichtungen. Der ältere, ein einſichtsvoller Menſch, von etwa 20 Jahren, ging mehrere Monate lang täglich mit ſeiner Bibel in die Einſamkeit des Waldes und wagte kühnlich das Mißfallen Sr. Majeſtät. Er drang in ſeinen jüngern Bruder, die Heimath auf einige Zeit zu verlaſſen, um im Auslande das Chriſtenthum und europäiſche Wiſſenſchaften gründlich zu ſtudiren und ſpäterhin Lehrer ſeines Volkes zu werden. Auch ein Cambojiſcher Prieſter beſchloß in gleicher Abſicht ſich einzuſchiffen. Endlich lud eine Geſellſchaft von Freunden mich ein, ihnen zu predigen, damit ſie zu einer Einſicht in die Religionslehren der Pharanger (Europäer) gelangen könnten.

Siam hat nie, ſo wie es verdiente, die Aufmerkſamkeit europäiſcher Menſchenfreunde und Kaufleute auf ſich gezogen. Es iſt eines der fruchtbarſten aſiatiſchen Länder, und würde unter einer guten Regierung Bengalen, Bankok würde Calcutta überbieten. Nur ſind dort die Europäer alle Zeit mit Mißtrauen ja mit Unverſchämtheit behandelt worden, wo es nur ungeſtraft geſchehen konnte; ſie waren ſtets den empfindlichſten Kränkungen, die auch die erprobteſte Geduld endlich ermüden mußten und der unerhörteſten Bedrückung Preis gegeben. Einige machten ſich anheiſchig mancherlei nützliche Künſte zur Vermehrung des Wohlſtandes und der Macht einzuführen z. B., Dampfmaſchinen, Sägemühlen, Stückgießereien, Indigo- und Kaffeebau; ſie wurden, mit Ausnahme eines Franzoſen, der aber ſeine Geſchützſchmiede auch bald ſchließen und mit Schimpf aus dem Lande flüchten mußte, ſämmtlich abgewieſen. Der Werth europäiſcher Kunſterzeugniſſe wurde auf alle Weiſe herabgeſetzt, theils um die ſchuldige Bezahlung zu umgehen, theils um die Ueberlegenheit des europäiſchen Geiſtes nicht anzuerkennen.

Das Urtheil, welches im Volke über die Europäer im Allgemeinen bisher geherrscht hat, ist von der fast hündischen Kriecherei einiger sogenannten Europäer abzuleiten, die meist von Portugiesen abstammend, aber im Lande geboren, sich zu den niedrigsten Diensten gebrauchen ließen und höchstens als Soldaten und Wundärzte beschäftigt wurden. Alle Vorwürfe, welche diesen von den Siamesen gemacht worden, sind gegründet. Die characteristischen Merkmale dieser treuen Bekenner des römisch-katholischen Glaubens sind Trunkenheit und Hahnengefechte. Kein Gewerbfleiß, kein Talent, keine Rechtschaffenheit ist bei ihnen zu finden; nur ein einziger macht in zuletzt genannter Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Dies ist die Quelle der unwürdigen Begegnung, welche alle Europäer bis zur Zeit des Krieges der Compagnie gegen die Birmanen in Siam erfahren haben. Als der erste britische Gesandte ankam, wurde er verachtet, denn man kannte den Umfang der englischen Macht nicht. Der König glaubte nicht eher, daß die Engländer Rangun erobert hätten, als bis er einen glaubwürdigen Mann auf Kundschaft dorthin geschickt hatte. Doch konnte Se. Majestät noch immer sich nicht überreden, daß die unbesieglichen Birmanen erliegen würden. Mit Widerstreben erfuhren die Siamesen die Erfolge ihrer britischen Bundesgenossen, ungeachtet sie dadurch vor den Plünderungen und der unfehlbaren Rache ihrer Erbfeinde, der Birmanen, befreit wurden, und nahmen sogar die birmanischen Abgeordneten willfährig auf, welche in Geheim kamen, um die Siamesen mit Rücksicht auf die gemeinschaftliche Religion und Sitte zu bitten, daß sie dem Engländer keinen Vorschub thäten. Endlich ist nun der kindische Nationalstolz der Siamesen, allen Völkern, ausgenommen Chinesen und Birmanen überlegen zu sein, gebeugt worden und mit der Furcht vor den Engländern nahm die Ehrerbietung gegen dieselben und

die Freundlichkeit ihrer Behandlung in Siam zu; jemehr ihre geistige Ueberlegenheit gefühlt ward, desto mehr suchte man ihre Freundschaft, ahmte ihre Sitten nach und studirte ihre Sprache. Der König steckte einige armselige Lumpe in Sipoy-Uniformen und hielt sie nun für tapfere, wohldisciplinirte Soldaten. Schau-feh-nui hat aus Nachahmungssucht ein Schiff in kleinem Maßstabe gebaut und sich vorgenommen, ein größeres herzustellen, sobald die Mittel es erlauben. Engländer sowohl als Amerikaner dürfen frei im Lande verkehren und genießen gegenwärtig solcher Vorrechte, deren selbst die begünstigten Chinesen sich nicht rühmen können.

Chinesen kommen in großer Anzahl aus Schäu-schau-fu, dem östlichsten Theile der Provinz Canton. Sie sind größtentheils Ackerbauer. Andere Einwanderer aus Canton, welche Ki oder Keh genannt werden, sind gewöhnlich Handwerker. Aus dem Distrikt Tängan oder Töngan in der Provinz Fu-kien kommen nur Wenige, meist Matrosen oder Kaufleute. Die von Hainan sind in der Regel Krämer und Fischer, vielleicht die ärmste aber gewiß fröhlichste Klasse chinesischer Ueberseidler. Sprache und Sitten der Schäu-schau-Chinesen sind unter den Colonisten vorherrschend; sie scheinen Freude an Armuth und Schmutz zu haben und geben sich alle Mühe die schlechten Sitten der Siamesen sich anzueignen. Bisweilen, wenn sie sich in Siam verheirathen, entsagen sie sogar ihren Jacken und Beinkleidern, um selbst dem Anzuge nach Siamesen zu werden. Da ihre laxen Religionsansichten von denen der Siamesen nicht allzusehr abweichen, so können sie sich auch darin leicht anbequemen. Nach 2 oder 3 Generationen sind alle unterscheidenden Merkmale chinesischen Volkscharacters verschwunden. Gemeinlich vernachlässigen sie auch ihre eigene Landesliteratur und befleißigen sich der Siamesischen. Nichts ist ihnen so willkommen,

als einen Ehrentitel vom König zu erhalten, was gewöhnlich erst dann geschieht, wenn sie zu Reichthümern gelangt sind, oder einige ihrer Landsleute verrathen haben. Sie werden mit solchem Titel Sklaven des Königs, besonders wenn dieser sie unter seine Officiere aufgenommen. Zu den niedrigsten, kostspieligsten, schwierigsten Diensten sind sie dann gezwungen, und werden, wenn sie sich zu gehorchen weigern, hart bestraft, vielleicht auf Lebenszeit in Ketten gelegt. Daher giebt es unter Menschen nicht leicht eine größere Furcht als die der Chinesen in Siam; sie demüthigen sich vor ihren Bedrückern aufs tiefste und zittern, wenn sie angeredet werden. Ungeachtet der schweren Abgaben, welche auf ihren Kunsterzeugnissen lasten, arbeiten sie von früh bis spät, um ihre trotzigen und trägen Tyrannen zu füttern, welche es unter ihrer Würde achten durch eigenen Fleiß das tägliche Brod zu erwerben. Ihren unverschämtesten Forderungen schmiegt sich jeder chinesische Colonist. Eine Ausnahme machte hievon die Hwuy-Hwuy oder Dreieinigkeit (Triad)-Gesellschaft. Sie stiftete vor einigen Jahren eine Verschwörung, bemächtigte sich einiger Schiffe zu Bampleſoi (an der Mündung des Menam) und fing an, gegen ihre Tyrannen zu operiren, bis Mangel an Lebensmitteln sie zwang, in See zu gehen. Einem kleinen siamesischen Geschwader, das ihnen folgte, gelang es, im Bunde mit dem Wetter bei ihrer gänzlichen Entblößung von allen Provisionen sie zur Uebergabe zu zwingen. Der Anführer entkam nach Cochinchina; aber die meisten seiner Anhänger wurden grausam hingerichtet oder auf Lebenszeit eingekerkert. Seitdem haben die dortigen Ansiedler alle Hoffnung verloren, sich aus ihrer schändlichen Sklaverei zu befreien; viele jedoch versichern, sich danach zu sehnen, daß die Engländer ihr menschenfreundliches Regiment auch über Siam ausdehnen möchten.

Jedes ankommende Schiff iſt dieſen ein Stern der Hoffnung, jedes abgehende ein Dolchſtich ins Herz ihrer Freude.

Sehr viele der Landbauer in Siam ſind Peguaner oder, wie ſich ſich nennen, Mons. Sie hatten vor Zeiten ihren eigenen König, der in einem Kriege gegen die Birmanen und Siameſen zuerſt glücklich war, ſpäter aber von beiden abwechſelnd geſchlagen ward; ſeitdem ſind die Peguaner beider Sklaven geworden. Es iſt ein kräftiges Volk, fleißig, offenherzig und heiter. Der neue Palaſt, welchen der König von Siam hat bauen laſſen, iſt größtentheils durch ihre Arbeit entſtanden, als ein Zeichen der Huldigung, welche ſie dem „Herrn des weißen Elephanten" darbringen. Sie haben einerlei Religion mit den Siameſen. Die Männer tragen auch dieſelbe Kleidung wie ihre Beherrſcher, aber die Frauen laſſen ihr Haar lang wachſen und tragen eine andere Art von Röcken. Wenige Nationen ſind zur Aufnahme des Evangeliums ſo tüchtig, und wenige leider, ſo wenig von den Europäern beachtet als dieſe.

Die Siameſen pflegten birmaniſche Kinder zu ſtehlen und zu ihren Sklaven zu machen, und haben dieſer ſchändlichen Gewohnheit noch nicht gänzlich entſagt, obgleich die Engländer ſich mit einigem Erfolge dawider geſetzt haben. Wohl mehrere tauſend Birmanen leben in Siam, welche auf dieſe Weiſe zu Sklaven gemacht und zu härterer Arbeit als ſonſt andere Knechte des Königs verdammt ſind. Sie werden gänzlich verachtet und ſo grauſam behandelt, daß man ihnen kaum das Nothdürftigſte zur Exiſtenz vergönnt.

Kein Volk von denen, welche unter ſiameſiſche Herrſchaft gekommen ſind, hat Vortheil davon gehabt, ausgenommen die Malayen. Dieſe ſind auch gewöhnlich Sklaven oder Pächter beträchtlicher Landſtrecken, die ſie mit großem Fleiße bauen. Sie verlieren, wie faſt alle nach Siam überſiedelten Stämme, in

der Regel ihren Nationalcharakter, fügen ſich den ſiameſiſchen Sitten, ſind gewerbthätig und kommen oft zu einigem Vermögen. Mit Ausnahme weniger Hadjis haben ſie keine Prieſter; dieſe aber beſitzen eine vollkommene Herrſchaft über die Gemüther ihrer Anhänger und wiſſen ſich zu bereichern, ohne dadurch ihre Heiligkeit und Würde zu verletzen. Sie lehren den Koran und haben gemeinlich viele Schüler, von denen jedoch nur wenige aus ihren Belehrungen Nutzen ziehn, während die meiſten ſich dem Heidenthume zuneigen und ſo weit gehen, lieber den Turban gänzlich abzulegen als den Anweiſungen ihrer Lehrer zu folgen.

Einige Mauren, welche ſich im Lande aufhalten, werden von den Siameſen emphatiſch Keh genannt (d. i. Fremde). Ihr Oberhaupt und deſſen Sohn, Raſitth, genießen der größten Auszeichnung beim Könige; der erſtere iſt das Organ, durch welches Perſonen von niederem Range mit Sr. Majeſtät reden, indem es für ungeziemend gilt, einen ſo gewaltigen Monarchen in der Sprache des gemeinen Lebens zu begrüßen, deren Ausdrücke der genannte Muſelman in hochtrabenden Phraſen überſetzt, um ſo alle Geſuche mit einem den Lobpreiſungen Buddhas ähnlichen Bombaſt umhüllt, vor den Herrſcher zu bringen.

Der Maure hat es daher in ſeiner Macht, jeder Angelegenheit die ihm ſelber bequemſte oder vortheilhafteſte Wendung zu geben und unterläßt nicht, dieſen Vortheil ſich in ſeinem ganzen Umfange zu Nutze zu machen. Keinen haſſen und fürchten die Vornehmen ſo ſehr als ihn, und Keiner hat auf den König größeren Einfluß. Einem ausgedehnteren Handel mit den Europäern abgeneigt, ſucht er dieſen bei jeder Gelegenheit zu beeinträchtigen, den Verkehr mit ſeinen Landsleuten dadurch zu fördern, drückt aber ſogar auch die letzteren, wo er nur irgend kann. Alle übrigen Mauren ſind entweder nur ſeine Vaſallen,

oder gar seine unmittelbaren Gehülfen, und können eine organisirte Korporation von verschmitzten Zuträgern genannt werden. Sie tragen weder den Turban noch den weiten orientalischen Rock, und scheuen auch heidnische Feste und Gebräuche nicht, blos um die Gunst ihres Herrn zu gewinnen und sich in den ungebundneren Sitten der Siamesen zu ergehen. .....

Als Missionair und Arzt kam ich mit den Laos oder Schans, einem in Europa kaum dem Namen nach bekannten Volke, in Berührung. Ihre Sprache, die ich erlernte, gleicht der siamesischen, aber die Schriftzüge, deren sie sich in ihren geistlichen und weltlichen Büchern bedienen, sind abweichend. Sie bewohnen einen großen Strich der östlichen Halbinsel, von den Nordgrenzen Siams an, längs Camboja und Cochinchina auf einer und Birma auf der andern Seite, bis zu den Grenzen von China und Tunkin und theilen sich selbst in die beiden, nach der Hautfarbe unterschiedenen Hauptstämme der Lâ-pung-kâ (weißen Laos) und Lâ-pung-dam (schwarzen Laos). Meist im Gebirge wohnend leben sie, unter vielen kleinen, von Birma, Siam, Cochinchina und China abhängigen Fürsten, theils von Ackerbau theils von der Jagd. Obgleich ihr Land an kostbaren Produkten mancher Art und sonderlich auch an Gold reich ist, sind sie doch arm und führen, mit Ausnahme derer unter chinesischer Botmäßigkeit) eine noch elendere Lebensart als die Siamesen. Eine National-Literatur ist vorhanden, wird aber nicht eifrig getrieben und ist ihnen überhaupt keine Quelle der Erkenntniß, da ihre besten Bücher nur Novellen in Prosa oder klägliche Riesen- und Feengeschichten sind. Ihre religiösen Bücher in der Balisprache werden von den Priestern, welche sich von den siamesischen Priestern nur durch ihre Dummheit unterscheiden, schlecht verstanden. Zwar ist ihr Land als die Wiege des Buddhismus in diesen Gegenden zu betrachten, da innerhalb ihrer

Grenzen die meisten Spuren von Samo Makodum, dem muthmaßlich ersten Missionair dieser Religion, sich finden, aber doch stehen ihre Buddhatempel den siamesischen nach *) Auch sind die Laos so abergläubisch nicht wie ihre Nachbarn. Ihre Sprache ist sehr weich und melodisch und für ihren Ideenkreis vollkommen ausreichend.

Sie sind unsauber, aber fröhlich und sorglos und lieben Musik und Tanz. Ihre Schilf-Orgel ist eines der lieblichsten Instrumente in Asien, und könnte unter der Hand eines europäischen Künstlers zu großer Vollkommenheit gebracht werden. Jeder Vornehme des Volks hält sich eine Truppe Knaben, von denen er sich in den wunderlichsten Stellungen zur Musik vortanzen läßt.

Die südlichen Distrikte stehen in einem sehr lebhaften Handel mit Siam; auf langen, schmalen, mit Gras bedeckten Böten führen sie dorthin die Produkte ihres Landes, insbesondere Elfenbein, Gold, Tigerfelle, Parfüms u. s. w. und bringen europäische und indische, auch manche siamesische Waaren zurück. Im Jahre 1827 ward dieser Handel Anlaß zu einem Kriege gegen die Siamesen, welche mit vieler Hinterlist die Unterthanen eines der tributairen Laos-Fürsten Schaw-win-schän zu bedrücken gesucht hatten. Schau-win-schän stand in so hoher Gunst bei dem verstorbenen König von Siam, daß er bei seinem letzten Besuche in einem vergoldeten Boote eingeholt und in einer vergoldeten Sänfte umhergetragen ward. Kürzlich aber fand er die Erpressungen des siamesischen Grenzbeamten unverträglich mit den Handelsrechten seiner Unterthanen und seinen eigenen

*) Vergleiche unsere weiter unten, aus Ritter's Erdkunde angemerkte Stelle.

Red.

eigenen Ansprüche auf die daher resultirenden Revenüen. Er reichte wiederholt aber vergeblich beim Hofe zu Bankok Beschwerden ein, und beschloß, da kein anderes Mittel verfing, den Grenzgouverneur mit gewaffneter Hand zu einem geregelteren Verfahren zu zwingen; wobei ihm nicht in den Sinn kam, sich mit Siam in Kampf einzulassen. Die Siamesen aber, von einem panischen Schrecken ergriffen, standen in Masse wider ihn auf, und schlugen ihn bald, da er zu einem ordentlichen Kriege gar nicht gerüstet war. Alle Gräuel der Verheerung und des Blutvergießens kamen über das Land. Paya-mie-täp, der siamesische Oberfeldherr, trachtete nicht allein sich mit unermeßlicher Beute zu bereichern, sondern auch sein grausames Gelüst zu befriedigen und schlachtete fürchterlich, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Bald dünkte ihm das Gemetzel im Einzelnen zu mühselig und er ließ sie, ganze Haufen von Menschen in ein Haus gesperrt, mit einander verbrennen oder in die Luft sprengen. Die Zahl derer welche eingekerkert wurden, besonders vom Landvolk, war groß. Man führte sie auf Fähren den Menam hinunter, und hielt sie so knapp an Lebensmitteln, daß der größte Theil von ihnen Hungers starb. Die Ueberlebenden wurden an die Vornehmen als Sklaven vertheilt und der unmenschlichsten Behandlung Preis gegeben. Viele Weiber wurden den Harems des Königs und seiner Edeln überliefert. Schan-win-schän, von allen seinen Unterthanen verlassen, floh mit seiner Familie zu einem der benachbarten Laos-Häupter. Die Cochinchinesen schickten inzwischen einen Gesandten, um seinethalb mit dem siamesischen Oberfeldherrn zu unterhandeln. Dieser aber ließ den Gesandten und dessen Begleitung meuchlings ermorden; von hundert Personen entrann nur einer, um die traurige Botschaft nach Hause zu bringen. Wüthend über diesen Bruch des Völkerrechtes, aber zu schwach um thätliche Rache zu nehmen, schick-

ten die Cochinchinesen einen Gesandten nach Bankok und forderten die Auslieferung des Verräthers; sie betitelten Cochinchina die Mutter der Laosvölker, deren Vater sie Siam nannten; ihr Brief an den König von Siam war voll liebreicher Beredtsamkeit. Der König aber gab keine bestimmte Antwort, hielt auch die folgenden Gesandtschaften mit Ausflüchten hin und schickte endlich einen verschlagenen Diplomaten nach Hu, der conchinchinesischen Hauptstadt. Dieser erhielt jedoch keine Audienz daselbst und die Freundschaft wurde dem Könige von Siam gänzlich aufgekündigt. Da befahl der König seinen vornehmsten Beamten und seinen chinesischen Unterthanen, eine Anzahl von Kriegsschiffen nach einem vom Gouverneur von Ligore gegebenen Model zu bauen. Während aber diese Kriegsböte, die man eher Lastböte nennen konnte, noch auf dem Stapel waren, wurde Schan-win-schän mit seiner ganzen Familie den Siamesen schimpflich ausgeliefert. In einen Käfig gesperrt, im Angesicht der für ihn bestimmten Marterwerkzeuge, starb er vor Erschöpfung und Mangel; aber sein Sohn und Kronerbe entkam glücklich; auf dessen Kopf ward nun ein hoher Preis gesetzt. Als sie seinen Aufenthalt entdeckten, flüchtete er auf das Dach einer Pagode; bald sah er, daß es unmöglich sei von dort zu entkommen und stürzte sich auf die unten gelegenen Felsen hinab.*) Die Herrscherlinie dieses Laosstammes, Schän-pung-dam (welches ebensoviel bedeutet als Lä-pung-dam oder schwarze Laos) ist jetzt erloschen, das Land liegt wüst, die Bewohner, über 100,000 Köpfe, sind zerstreut über ganz Siam. Die vornehmen Laos, welche gleich Anfangs den Siamesen sich ergaben, werden in den weiten Räumen der Samplung-Pagode, eines von dem Vater Paya-mi-täp's am Menam-Ufer nächst Bankok erbauten

*) Vergleiche das vorhergehende Heft S. 254.

Tempels gefangen gehalten. Ich besuchte sie und fand sie äußerst niedergeschlagen, doch offen und höflich im Gespräche. Sie nähren die Hoffnung, ihrem Vaterlande zurückgegeben zu werden.

Die Laos stehen insgesammt auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation; einige Stämme aber, im unzugänglichsten Gebirge, noch bedeutend mehr als alle übrigen. Unter diesen gehören die Keh zu den friedlichsten. Nach dem Muster der Siamesen, pflegen auch die Laos Menschen zu stehlen und nach Bankok zu Markte zu bringen. Dadurch bekam ich Gelegenheit, einige Keh kennen zu lernen, von welchen ich erfuhr, daß ihre Landsleute arglos und ohne Bedürfnisse auf den Bergen lebten, Reis bauten soviel sie selber brauchten, und weder Religion noch Gesetze hätten. Demungeachtet schienen sie gelehrig und bildungsfähig. Mehrere Laos, welche mit einem Mandarin von der chinesischen Grenze von ihren Oberhäuptern kürzlich nach Bankok geschickt wurden, zeigten sich, obgleich dieselbe Sprache wie alle übrigen redend, diesen an Ausbildung überlegen. Es waren solche, welche durch den Verkehr mit China gewonnen hatten, denn dem Kaiser dieses Reichs schicken die Laos jährlich durch eigene Gesandte einen Tribut.

Unter den Bewohnern von Siam müssen auch die Kamiher genannt werden, deren Land, Camboja, südöstlich von Siam liegt und ohne Zweifel von höherem Alterthum ist als die umgebenden Staaten. Im Ramayan und anderen indischen Gedichten kommt schon der Name Camboja vor und in den ältesten Sagen dieses Landes wird Hindostan für die Wiege des Buddhismus erklärt.*) Die cambojanische Sprache weicht

*) „Wie Vorderindien seine heilige Insel (Jan Silan) nämlich Ceylon hat, so hat auch Hinterindien sein Junk-Ceylon am Eingange der Straße von Malacca, welche die einzige Communikation zwischen dem indischen und chinesischen Meere ist.

von der siameſiſchen ſehr ab; ſie iſt härter, aber reicher. Ihre Literatur iſt ſehr ausgebreitet und ihre Bücher ſind ſämmtlich

---

Die Cingaleſen verehren die Fußtapfen ihres Buddha auf den Berggipfeln, wie die Bewohner von Coromandel, und ebenſo die Siameſen und Birmanen die des Gaudma an vielen Orten, als Abdrücke (Prabal) ſeines rechten Fußes, da er auf Ceylon mit dem linken geſtanden habe. Sie ſind Embleme der indiſchen Schöpfungsgeſchichte und weiſen auf Länder hin, die ſich nach einer großen Flut erhalten und zuerſt wieder kultivirt haben ſollen. Von Ceylon leiten die Diener des Buddha im Reiche der Birmanen alle ihre Wiſſenſchaft her, die über Arrakan und Ava zu ihnen gekommen ſei, und nach Nordaſien (im Jahre 58 nach Chriſto Geb., unter der Dynaſtie Han) über Benares, Butan, Tibet und das Land der Päſſe am Hoangho." (Vergleiche auch die im vorigen Hefte S. 258 aus Ritter angeführte Stelle.) „Arrakan ſcheint für Hinterindien einer der älteſten Sitze einer Buddhacolonie zu ſein, der das birmaniſche Reich mit den heiligſten Coloſſalſtatuen des Gaudma verſehen hat, weil ſie als heilige Kunſtſchätze von deſſen Küſte in das Binnenland entführt worden ſind. Die merkwürdigſten aller Monumente des Buddhadienſtes, ſollen in dem mittlern Binnenlande Laos, von einer Prieſtercolonie herrührend, ſich dort noch beiſammen finden, gegen welche alle ähnliche bisher bekannt gewordenen in Siam, Pegu, Ava, Arrakan, Ceylon nur einzelne Spuren ihrer älteſten Wirkſamkeit ſein ſollen. Worin jene beſtehen, erfahren wir noch nicht, aber das Stromthal von Laos iſt das weiteſte und geſegneteſte in der Mitte von ganz Hinterindien. Erſt von da aus werden wir alſo wohl einſt noch einmal weitere Aufſchlüſſe hierüber gewinnen, und dann wohl zugleich auch mit über die Geſchichte des von den doppelten Volksſtämmen ſo ſonderbar gleichmäßig bewohnten Sundiſchen Archipels zu erwarten haben, der den gewaltigen Bogen von Inſelgruppen bildet, welcher von den Andaman zu den Nicobar, Sumatrainſeln über Banca, Borneo, Mindaro, Formoſa, das continentale Küſtenland Indochineſiens wie ein vom Meer nur abgeſonderter Gürtel umkränzt." (Aus Ritter's Erdk.)

Zur Charakteriſtik der Siameſen mag auch folgende Stelle aus einer kürzlich in der königlich geographiſchen Geſellſchaft

in der sogenannten Khomschrift abgefaßt, deren sich die Siamesen nur für ihre heiligen Balibücher bedienen. Mit Ausnahme der Gesetzbücher und Nationalgeschichten besteht ihre Literatur aus beinahe lauter poetischen Werken, welche ganz triviale Gegenstände sehr pleonastisch und oft recht kindisch schildern. Ich habe jedoch ein geographisches Buch gesehen welches, obgleich schon einige hundert Jahre alt, doch richtigere Notizen enthält als die chinesischen Bücher dieser Art.

Camboja ward lange Zeit von seinen eigenen Fürsten regiert. Vor kurzem aber herrschten dort zwei Brüder, welche sich verfeindeten und gegen einander in Waffen traten. Da kamen die Cochinchinesen und Siamesen, fischten im Trüben und theilten das Reich unter sich. Von den Landesprinzen floh einer nach Cochinchina, und drei flohen nach Siam. Zwei von den letzteren lernte ich kennen, denn der dritte war schon todt. Der jüngste dieser beiden hatte schöne Anlagen, aber solch einen kindischen Sinn, daß wenig mit ihm anzufangen war.

Die Cambojaner sind im Allgemeinen ein schlechtes, schleichendes, engherziges Volk, bald grob bald dienstwillig, wie sie

---

von London vorgelesenen Abhandlung des Capitains Low über die Organisation des „siamesischen Heeres" hier Raum finden:

Der eigenthümliche Zug in dem ganzen siamasischen Kriegssystem ist der, daß die Befehlshaber und Soldaten den Befehl erhalten, niemanden zu tödten, sondern über die Feinde hinwegzufeuern; damit der, von dem Buddha ausgesprochene Fluch gegen das Blutvergießen, sie nicht treffe. Dies ist indeß nur eine leere Form, denn die Soldaten wissen sehr wohl, daß der Zorn des Beherrschers sie eher treffen werde, als die Rache des Gottes Buddha. Die Desertion wird mit einer furchtbaren Strenge bestraft und die ganze Familie des Entlaufenen trifft die Strafe für sein Vergehen. Eine nicht ungewöhnliche Art, Verbrecher hinzurichten, ist die, daß man ihnen Cocusnüsse in den Mund stopft. Schänder der Heiligthümer werden, in einem eisernen Käfig, zu Tode gebraten.

eben nöthig haben. Die Männer sind meist wohlgebaut, schöne Frauen findet man nicht leicht. In Schmutz und Elend geben sie insgesammt ihren Nachbarn nichts nach und ebenso in Faulheit. Sie treiben einen Handel mit Seidenstoffen welche sie selbst verfertigen, obgleich dies eigentlich gegen buddhaistische Gesetze verstößt, indem bei der Seidencultur das Leben des Wurms gefährdet wird. Außer diesem Geschäft besteht ihre ganze Thätigkeit darin, Stundenlang vor ihren Großen in der Stellung eines kriechenden Hundes zuzubringen, Betel zu kauen und sich in ihrer rauhen Mundart zu unterreden.

Der Menam Rom, ein großer Strom, welcher in Tibet entspringt, durchfließt Camboja. Das Land ist, gleich dem südlichen Theil Siams, flach und fruchtbar. Das Haupt-Emporium ist Leknoi, wie die Eingebornen es nennen, das Saegon der Europäer.

In diesem Orte wohnen viele chinesische Ansiedler welche, unter cochinchinesischer Gerichtsbarkeit, einen sehr lebhaften Handel, besonders in Betelnüssen und Seide mit Singapor und den nördlichen Häfen Chinas führen. Die Hauptstadt Camboja ist von einer sehr alten Mauer umgeben; das Land umher ist trefflich angebaut, und noch weit höherer Cultur fähig; denn die Bewohner, zufrieden mit etwas Reis und gedörrtem Fisch, haben keinen Antrieb zur Industrie.

Camboja ist Zeither ein Zankapfel für Siam und Cochinchina gewesen, da jede von diesen beiden Nationen die Jurisdiction darüber zu erlangen strebte. Noch 1818 stand ein zu Leknoi ausgerüstetes Cochin-chinesisches Geschwader im Begriff, zum Schutz der den Siamesen bloßgestellten Cambojanischen Küste in See zu gehen. Die Cambojaner selbst aber sind begierig, ihre Freiheit wieder zu erwerben und das Joch der Cochinchinesen wieder abzuschütteln. Cochinchina (oder Annam)

welches im jüngsten Aufstande mit Tunkin verbündet war, hat auf Siam immer ein mißtrauisches Auge gehabt. Ehedem war das Land von Bürgerkriegen zerrissen. Seit es aber ein französischer Bischof unter Kâng-Schung's Regierung geordnet und seine Hilfsquellen erweitert hat, kann es der siamesischen Macht die Spitze bieten. Einmal verbrannten die Siamesen, im Gefühl ihrer Schwäche, eine große Menge Bauholz, aus welchem in einem Cochinchinesischen Hafen Schiffe gezimmert werden sollten. Ein andermal gelang es ihnen, Kinder aus Annam zu stehlen, welche jetzt meist zu Bankok wohnen und geschickte Kaufleute sind. Wenn die Regierungsverfassung nicht die Entwickelung der Landescultur zurückhielte, so würden die Cochinchinesen unter den indochinesischen Völkern hoch stehen. Sie sind lebhaft, klug, neugierig, gelehrig, aber dabei schmutzig und gewissermaßen indolent. Daran ist nur die Regierung Schuld, welche das Volk immer nur für sie zu arbeiten zwingt. Leuten, welche mit der chinesischen Literatur vertraut sind, sollen den Cochinchinesen große Achtung. Ihre Schriftsprache weicht beträchtlich von ihrer Umgangssprache ab, denn diese gleicht der Cambojanischen, jene dem Dialekt der Insel Hainan.

Als die Portugiesen zuerst nach Siam kamen, im Jahre 1622, fingen sie sogleich an, ihre religiösen Zwecke zu verfolgen. Bald darauf kamen französische Missionaire zu Lande hin. Zwei von diesen beschoren ihre Köpfe und begannen, nach Art der siamesischen Telepoys oder Priester zu leben, indem sie vorgaben, die Balisprache erlernen zu wollen. Ihr Einfluß verlor sich wieder, als später die Franzosen vertrieben wurden. Die Zahl der von ihnen getauften Proselyten nahm, statt durch die Verfolgung zu wachsen, plötzlich ab; und von den beiden, welche unter den siamesischen Priestern gegangen waren, wurde nichts mehr gehört. Die französischen Missionaire haben sich indeß bis

auf den heutigen Tag behauptet, oft freilich verfolgt und oft eingekerkert.

Merkwürdig ist, daß die römisch-katholische Kirche, welche überall wo sie sonst Missionen hat, so glücklich im Bekehren sich erwies, in Siam nur wenig Proselyten machte. Die Gemeinde daselbst besteht jetzt nur aus einigen Abkömmlingen der Portugiesen, welche Cambojanisch und Siamesisch reden. Zu Bankok haben sie 4 Kirchen, eine zu Schäntibun und eine kleine haben sie noch neulich in der alten Hauptstadt Jutaja erbaut. Der geringe Umfang des Erfolgs wäre nun wohl kein Unglück, wenn nur wenigstens Einige wahrhaft zur Erkenntniß des Heilands geführt worden wären. Aber leider scheint Umwandlung des Herzens und Lebens gänzlich außer der Absicht dieser geistlichen Führer und ihrer Nachfolger gelegen zu haben. Die protestantische Mission hat bisher nur vorbereitende Arbeiten leisten können; doch ist wenigstens die Aufmerksamkeit aller in Siam wohnhaften Völkerstämme auf sie gezogen worden.

Dem Handelsinteresse bietet ein so fruchtbares Land als Siam ist, ein ausgebreitetes Feld dar. Zucker, Vogelnester, Indigo, Baumwolle, Elfenbein und viele andere Waaren, ziehen eine große Menge von chinesischen Kaufleuten herbei, deren Dschunken jährlich im Februar, März und Anfangs April aus Hainan, Canton, Soakah (oder Schänkio in Schao-Schau-fu) Amoy, Ningpo, Siäughe (oder Schäng-hi-hien in King-nän) und anderen Orten anlangen. Sie führen mehrere Consumtionsartikel für die Chinesen und eine beträchtliche Menge von Gold- und Silber-Barren ein. Die Objekte ihrer Ausfuhr wählen sie nach ihren Bestimmungsörtern. Ende Mays und noch im Juni und Juli verlassen sie Siam. Es sind im Ganzen ungefähr 80 Fahrzeuge. Diejenige, welche nach dem gelben Meere gehen, nehmen meist Sapanholz und Betelnüsse ein. Sie wer-

den Pák-tau-ſún (oder Pei-tan-ſchuhn), weißgeſpitzte Schiffe, genannt, ſind gewöhnlich in Siam zu etwa 290 oder 300 Tonnen Laſt erbaut und mit Schao-Schau's aus dem öſtlichen Diſtrikt der Provinz Canton bemannt. Die meiſten Dſchunken gehören chineſiſchen Anſiedlern zu Bankok, oder Siameſiſchen Großen. Die erſteren ſchicken gewöhnlich als Superkargo einen ihrer Verwandten, vielleicht einen jungen Schwiegerſohn an Bord; die letzteren verſichern ſich ihres Superkargo dadurch, daß ſie deſſen Angehörige als Sicherheit anſehen. Dieſe werden, wenn der Dſchunke ein Unglück zuſtößt, oft ſehr ungerecht ins Gefängniß geworfen. Obgleich der Handel nach dem indiſchen Archipelagus ſo bedeutend nicht iſt, ſo werden doch 30 oder 40 Schiffe jährlich von Siam dort hingeſchickt. Die chineſiſchen Fahrzeuge haben gemeinlich einen Kapitain, den man eher Superkargo nennen ſollte. Dieſer hat, er mag Eigenthümer ſein oder nicht, unumſchränkte Verfügung über die geſammte Ladung, kauft und verkauft nach Befinden, hat aber über den Lauf und die Leitung des Schiffs gar nichts zu ſagen; dies iſt des Hothchäng (Lootſen) Sache, welcher, während der ganzen Reiſe Tag und Nacht Küſten und Vorgebirge denen man vorüberfährt, ſorgfältig beobachtet, indem er beſtändig am Rand des Schiffes ſitzend oder ſtehend, wenn es ihm ſo bequem iſt, ſchläft. Die Matroſen, welche unter ſeine Befehle geſtellt ſind, gehorchen ihm nur wenn es ihnen ſelber beliebt; wo nicht, ſo ſchimpfen ſie auf den Kapitain und trotzen ihm wie einem Kameraden. Die nächſte Perſon nach dem Lootſen iſt der Tokung (Steuermann), unter deſſen Befehl einige beſondere Leute ſtehen. Noch giebt es zwei Sekretaire auf der Dſchunke, von denen einer der Rechnungsführer iſt und einer der Aufſeher über die an Bord genommene Ladung, ferner einen Proviantmeiſter und einen Prieſter oder Hiäng-Köng, welcher im täglichen Dienſt ſeinem

Götzen eine Menge Weihrauch nebst Gold- und Silberpapier verbrennt. Die Matrosen werden in zwei Klassen getheilt, in Tau-muh (Vordermänner), welche für Anker, Segel ꝛc. sorgen, und Ho-ki (Gesellen) welche die niedrigeren Dienste, das Aufwinden der Taue und Lichten der Anker verrichten. Ein Koch endlich und einige Barbiere machen das Schiffsvolk vollständig.

Alle diese Personen, mit Ausnahme der Matrosen zweiten Ranges haben besondere Kajüten, d. h. lange schmale Laden, in welchen man sich bequem ausstrecken, nicht aber stehen kann. Wer auf einer Dschunke als Passagier fahren will, muß einem der Tau-muh (Vordermänner) seine Kajüte abmiethen. Ueberhaupt herrschen eigentlich die Matrosen im Schiffe; wenn irgend eine Maßregel ihnen unangenehm ist, widersetzen sie sich so lärmend, daß Kapitain und Steuermann oft nichts Besseres zu thun wissen, als sie demüthig um gnädigen Beistand bei der vorhabenden Arbeit und um sanfteres Betragen zu bitten.

Die Mannschaft besteht aus Leuten, welche Handel als ihren Hauptzweck, den Dschunkendienst aber als Nebensache achten. Jedem steht es frei, eine gewisse Last Waaren an Bord zu nehmen, und dieselben, wo unterweges angelangt wird, nach Gutdünken zu verhandeln, unbekümmert, ob das Fahrzeug auch zur rechten Zeit seinen Bestimmungsort erreichen werde.

Die gemeinen Matrosen erhalten vom Kapitain nichts als rohen Reis und haben übrigens selbst für ihre gewöhnlich sehr magere Kost zu sorgen. Die Meisten von ihnen verstehen den Dienst gar nicht, sondern sind Leute die, durch Armuth gezwungen ihren Wohnort zu verlassen, sich als Matrosen verdungen haben, ohne je zuvor an Bord einer Dschunke gewesen zu sein. Demungeachtet will jeder von ihnen, wie dumm und unwissend er immer sei, befehlen und schreit den Uebrigen seine Anordnungen zu, bis alles zuletzt in der größten Verwirrung ist. Von Sub-

ordination, von gegenseitiger Achtung und Hülfsleistung weiß man da nichts. Seecharten haben die Chinesen nicht, und kennen überhaupt kein anderes Hülfsmittel als den Compaß. Sie beschränken sich auf Küstenfahrt, und der Steuermann richtet sich nach den Landspitzen und Vorgebirgen, welche er im Auge hat. Jede Gefahr macht die Mannschaft gänzlich muthlos und häufig geht bloß durch ihre Unentschlossenheit das Fahrzeug zu Grunde. Zwar sehen sie ein, daß die europäische Schiffahrtskunde größer ist als ihre eigene, helfen sich aber damit, daß sie die Palme der einstigen alten Seekunst des „himmlischen Reichs" zuerkennen. Wenn irgend eine Verbesserung ihnen vorgeschlagen wird, so lautet ihre Antwort gewöhnlich: „Wir würden ja, wenn wir dies annehmen, uns der Barbarei verdächtig machen." Die Bräuche des Götzendienstes werden an Bord einer Dschunke mit abergläubischer Genauigkeit vollzogen. Die See-Gottheit heißt Ma-tsu-po oder auch Tien-hau (Königin des Himmels). Sie soll eine Jungfrau gewesen sein, die vor Jahrhunderten in Fuh-kien, in der Nähe des Distrikts Fuh-tschau lebte. Weil sie mit großer Geisteskraft und durch eine Art Wunder ihren Bruder einst vom Ertrinken rettete, ward sie zur Gottheit gemacht und mit Beinamen nicht unähnlich denen der Jungfrau Maria beehrt. Jedes Fahrzeug führt ein Bildniß dieser Göttin und davor eine immer brennende Lampe. Einige abscheuliche Zerrbilder umgeben die Königin, welche immer in sitzender Stellung abgebildet ist. Ihr Schrein ist mit Lahu geschmückt. Schaaler Thee wird ihr vorgesetzt. Ehe ein Fahrzeug die Anker lichtet, wird sie nach irgend einem Tempel getragen, woselbst man ihr opfert. Der Priester sagt einige Gebete her, die Matrosen machen einige Verneigungen und der Kapitain bezeigt ihr seine Ehrfurcht gewöhnlich dadurch, daß er in Galla vor ihrem Bilde erscheint. Demnächst findet ein Schmaus Statt, bei

welchem die der Göttin vorgesetzten Speisen verzehrt werden. Man trägt ihr Bild alsdann vor eine Bühne, auf welcher, ihr zum Ergötzen Sänger und Schauspieler ihre Kräfte zeigen. Zuletzt wird sie mit Musik zur Dschunke zurückgebracht, wo unter Beckenschall die lustigen Matrosen, was etwa vom Banquet noch übrig geblieben ist, zu ergreifen eilen.

Der Dienst der Göttin ist einem Priester anvertraut, der ehe er vor ihr Bild tritt, jedesmal sein Gesicht waschen muß. Jeden Morgen steckt er brennende Räucherkerzchen in das Räuchergefäß und verrichtet seine Ceremonieen in jedem Theile des Schiffes besonders, sogar auch in der Küche.

Wenn die Dschunke ein Vorgebirge erreicht, oder wenn widrige Winde herrschen, so bringt der Priester den Berg- oder Luftgeistern Opfer. Es werden dazu Schweine und Vögel geschlachtet, was nur bei solchem Anlaß erlaubt ist. Sobald das Opfer in Ordnung ist, thut der Priester Obst und Liqueure dazu, verbrennt Goldpapier, macht unterschiedliche Kniebeugungen und ruft zuletzt den Matrosen zu: „Thut's den Geistern nach!" Sogleich fallen alle hungrig über das Opfer her. Wenn das Fahrzeug im Begriff ist, aus einer Strommündung zu fahren, werden fortwährend in der Nähe des Steuerruders Papieropfer ausgeworfen. Kein Theil der Dschunke erfährt so häufige Opfer als der Compaß. Etwas rothes Tuch, desgleichen auch über Ruder und Ankertau gebunden ist, bedeckt ihn; Räucherkerzchen sind in grosser Menge davor angezündet; Goldpapier in Gestalt kleiner Dschunken geformt, brennt davor. Nicht weit vom Compaß giebt es eine Tabackspfeife, etwas Taback und eine Lampe zu gemeinschaftlichem Gebrauch. Bei einer Windstille schießet die gesammte Mannschaft eine gewisse Menge Goldpapier zusammen; daraus wird eine Dschunke geklebt, die man auf dem Wasser treiben läßt. Erfolgt kein Wind, so glaubt man, daß

die Göttin nicht bei Laune sei und nimmt zu den Luft-Dämonen Zuflucht. Will endlich gar nichts helfen, so stellt man das Opfern gänzlich ein und die Matrosen warten in Geduld.

So abergläubisch sind die Chinesen, daß sie nie ein Segel aufspannen, ohne sich zuvor der Huld der Dämonen empfohlen zu haben, und daß sie von keiner Reise zurückkehren, ohne ihrer Schutzgöttin den gebührenden Dank darzubringen.

Die chinesischen Matrosen sind, wie schon bemerkt, aus den niedrigsten Volksklassen, meistens Opiumschlemmer, Spieler, Diebe und Liederliche. Sie berauschen sich, so lang sie einen Heller von ihrem Lohn haben, sie spielen bis Alles hin, selbst ihre Jacke, die sie zu Pfande geben. Sie sind arm und verschuldet, sie betrügen und werden betrogen, je nachdem es glückt. Sobald sie in einen Hafen kommen, ist ihr einziger Wunsch, dort so lange bleiben zu dürfen, bis ihr ganzes Vermögen drauf gegangen ist, wie auch immer ihre Familien daheim darben und leiden.

Ihre Flüche und Beschwörungen sind gräßlich; ihre Sprache ist schmutzig und obscön — nur wünschen sie sich niemals ewige Verdammniß an. Wer unter diesen Leuten eine Zeitlang lebte, würde besser als irgend sonst jemand im Stande sein, eine Beschreibung von Sodom und Gomorrha zu liefern und die Segnungen des Christenthums zu würdigen, welches selbst bei tiefer Entweihung immer noch mehr als alle Moralmaximen der menschlichen Verderbniß einen Damm entgegengesetzt.

Den Chinesen ist die ganze chinesische Küste sehr wohl bekannt. Da sie nur Küstenschifffahrt treiben, so erkennen sie auf weite Entfernungen hin Vorgebirge und Inseln und täuschen sich darin selten. Sie besitzen einen „Wegweiser", welcher aus der Erfahrung der Jahrhunderte entsprungen, sehr genau und zuverlässig ist in Angabe der Untiefen, Hafeneinfahrten, Felsen ꝛc. Rechnungen im Kopfe und astronomische Beobachtungen sind

ihnen fremde Dinge; daher schätzen sie nur die zurückgelegte Entfernung nach den Vorgebirgen, denen sie vorüber gekommen sind. Sie messen nach einer Grad-Decimal-Theilung. Ihr Compaß weicht wesentlich von dem europäischen ab; er besteht aus mehreren concentrischen Kreisen, von denen einer in 4, einer in 8 und einer, entsprechend der Stundeneintheilung, in 24 Theile getheilt ist.

China war für die katholischen Missionaire Jahrhunderte hindurch ein Feld der eifrigsten Thätigkeit; neuerlich gab es aber unter ihnen kein hervorstechendes Talent und ihr Einfluß nahm bedeutend ab. Hätten sie damals, als sie über den Kaiser Kang-hi so viel vermochten, die Gelegenheit benutzt, richtigere Ansichten über den europäischen Handel zu verbreiten und den Nutzen eines offenen Verkehrs anschaulich zu machen! hätten sie wenigstens versucht, die Schranken, welche Asien von allen Culturfortschritten abschneidet, wankend zu machen! dies litt aber ihre Politik nicht; ihr ganzes Verlangen ging dahin, den chinesischen Handel nur den gläubigen Kindern der Mutterkirche und Macao den Portugiesen zu sichern. Das letztere gelang ihnen, während das erstere an dem überlegenen Unternehmungsgeiste protestantischer Völker scheiterte. Ihr eigenes Abschließungssystem hat sie selbst ausgeschlossen von dem, was sie einst schon besaßen und andererseits den Widerwillen der chinesischen Regierung gegen alle Fremden befestigt.

Für den guten Willen der protestantischen Mission war es immer ein großes Hemmniß, daß ihr Verkehr auf Chinesen aus den Provinzen Canton und Fukien sich beschränkte, deren Dschunken jährlich die Häfen des indischen Archipelagus besuchen. Dort pflegte man ihnen christliche Bücher zu vertheilen. Nur Dr. Morrison und Dr. Milne hatten das Glück in China selbst zu leben. Da kein Platz südlich von China mehr Dschunken jähr-

lich versammelt als Siam, so ist dies Land die wichtigste Station für die protestantische Mission geworden. Herrn Tomlin's und meine Bekanntschaften mit dort hingekommenen Chinesen ließen uns hoffen, ohne große persönliche Gefahr China selbst einst betreten zu dürfen. Herr Tomlin aber starb vor Ausführung des Plans und mich hielten mancherlei Verhältnisse in Siam fest. Schon hatte endlich der siamesische Gesandte der nach Peking ging, mich als Arzt mitzunehmen versprochen, als ein Herr, der mich gern in Siam behalten wollte, es auch wieder hintertrieb.

(Fortsetzung folgt.)

XVI.

Bruchstück aus dem Tagebuche des Professors Dr. A. v. Bunge auf dessen Reise nach China in den Jahren 1830 und 1831.

Die Mission welche die russische Regierung alle zehn Jahre nach Peking schickt, um die Geistlichkeit des dortigen russischen Klosters abzulösen, wurde das letzte Mal, im Jahre 1830, von der Academie der Wissenschaften in St. Petersburg auch zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt, indem derselben mehrere junge Gelehrten beigegeben wurden. Diese, und unter ihnen auch ich, betraten die chinesische Grenze unter dem Titel und in der Kleidung von Kosakenunterofficieren (Uriadnik's), weil man befürchtete, daß die mißtrauischen Chinesen Bedenken getragen haben würden, uns unter einem anderen Titel, als Botaniker, Astronomen u. dergl. m. ins himmlische Reich hinein zu lassen. Wenn es nun gleich in der Folge sich auswies, daß dies eine ganz un-

nütze Maaßregel war, indem die Chineſen bei einer geiſtlichen Miſſion durchaus nicht ſo peinlich ſind, als bei einer Geſandtſchaft, und überhaupt ſich mehr um die Geſammtzahl, als um die einzelnen Mitglieder der Miſſion bekümmern, ſo kam mir doch dieſe Verkleidung ſpäter ſehr zu ſtatten. Ein Theil unſeres Gepäcks, der zur Rückreiſe der Miſſion beſtimmt war, nebſt allem Zug-, Laſt- und Schlachtvieh, das eine bedeutende Heerde ausmachte (es waren mehr als 400 Pferde, einige Kameele und Ochſen) war bei unſerem Uebergange nach China eine ſtarke Tagereiſe nördlich von der chineſiſchen Mauer, neben den Wällen des vormaligen Städtchens Zaghan balyhaſſu zum Ueberwintern zurückgelaſſen und der Aufſicht von 10 Koſaken anvertraut worden. Dieſe Koſaken mußten nun nach einer ſeit jeher eingeführten Sitte, bei beginnendem Frühjahr (1831) von anderen abgelöſ't werden, die unter der Anführung eines Koſakenofficiers und unter der Escorte eines chineſiſchen niederen Beamten (Boſchecho) aus Peking (Bei-zſin nach nordchineſiſcher Ausſprache, d. h. die nördliche Hauptſtadt) abgefertigt werden ſollten. Da ich erwartete, daß im Märzmonat, wo dieſe Expedition abgehen ſollte, das Frühjahr bereits eingebrochen und die Vegetation ſchon etwas vorgerückt ſein würde, ſo lag mir ſehr viel daran, dieſen Weg mitzumachen, von dem ich mir eine reiche Ausbeute verſprach. Als einem Koſakenunterofficier wurde es mir nicht ſchwer, die Erlaubniß dazu zu erlangen und ſo bereitete ich mich denn freudig zur Abreiſe. Es war mir lieb, daß dieſe ſich eine Zeitlang verzog, denn zu meinem Bedauern ſah ich, daß, obgleich der März (alten Styls) ſchon längſt eingebrochen war und trotz der ziemlich warmen Witterung, doch die Vegetation durchaus ſich nicht zu regen begann. Bei der durch Berge im Norden geſchützten, bedeutend ſüdlichen Lage Pekings, noch unter dem 40ſten nördlicher Breitegrade, war dies ſehr auffallend,

fallend, und wohl nur durch die sehr östliche Lage und die stete Trockenheit des Herbstes und Winters im nördlichen China erklärlich. Endlich wurde die Abreise auf den Morgen des 14. März festgesetzt. Wir waren schon sehr früh reisefertig; eine Menge Gepäck, das wir mitnahmen, war schon auf die großen zweiräderigen Wagen vertheilt, unsere Pferde und Maulthiere standen gesattelt da; allein ein starker Regen, beinahe der erste in diesem Jahre, und das Säumen des Boschecho verzogen unsere Abfahrt bis zum Mittag. Die Wagen wurden vorausgeschickt, und zuletzt setzten auch wir uns in Bewegung; der Regen dauerte fort, obgleich schwächer, die Luft war höchst trübe, dabei jedoch still und kalt.

Ehe wir das Thor Andy-myn in dem nördlichen Theile der Stadtmauer erreichten, hatten wir von dem russischen Gesandtschaftshause (Chui-tun-guan) ungefähr 12 Li (6 Werst) durch die volkreichen Straßen der Stadt zurückzulegen, wo unser Zug, da wir wieder unsere Kosakenkleidung angelegt hatten, allgemeines Aufsehen und Auflauf erregte, wodurch, wie durch den entsetzlichen Schmutz der Straßen, unser Weg sehr ermüdend ward.

Vor dem Thore hielt der Boschecho vor einem Wirthshause an, indem er sich durch eine Collation zur Weiterreise Kraft zu holen beabsichtigte; und da dies bei den Chinesen sehr lange dauert, so zogen wir, der Kosakenofficier, Herr Rasgildejew und ich, es vor, allein weiter zu ziehen. Statt nun, nachdem wir durchs Thor geritten, sogleich links zu biegen, schlugen wir den geraden, nordöstlich führenden Weg, der vor uns lag, recht rasch ein, in der Absicht, bald der gaffenden Menge zu enteilen, und die Wagen zu erreichen, die nebst den Kosaken, weit voraus sein mußten. Doch je weiter wir kamen, desto mehr befremdete mich die gänzlich unbekannte Gegend, und nachdem wir schon gegen 10

Li zurückgelegt hatten, entschloß ich mich, alle meine Kenntniß in der chinesischen Sprache aufzubieten, um einen vorbeifahrenden Bauer nach dem Wege zu fragen. Der Versuch gelang vollkommen, und mein Wissen reichte noch so weit aus, die Antwort des Bauern zu verstehen, der uns unseren Irrthum kennen lehrte und uns durch einige Worte und noch verständlichere Fingerzeige auf einen anderen Weg verwies. Nach vielem Umherirren, wobei wir fast bis zu den Thoren von Peking wieder zurückkamen, gelangten wir durch weiteres Nachfragen auf den rechten Weg, der von einem einzigen Regenguß ganz fürchterlich zerrüttet war. Hätte ich nicht hier vor wenigen Wochen unendlich vom Staube gelitten, so hätte ich glauben müssen, daß hier der Boden aus einem unverbesserlichen Sumpfe bestände. Der reine, zähe Lehm, aus dem die ganze angeschwemmte, niedrig gelegene, ausgedehnte Fläche, auf welcher Peking liegt, besteht, wird leicht vom Regen bis in die Tiefe durchdrungen; es bildet sich eine sichtbar schwappende Oberfläche, durch die der Huf des Pferdes leicht tief hineinsinkt, und, bei der großen Belebtheit der zur Hauptstadt führenden Heerstraße, wird der Weg bald so durchgeknetet, daß kaum ein Durchkommen ist. Nicht zu verwundern war es daher, daß auch unser Gepäck oft anhaltenden Aufschub erlitt, so daß wir die Wagen schon auf dem halben Wege nach dem Städtchen Zin-che einholten.

Ein chinesischer Frachtwagen, wie ich oben bemerkte, stets auf zwei Rädern, nimmt eine sehr bedeutende Last auf; ein Pferd ist in die Femerstangen gespannt, und oft von der Ladung ganz verdeckt, vor diesem sind, an sehr langen Leinen, noch 2 bis 4 und mehr Pferde, Maulthiere und Esel durcheinander gespannt: diese werden nicht durch Zügel, sondern durch Worte des Fuhrmannes und dessen Peitsche regiert und angetrieben. Das beständige Geschrei Trr, trr! joh, joh! oho, oho! vermag

die Thiere zu unglaublicher Anstrengung zu bewegen, wie wir dies hier sahen, denn es war nichts Geringes, die schwer bepackten Wagen, deren stark mit Eisen beschlagene Räder oft bis zur Nabe in den zähen Lehm versanken, fortzubewegen.

Eine sehr schlimme Stelle des Weges brachte den ganzen Zug ins Stocken, und ich benutzte diese Zeit, verließ mein Pferd, und erstieg einen am Wege gelegenen, ziemlich hohen, wahrscheinlich durch Menschenhand aufgeworfenen, mit Ulmen bepflanzten Wall, um von dort eine freie Aussicht zu genießen. Der Weg, den wir zurückgelegt hatten, lag vor mir; im dichten Nebel schwanden die hohen Mauern Pekings, zu beiden Seiten des Weges erhöhten sich dicht neben einander düstere Baumgruppen von schlanken Thuja- und Juniperusstämmen, zwischen denen hin und wieder eine schöne Pinus mit weißer glatter Rinde durchglänzte, die die zierlichen Grabmäler vornehmer Chinesen beschatteten. Auf der weiten Ebene, die sich vor Peking ausdehnt, erschienen in weiter Ferne die Zelte eines Lagers, zu denen mehrere kleine Trupps chinesischer Soldaten, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, an uns vorüberzogen. Weiter hinaus breiteten sich trefflich geebnete Aecker aus, auf denen in zierlichen Reihen das junge Getreide eben zu grünen begann. Ringsum reges Leben, die feuchte Luft hallte dumpf von dem lauten Rufen der Fuhrleute und Eseltreiber, von denen die Straße wimmelte.

Wir ließen die Wagen zurück und eilten weiter. Erst um halb 6 Uhr Abends erreichten wir durchnäßt das nur 18 Li von Peking entfernte Zin-che, zwei Stunden später erschien auch das Gepäck; eine kleine nicht von Mauern umgebene Stadt oder Flecken, wird durch das Flüßchen gleichen Namens, über welches eine aus Quadern erbaute steile Brücke führt, in zwei Theile getheilt; jenseit der Brücke erreichten wir ein reinliches Wirthshaus, wo uns ein zierliches Abendessen bereitet ward. Als es aufgetra-

gen war, schickten wir eine Einladung an den Boschecho, uns dabei Gesellschaft zu leisten, erhielten aber von ihm zur Antwort, daß er schon zu Abend gespeist; wenn wir daher seine Rechnung bezahlen wollten, so könnten wir es so ansehen, als hätte er an unserer Mahlzeit Theil genommen. Als es spät ward, bereiteten wir unser Nachtlager nach chinesischer Sitte auf dem geheizten Kan, d. i. ein aus Backsteinen längs der einen Wand des Zimmers aufgeführtes Mauerwerk von 2 bis 3 Fuß Höhe und ungefähr 6 Fuß Breite, welches von Röhren durchzogen ist, die durch Steinkohlenfeuer, welches in einer Vertiefung vor diesem Kan angelegt wird, erwärmt werden. Der Kan ist mit einer Strohmatte und drüber mit grobem Tuch, häufig von rother Farbe, bedeckt; darauf steht vorn in der Mitte bei Tage gewöhnlich ein niedriges Tischchen, auf welches der Thee und die Speisen gestellt werden, wenn man einen Gast damit bewirthet, der dann jedesmal auf der Ehrenstelle links von dem Tischchen, der Wirth aber rechts von dem Kan zu sitzen kommt. Zur Nachtzeit ist der Kan oft für eine ganze große Familie die einzige Schlafstelle. Als solche benutzten auch wir ihn diesmal, mußten aber schwer dafür büßen, denn bald wurden wir von dem Wache haltenden Kosaken geweckt, und erwachten mit dem Gefühle des heftigsten Kopfwehs, als Folge des Kohlendunstes, der durch die schlechte Aufsicht beim Heizen entstanden war. An ein Wiedereinschlafen war nicht zu denken, unser Leiden stieg von einem Grade zum andern, und mit Ungeduld erwarteten wir den Anbruch des Tages, um in der frischen Luft, unsere Reise weiter fortsetzend, einige Linderung in unserem beklagenswerthen Zustande zu erlangen.

Es war ein schöner stiller, wenn gleich kühler Morgen, als wir unser Gepäck zurücklassend, ausritten. Vor uns erschien in blauer Ferne das zackige Gebirge, amphiteatralisch die weite Ebene

ſchließend. Die aufgehende Sonne blickte durch einen leichten Wolkenſchleier hindurch. Eine erfriſchende Luft wehte uns an und that uns wohl, ſteigerte ſich aber bald zu einem ſtärkeren Winde, der uns ins Geſicht blies und dichtere Wolken am Himmel zuſammentrieb. Die große, faſt unwegſame Straße vermeidend, ritten wir zwiſchen unabſehbaren Aeckern und Nebenwegen fort, auf denen hin und wieder der Weizen in regelmäßigen parallelen Streifen eben zu grünen begann. Weiterhin ſah man den emſigen Landmann beſchäftigt, hier zu pflügen, dort zu ſäen und zu eggen. Häufig ſtießen wir auf Dörfer, die, wenn gleich meiſt nur aus niedrigen Lehmhäuſern beſtehend, doch ſchon aus der Ferne an den freundlichen Baumgruppen erkannt werden können, von denen ſie immer umgeben ſind. Nach einem Ritt von einigen Stunden gelangten wir an ein Flüßchen, an deſſen erhöhten Ufern ſich ein beträchtlicheres, ſehr hübſch gelegenes Dorf hinzieht und bald darauf erreichten wir die ſchöne von Granitquadern erbaute Brücke, die vor dem Städtchen Schache über das Flüßchen gleichen Namens führt. Dieſe Brücke trägt merkliche Spuren eines hohen Alters an ſich; beſonders waren die Auffahrten ſchon ſehr zerrüttet, und Niemand ſchien ſich um deren Verbeſſerung zu kümmern. Das Städtchen Schache (Sandfluß), hat ein reinliches Anſehen, iſt aber von keiner Mauer umgeben. Hier wollten wir unſer Gepäck abwarten und ſtiegen daher in dem Gaſthauſe ab, das von der Krone zum Abſteigequartier der Miſſion beſtimmt iſt, und wo wir vor einigen Monaten auf der Hinreiſe nach Peking übernachtet hatten. Unſere Hoffnung, den Boſchecho nebſt dem Dollmetſcher, die vorangeritten waren, hier zu treffen, ſchlug fehl, denn wir erfuhren, daß er weiter geritten ſei, und uns in Nauj-keou erwarten wolle. Der Sprache faſt ganz unkundig, vermochten wir nur mit genauer Noth uns mit dem Gaſtwirthe, der ein abgefeimter Spitzbube zu ſein ſchien, zu

verständigen, um das Nöthige von ihm zu erlangen. Besonders schwer ward es uns, zu vermeiden, daß wir nicht in den verlangten Speisen Esel- und Kameelfleisch erhielten, die mein Begleiter um keinen Preis gegessen hätte. Ein Versuch, den ich machte, mir die Stadt zu besehen, scheiterte an dem augenblicklichen Zusammenlauf einer Menge Volks, das durch den fremdartigen Anzug herbeigelockt, sich nicht begnügte, mich zu betrachten, sondern mich sogar vom Kopf bis zu Fuß betastete und bei jeder Kleinigkeit seine Verwunderung durch rauschende Ausbrüche zu erkennen gab. So wurde ich bald in den Hofraum unsers Gasthauses wieder zurückgeschoben, jedoch nicht, weil es mir die Chinesen nicht gegönnt hätten, ihre Stadt zu besehen, sondern, weil ihre Neugierde mir zu lästig wurde. Unsere Geduld wurde stark auf die Probe gesetzt, denn unser Gepäck kam heute nicht mehr an, und wir mußten uns auf dem harten Kan, ohne irgend eine Unterlage, unsere Sättel als Kopfkissen ausgenommen, unser Nachtlager bereiten. Erst um 9 Uhr des andern Morgens kamen unsere Frachtwagen an, die im nächsten Dorfe übernachtet und am andern Morgen viele Beschwerden beim Uebersteigen der Brücke erlitten hatten. Um Mittag verließen wir Schatsche. Auch von dieser Seite führt zur Stadt über ein Flüßchen, dessen Namen ich nicht erfuhr, eine schöne steinerne Brücke auf 7 Bogen, die besser als die jenseitige erhalten ist. Aber auch hier waren die Auffahrten wahrscheinlich durch häufige Ueberschwemmungen zerstört, und unsere Wagen hatten es um so schwieriger, da an beiden Enden der Brücke durch tiefen Koth der Weg fast unfahrbar war. Jenseits der Brücke erblickten wir eine junge geschmückte Chinesin, die einen kleinen Esel ritt, hinter dem ein Eseltreiber, ein kleiner Junge, einher lief. Nur ein schmaler Steg, der etwas trocken war, führte zur Brücke; da nun aber die Chinesin ihn von so sonderbar gekleideten Reitern,

als wir waren, beſetzt ſah, mochte ihr bange zu Muthe geworden ſein und ſie lenkte ihr kleines Thier ſchnell ſeitwärts, das aber auch ſogleich ganz in den Koth verſank und auf die Seite fiel. Die Scene war im höchſten Grade tragikomiſch. Das arme Mädchen, genöthigt, ihren zierlich kleinen Fuß dem ſchmutzigen Elemente, das ſie umgab, anzuvertrauen, gerieth, da ſie dem Eſel nicht aufhelfen konnte, in eine entſetzliche Verlegenheit, die durch das grauſame Gelächter der uns begleitenden Koſaken noch geſteigert wurde. Allein auch zugleich von Mitleid bewegt, unterdrückten dieſe ihre jubelnde Freude, zogen den Eſel heraus und trugen ihn faſt auf den Händen bis zur Brücke, während das erſchrockene und verlegene Mädchen leicht hinübergeeilt war und ſo behende, als ihre kleinen Füße es erlaubten, über die Brücke fortſtelzte. Etwas ſchwieriger war es, unſere Frachtwagen auf derſelben Stelle hindurchzuſchaffen. Doch auch dies gelang, und wir kamen auf Seitenwegen ziemlich trocken und ohne Aufenthalt fort. Ein ſcharfer Wind, der auch heute vom Gebirge her uns ins Geſicht blies, machte den Weg, der ſonſt höchſt reizend iſt, für uns ſehr unangenehm. Immerwährend zogen wir zwiſchen ſorgfältig bebauten Feldern fort, und immer rieſiger erhoben ſich vor uns aus dem Hintergrunde die Spitzen des rauhen Guan-ſchan. Viele hübſche Dörfer lagen auf unſerm Wege, deren Bewohner neugierig die auffallenden Reiſenden betrachteten und uns bald für Mongolen, bald für ein anderes wildes Volk (je-ſhin) anſahen, nur ſelten für Ruſſen erkannten, von denen die Meiſten wohl nie gehört haben mochten. — Die Ebene, in der wir ritten, fing an, ſich zu verengen, und das Gebirge, das Anfangs amphitheatraliſch erſchien, war gleichſam näher getreten und beengte rechts und links die Ausſicht. Der Boden veränderte ſich und wurde ſteiniger, je näher wir der Feſtung Tſchan-pchin-tſchou kamen. Vor dem Thore derſelben bemerkten wir ei-

nige Beamten in Gallakleidung, mit ihren gestickten Thierzeichen auf der Brust, die Jemanden zu erwarten schienen. Wir hielten etwas an, und sahen bald einen Mann mit violettem Knopf auf der Mützenspitze, also von sehr hohem Range, mit sehr wenigem Geleite heranreiten. Alle Anwesenden fielen vor ihm sogleich mit dem lauten Ausrufe: Chao! auf ein Knie, und vier Polizeidiener mit rothen Mützen geziert und langen und dicken Peitschen bewaffnet, — daran erkennt man sie eben als Polizeibeamte — die näher zu den Thoren standen, liefen eilig mit Geschrei in die Festung hinein. Sogleich erschallte von dorther eine Salve von 3 Kanonenschüssen, worauf der ganze Zug in die Thore einzog. Wir erfuhren später, daß dies ein hoher Beamte, eine Art von General-Gouverneur sei, der sein Gouvernement als Revident bereiste. Unser Weg führte uns nicht durch die Festung, sondern wir umritten deren Mauer von zwei Seiten. Letztere war an vielen Stellen zerrüttet, an einigen sah man bedeutende Verbesserungen. Noch einige Lis weiter gelangten wir dicht vor dem Eingange ins Gebirge in die Vorstadt der Festung Nauj-keou d. h., südliche Mündung des Gebirgspasses, die sehr hübsch gelegen ist. Nach einem Ritt von 15 Lis hielten wir hier gegen 5 Uhr Abends still; 3 Stunden später langte erst unser Gepäck an.

Um den schwierigen Gebirgspaß Guan-gon zu befahren, mußten die Wagen mit dem Gepäck erleichtert werden, und es wurden noch 10 Esel gemiethet, auf die ein Theil des Gepäcks vertheilt wurde. Dies nahm einen großen Theil des Morgens weg, und erst um halb 9 Uhr verließen wir unser Nachtquartier und ritten durch das erste Thor, das den südlichen Eingang in den Gebirgspaß sperrt. Die Festung ist nicht bedeutend und hat wenige kleine unansehnliche Häuser. Nach Norden zu ist sie von keiner Mauer geschützt; allein vom ersten Thor aus erhebt

ſich zu beiden Seiten eine kühn geführte Mauer auf's Gebirge, wenn gleich nicht von bedeutender Höhe und Breite, aber merkwürdig durch die ſtellenweiſe furchtbare Steilheit. Nun traten wir in die Schlucht ein; von beiden Seiten erhebt ſich ſteil das felſige Gebirge, meiſt aus grobkörnigem Granit, der zuweilen mit röthlichem Porphyr abwechſelt, häufig von Grünſtein durchſchnitten, gebildet, und läßt nur ein enges mit Steinen und größeren Felsſtücken beſäetes Thal zwiſchen ſich, durch welches ein muntrer, aber jetzt nicht bedeutender Gebirgsbach rieſelt. Zu Zeiten jedoch muß er, beſonders während der ſtarken und anhaltenden Sommerregen (denn Schnee fällt hier nur wenig, und Frühjahr und Herbſt ſind meiſt trocken) bedeutend an Größe und Stärke zunehmen, wovon deutlich die ungeheuren Steinmaſſen zeugen, die von der Gewalt des Waſſers losgeriſſen und herangeſchwemmt, je weiter man kommt, wörtlich genommen, jeden Schritt des Reiſenden hemmen, oder doch beſchwerlich machen. Der Morgen war ſehr ſchön, der Himmel heiter, und wehte ein kühler Wind aus der Schlucht uns gerade ins Geſicht. Bald aber würde es ſo warm, daß ich, da ich den Weg zu Fuß zurücklegte, im leichten Ueberrock in ſtarken Schweiß gerieth. Bei dieſer Wärme mußte es mich wundern, die ganze Natur noch in Schlaf verſunken, oder doch höchſtens im erſten Erwachen begriffen zu ſehen. Nur hin und wieder ſah man, an von Felſen gegen Norden geſchützten Stellen, ein grünes Blättchen, aber vergebens ſtrebte mein Auge, irgend ein Blümchen, das den Frühling verkündet hätte, zu entdecken, obgleich ich, rechts und links vom Wege ablenkend, mehrere kleine ſteile Höhen beſtieg. Der Gebirgspaß wird immer enger, wenn man ſich dem Thore der Feſtung Iſſui-jun-guan (Andere nannten ſie Iſſui-lun-guan) nähert. Dieſes iſt in einem ziemlich ſchlechten Zuſtande, eben ſo wie die Mauer, die ſich von hier aus quer durch das enge

Thal, auf beiden Seiten aus steilem Gebirge erhebt. In der Mitte der Festung, die an Ausdehnung und an Häuserzahl Nang-nouj zu übertreffen scheint, findet sich ein zweites, sehr schönes Thor. Obgleich es die Spuren eines sehr hohen Alters an sich trägt, so haben doch die ungeheuren Quadern, aus denen es besteht, wenig gelitten, und das viele Bildwerk, das im Stein ausgehauen, meist märchenhafte Heroen der Vorzeit und Drachen im Basrelief vorstellt, ist fast ganz unversehrt. Ein drittes Thor schließt die Festung von Norden her. Einige Lis weiter ritten wir wieder durch zwei Thore, die eine ganz zerrüttete kleine Festung einschließen, in der nur ein Gebäude ganz, alles Uebrige aber in Ruinen ist. Der Weg war ungemein belebt. Eine Menge Esel, Maulesel, Pferde, Kamele, mit verschiedenem Gepäck beladen, begegneten uns bald oder überholten uns, oder wurden von uns überholt, und verursachten wegen der Enge des Weges nicht selten bedeutende Verzögerungen in der Weiterreise; besonders war dies einige Mal der Fall, als uns große Heerden von Schaafen entgegen kamen, die aus der weidereichen Mongolei der alles verzehrenden Hauptstadt zueilten; nur selten sah man Wagen, die sehr schwer fortkamen. Ungefähr in der Mitte der Schlucht bemerkt man die Ruinen einer vormals vielleicht prachtvollen Brücke aus mächtigen Granitquadern, die über den kleinen Bach geführt haben muß, der gerade hier wegen der an diesem Orte mäßigeren Senkung und größeren Ausdehnung des Thales in die Breite, bei hohem Wasserstande schwierig zu durchwaten sein mag.

Ein wenig weiter aufwärts wird der Wanderer durch den Anblick eines kleinen, linkerhand liegenden Buddhatempels überrascht, der in bedeutender Höhe, fast wie ein Schwalbennest an den senkrecht aufsteigenden Felsen angeklebt ist. Um zu diesem gleichsam in der Luft schwebenden Tempel zu gelangen, erstieg

ich mit einigen Beschwerden und vieler Gefahr die in den harten Felsen gehauene aus ungefähr 70 hohen Stufen bestehende, fast senkrechte Treppe. So trat ich in den untern Tempel, in welchem drei Götzenbilder aufgerichtet waren. Eine kleinere Treppe führte von dort aus noch höher zu einem zweiten kleinen Tempel, in welchem einige kleinere Götzen standen. Viele Inschriften in mongolischer, tibetischer und chinesischer Sprache deuteten wahrscheinlich die frommen Besucher an, die ein Verdienst darin fanden, den gefahrvollen Weg dorthin zu unternehmen, und um unter diese asiatischen Schriftzeichen auch ein europäisches Wort zu mengen, grub ich mit einem Messer auch meinen Namen mit der Jahreszahl in den Kalk der Wand. Von Niemanden konnte ich etwas über das Alter, über den Zweck des Tempels und die in ihm verehrten Heroen erfahren. Er ist ein Beweis von dem vorherrschenden Hange der Chinesen, scheinbar unausführbare Werke auszuführen, die, ohne ihnen Nutzen zu gewähren, ihrer Eitelkeit schmeicheln mögen. Derselbe Hang spricht sich in der zwecklosen chinesischen Mauer, in den vielen unnützen Tempeln des Isi-min-schan, und in vielen ähnlichen wunderbaren Werken aus. Die darauf verwandten ungeheuren Kräfte und Kosten hätten über und über für den Bau eines prachtvollen Weges in der Schlucht Guan-gon, der vom größten Nutzen gewesen wäre, gereicht. Noch etwas weiter sieht man von der entgegengesetzten Gebirgswand einen ähnlichen kleinen Tempel, der aber niedriger liegt und zu dem der Zugang leicht ist. Von hier aus geht die Schlucht steiler aufwärts, und in ihr uns erhebend, gingen wir durch ein Paar unbedeutende Dörfer, die zwischen den Felsenwänden eingeengt waren. Wo es nur irgend möglich ist, sind kleine Flecken Erde dem Felsen gleichsam entwendet und als Aecker oder Gärten benutzt, die theilweise bis jetzt mit Schnee bedeckt waren. — Endlich erstieg

ich auf einem ſehr ſteilen Wege den höchſten Punkt der Ueberfahrt Ba-ha-lin und ſtand vor den Thoren der Rieſenmauer. Dieſes ungeheure Werk, das in bedeutender Ausdehnung bald jäh ins Thal hinabſteigend, bald ſchroff bergauf ſtrebend, ſich kühn über hohe und ſteile Berggipfel hinzieht, iſt ſo oft beſchrieben, geprieſen, getadelt, daß ich es kaum wage, noch etwas hierüber hinzuzufügen. Ueber die Geſchichte dieſer im Innern des eigentlichen China gelegenen Mauer findet man genügende Aufſchlüſſe in Timkowsky's und beſonders des Paters Hyacinth Bitſchurin Reiſe durch die Mongolei, woraus hervorgeht, daß das Alter dieſer Mauer bei weitem nicht ſo hoch hinaufreicht, als das der äußerſten Mauer, die jedoch jetzt faſt nur aus einem ſich weit hinziehenden Stein- und Schutthaufen beſteht, der von Strecke zu Strecke durch zerrüttete Wachtthürme unterbrochen wird. Dieſe dagegen iſt faſt gänzlich erhalten und nur hin und wieder ſieht man Spuren, die der nagende Zahn der Zeit zurückgelaſſen hat. Die zwei Thore, die durch die hier doppelte Mauer führen, ſind für jetzt gänzlich offen. Aus ihren gewaltigen Angeln gehoben, liegen die ungeheuren Thorflügel zu beiden Seiten, ihrer Eiſen beraubt, umwuchert von rankenden Gewächſen, die an deren endlicher Zerſtörung arbeiten. Halb in die Erde verſunken, liegen friedfertig hie und da zerſtreut, einige Kanonen, zum Theil vom freſſenden Roſte verzehrt und ihrer zerſtörenden Beſtimmung für immer entnommen. Durch eine Oeffnung in der Mauer gelangte ich zu einer größtentheils zerfallenen Treppe, auf der ich hinanſtieg. Eine üppige Vegetation, deren Ueberreſte ich nur ſah, bedeckt die mit quaderförmigen Backſteinen ausgelegte breite Oberfläche der Mauer, zwiſchen deren Bruſtwehren ich nun einherging. Selbſt Bäumchen und Sträucher treiben zwiſchen die einſt wohl gefügten Ziegeln ihre Wurzeln und ſtreben ſo, wenn auch mit ſchwacher, doch durch

Beharrlichkeit und Dauer unwiderstehlicher Kraft, den festen Bau zu sprengen. So vernichtet die Macht der ewig jungen Natur, es sei auch noch so gewaltig, das alternde Werk des gegen sie sich auflehnenden Menschen. — Ich stützte mich gegen die Brustwehr, um in die wilde nach Norden gelegene Landschaft zu schauen, — ein großes Stück Mörtel löste sich ab, stürzte hinunter und schallte, indem es den Boden erreichte. Ein Chinese, der an dem Fuße der Mauer, in ihrem weiten Schatten, seine Mittagsruhe hielt, zu dessen Haupt der Stein hinfiel, erwachte, sprang auf und schickte einen heftigen Fluch herauf, der wiederhallend vom Gemäuer zurückprallte. Erschrocken über das Unglück, dessen unwillkührlicher Urheber ich hätte werden können, trat ich zurück und eilte nun auf der Mauer weiter, von Thurm zu Thurm, bald ab- bald aufsteigend, bis ich einen hohen Punkt erreichte, von dem herab ich einer entzückenden Aussicht genoß. Rings um mich her die steilen, unwirthbaren Felsengipfel des Guan-schau, rechts und links über sie hinüber in unabsehbare Ferne hinaus, einem hellen Streife gleich, die große chinesische Mauer, — und wiewohl für sich, gewaltig, ungeheuer, — gegen diese Felsengipfel jämmerlich winzig erscheinend, dem schwachen Werk geschäftiger Ameisen vergleichbar, die mühevoll ämsig, aus Sandkörnern einen Bau aufführten, den der Fußtritt eines Menschen vernichtet; — nach Süden zu in blauer Ferne die weite Ebene, die wir durchzogen hatten, zu meinen Füßen die wilde Schlucht Guan-gou, aus deren Tiefe das wirre Geräusch unsere Caravane zu mir heraufdringt; — nach Nordwest eine höher gelegene Ebene, das nächste Ziel unserer Reise, im Hintergrunde geschlossen durch das zackige Felsengebirge, das die Mongolei von China trennt. — Ungern verließ ich den hohen Standpunkt, der die mannichfachsten Empfindungen in mir weckte. Während unsere Caravane sich den Thoren näherte, ging ich

langsam denselben Weg, den ich gekommen war, zurück, und verweilte noch in den einzelnen Thürmen, in deren einem ich einen Haufen nicht großer Kanonen, 127 an der Zahl, fand, die vormals vielleicht dem anbringenden Mongolenschwarm furchtbar, jetzt nur die Mauer zu zerdrücken drohen, auf der sie aufgethürmt sind. Bei den Thoren angelangt, fand ich meinen Reisegefährten und einige unserer Kosaken, die vorausgeritten waren und mir mein Pferd brachten.

Auch sie starrten den Riesenbau an, — merkwürdig genug — alle kommen darin überein, ihn abgeschmackt zu finden. Ich bestieg meinen Klepper und wir eilten der nicht weit entfernten Festung Tscha-dao zu, die die nördliche Schutzwehr des Gebirgspasses bildet, gleichfalls von einer Mauer umgeben, die nach zwei Seiten hin verlängert, längs den nördlichen Abhängen des Gebirges sich hinzieht, und wahrscheinlich an die große Mauer anschließt.

XVII.

Miscellen.

1.

Auszug aus einem Privatschreiben,

(d. d. Surabaya (Java), August 1834).

Nachmittags besuchte ich den Häuptling der Javanen auf Grissee, der mich mit größter Freundlichkeit bewillkommte. Er saß auf einem Sessel, vor ihm her kauerten 20 Sklaven auf der Erde, alle auf seinen Befehl wartend. Neben ihm saß seine Frau, und sieben Kebs- oder Nebenweiber hinter ihm auf der bloßen Erde. Seine Pfeife, die er eben rauchte, schätzte ich auf wenigstens 200 Thaler Werth. Das Rohr war über 10 Fuß lang und lag schlangenförmig auf einer rothen seidenen Decke, der Kopf war von massivem Golde, mit Diamanten besetzt. Die Wasserkugel, durch welche das Rohr ging, stand in einem chinesischen porzellanenen Gefäß, dessen unterer Rand von Silber war. Der Häuptling befahl einem Sklaven mir Wein und Wasser zu bringen, die krystallenen Gläser standen auf einem silbernen Präsentirteller. Darauf rief er seinen Sohn, der sich zu meiner linken Hand setzen mußte; aber ehe er sich niedersetzte

beugte er sich vor seinem Vater tief zur Erde, das Angesicht mit beiden Händen bedeckend. Der Jüngling mochte 15 Jahre alt sein, und sollte künftigen Monat heirathen. Auf Befehl seines Vaters fragte er mich, wie ich hieße, wo ich zu Hause gehörte, wie alt ich sei, wie lange ich auf der Reise gewesen u. s. w. Jetzt forderte der Vater mich auf, seinen Sohn in der Geographie zu examiniren, dann aber ihm ähnliche Fragen vorzulegen, wie er mir. Ich war verwundert über die genaue Kenntniß die der Jüngling von der Lage, den Hauptflüssen, Gebirgen, Städten Deutschlands und Hollands an den Tag legte; auf meine Frage aber, wann er heirathen würde, antwortete er mit einer tiefen Verbeugung gegen seinen Vater: „dieses hat mein Vater zu bestimmen.“ Außer diesem Sohne hat der Häuptling von seinen 14 Frauen noch 24 Kinder.

Er führte mich nun in seinen Palast herum. Der innere Raum des Schlafgemaches war von Sophas, Sänften, und den feinsten Möbels besetzt und die Wände mit ganz guten Oelgemälden, in reich vergoldeten Rahmen, verziert; zwischen den Gemälden hingen Spiegel von 7 Fuß Länge. Um sein Theehaus war ein großer Fischteich gezogen, voller Fische, die er stets selbst füttert. In seinen Remisen zählte ich 10 englische Fuhrwerke nach der neuesten Mode. Die Häuser — denn der Palast besteht eben aus lauter abgesonderten Häusern, als: Schlafhaus, Morgenhaus, Speisehaus u. s. w, — liegen sämmtlich 20 Schritt von einander entfernt und zwar so, daß wenn man in der Thür des äußersten steht, man durch alle hindurch schauen kann. Jedes Haus hat vier Thüren; die Räume zwischen den Häusern waren mit allerlei Bäumen, Blumen und Früchten bepflanzt.

---

2. Die

2.

Die öffentlichen Bäder in Tiflis.

(Der brieflichen Skizze eines Russen entlehnt).

Während meines Aufenthalts in Tiflis, von den ersten Tagen des Juni bis zur Mitte des August 1834, besuchte ich eines Abends bei schon eingetretener erfrischender Kühle einen, mir seit lange bekannten, hier wohnhaften Russen, der mit einer Grusinerin verheirathet ist. Nachdem er früher in der Marine gedient und sich dort bei manchen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, verließ er diese, kam nach Tiflis und trat wieder in Civildienste, in welchen er aber auch kein Eldorado gefunden hat. Nach dreißig Dienstjahren, denen er manche Bluts- und Schweißtropfen opferte, hat er es zum Collegien-Assessor gebracht. In seine Wohnung tretend, hörte ich ihn heftig mit seiner alten Dienstmagd sprechen, welche Unterhaltung er aber sogleich, mich gewahrend, mit den Worten unterbrach: „Sehen Sie, Freund, welcher häßlichen und der Gesundheit nachtheiligen Gewohnheit unsere hiesigen Damen folgen; mehrere Stunden nach einander, ja zuweilen ganze Tage und Nächte in den feuchten Schwefeldämpfen der Mineralbäder zu sitzen. Meine Frau hat sich heute schon um zwölf Uhr dahin begeben; und trotz allen Unannehmlichkeiten, denen sie dort ausgesetzt ist, denkt sie bis jetzt noch an keine Rückkehr.“ Von wem haben Sie denn diese Ihrer Gattin zugestoßenen Unannehmlichkeiten erfahren, fragte ich. „Von wem? Diese da;“ indem er auf seine Magd wies, „hat sie mir berichtet. Sie war mit ihr im Bade und ist nun so eben erst mit meinen Kindern nach Hause gekommen. Sie scheinen es noch gar nicht zu wissen, daß unser schönes Geschlecht den Badeort nicht so sehr der Reinlichkeit als des Zeitvertreibes, der Befriedigung seiner ihm angeborenen Eitelkeit wegen besucht.

Wünschen Sie hierüber ausführliche Auskunft zu erhalten, so kann meine Magd Ihren Wunsch in vollem Maße befriedigen; denn sie hat die größere Hälfte ihres Lebens in diesen nassen Versammlungen zugebracht." Solche Eigenthümlichkeiten, — sagte ich, müssen interessant sein. „Gewiß", versetzte der alte Seemann, „haben Sie nur Geduld, die Erzählung der Alten davon zu hören. Maria! erzähle dem Herrn, wie Du und Deine Gebieterin Euch die Zeit im Baden vertreibt, was Ihr dort gewöhnlich thut." Die Alte sah mich hierbei mit einem bedeutenden Lächeln an, rückte darauf unter allerlei Geberden einige Schritte vor, hustete und begann mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen, welches bewies, daß ihr Lieblingsthema aufs Tapet gebracht sei. Ihre Erzählung enthielt im Wesentlichen Folgendes.

Die Quellen von Tiflis liegen am südwestlichen Ende der Stadt. Man hat bei ihnen einige geräumige Badehäuser von Stein mit gewölbten Dächern aufgeführt. Das in denselben von den Badenden gebrauchte Mineralwasser, durch die anstoßenden Berge dahin geleitet, ist schwefelichter Natur, bedeutend heiß, und bei einem mäßigen Gebrauch von wesentlicher Heilkraft, besonders für Patienten, die mit Hautkrankheiten behaftet sind. Die Eingeborenen finden ein ganz besonderes Vergnügen darin, mehrere Stunden dort zu verbringen. Hier halten sie große gesellschaftliche Mahlzeiten, und stimmen Gesänge in den gedehnten und unartikulirten, der asiatischen Musik charakteristischen Weisen an, welche in diesen kuppelförmigen Hallen, wo das Echo jeden Ton zurück giebt, schreckhaft, fast bis zur Betäubung des Zuhörers erschallen. Besonders gern weilen die Frauenzimmer in diesen Bädern. Ein Tag in jeder Woche ist von ihnen ausschließlich dazu bestimmt, wo sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in ihrem besten Schmuck dabei paradiren; aber nicht selten sprechen sie ihnen auch an andern Tagen auf mehrere

Stunden zu. Je vornehmer, reicher, schöner und jünger die Grusinerinnen und Armenierinnen sind, desto häufiger besuchen sie die Bäder, und wissen die Erlaubniß dazu von ihren Männern und Vätern mit den verführerischsten Schmeichelworten zu erpressen, wie sie sich ein neues Kleid, einen neuen Schmuck oder etwas Aehnliches erbitten. Zu Fuße oder auf Droschken sich in's Bad zu begeben, gewährt den Tiflisschen Damen dasselbe Vergnügen wie den unsrigen, wenn sie im modischen Wagen einem längst erwarteten Balle zufliegen. Größtentheils ziehen die feurigen Schönen dieses Südens zu Fuß in kleinen befreundeten Partien nach ihrem Baderlub. Jede dieser Partien hat das Ansehen einer Prozession, und wird durchaus allemal von einem Diener (Bischo) eröffnet und von einer Mägdeschaar (Gandeli genannt) geschlossen. Letztere tragen die den Gebieterinnen zugehörige Wäsche, Teppiche, die Schminkdöschen von Perlmutter, in welchen rothe und weiße Schminke aufbewahrt ist, Farben zur Färbung des Haars und der Augenbraunen, verschiedene Eßwaaren und Wein. Im Vorzimmer des Badehauses angekommen, bemühen sich die Mägde, dem Range ihrer Gebieterin entsprechende Plätze in Besitz zu nehmen, breiten darauf die Teppiche aus, entkleiden sie, stellen dann den ihnen gehörigen Staat auf buntfarbigen goldbordirten Handtüchern zur öffentlichen Schau, und schicken sich endlich selbst zur Besteigung der Badewannen an. Letztere sind von Stein, nicht besonders groß, doch aber geräumig genug für den Badenden, der sich in ihnen bis an den Hals hinein steckt. Da die weibliche Badeabtheilung ungleich zahlreicher als die männliche besucht wird, so herrscht in den erstern zu allen Tageszeiten eine entsetzliche Presse, welche oft unter den Damen die Ursache zu heftigen Streitigkeiten wird. Ueberdieß wird der stete Geruch des Schwefelwassers, den man einathmet, überaus schwer und widerlich, be-

Thal, auf beiden Seiten aus steilem Gebirge erhebt. In der Mitte der Festung, die an Ausdehnung und an Häuserzahl Nang-nouj zu übertreffen scheint, findet sich ein zweites, sehr schönes Thor. Obgleich es die Spuren eines sehr hohen Alters an sich trägt, so haben doch die ungeheuren Quadern, aus denen es besteht, wenig gelitten, und das viele Bildwerk, das im Stein ausgehauen, meist märchenhafte Heroen der Vorzeit und Drachen im Basrelief vorstellt, ist fast ganz unversehrt. Ein drittes Thor schließt die Festung von Norden her. Einige Lis weiter ritten wir wieder durch zwei Thore, die eine ganz zerrüttete kleine Festung einschließen, in der nur ein Gebäude ganz, alles Uebrige aber in Ruinen ist. Der Weg war ungemein belebt. Eine Menge Esel, Maulesel, Pferde, Kamele, mit verschiedenem Gepäck beladen, begegneten uns bald oder überholten uns, oder wurden von uns überholt, und verursachten wegen der Enge des Weges nicht selten bedeutende Verzögerungen in der Weiterreise; besonders war dies einige Mal der Fall, als uns große Heerden von Schaafen entgegen kamen, die aus der weidereichen Mongolei der alles verzehrenden Hauptstadt zueilten; nur selten sah man Wagen, die sehr schwer fortkamen. Ungefähr in der Mitte der Schlucht bemerkt man die Ruinen einer vormals vielleicht prachtvollen Brücke aus mächtigen Granitquadern, die über den kleinen Bach geführt haben muß, der gerade hier wegen der an diesem Orte mäßigeren Senkung und größeren Ausdehnung des Thales in die Breite, bei hohem Wasserstande schwierig zu durchwaten sein mag.

Ein wenig weiter aufwärts wird der Wanderer durch den Anblick eines kleinen, linkerhand liegenden Buddhatempels überrascht, der in bedeutender Höhe, fast wie ein Schwalbennest an den senkrecht aufsteigenden Felsen angeklebt ist. Um zu diesem gleichsam in der Luft schwebenden Tempel zu gelangen, erstieg

ich mit einigen Beschwerden und vieler Gefahr die in den harten Felsen gehauene aus ungefähr 70 hohen Stufen bestehende, fast senkrechte Treppe. So trat ich in den untern Tempel, in welchem drei Götzenbilder aufgerichtet waren. Eine kleinere Treppe führte von dort aus noch höher zu einem zweiten kleinen Tempel, in welchem einige kleinere Götzen standen. Viele Inschriften in mongolischer, tibetischer und chinesischer Sprache deuteten wahrscheinlich die frommen Besucher an, die ein Verdienst darin fanden, den gefahrvollen Weg dorthin zu unternehmen, und um unter diese asiatischen Schriftzeichen auch ein europäisches Wort zu mengen, grub ich mit einem Messer auch meinen Namen mit der Jahreszahl in den Kalk der Wand. Von Niemanden konnte ich etwas über das Alter, über den Zweck des Tempels und die in ihm verehrten Heroen erfahren. Er ist ein Beweis von dem vorherrschenden Hange der Chinesen, scheinbar unausführbare Werke auszuführen, die, ohne ihnen Nutzen zu gewähren, ihrer Eitelkeit schmeicheln mögen. Derselbe Hang spricht sich in der zwecklosen chinesischen Mauer, in den vielen unnützen Tempeln des Ssi-min-schan, und in vielen ähnlichen wunderbaren Werken aus. Die darauf verwandten ungeheuren Kräfte und Kosten hätten über und über für den Bau eines prachtvollen Weges in der Schlucht Guan-gon, der vom größten Nutzen gewesen wäre, gereicht. Noch etwas weiter sieht man von der entgegengesetzten Gebirgswand einen ähnlichen kleinen Tempel, der aber niedriger liegt und zu dem der Zugang leicht ist. Von hier aus geht die Schlucht steiler aufwärts, und in ihr uns erhebend, gingen wir durch ein Paar unbedeutende Dörfer, die zwischen den Felsenwänden eingeengt waren. Wo es nur irgend möglich ist, sind kleine Flecken Erde dem Felsen gleichsam entwendet und als Aecker oder Gärten benutzt, die theilweise bis jetzt mit Schnee bedeckt waren. — Endlich erstieg

schen Luxus, mit Lüstres, Wandspiegeln, Uhren von Bronze, Girandolen und andern eleganten Möbeln geziert. Es giebt Festgelage, wo man europäische Gastronomie nicht vermißt. Mit der Zeit wird Alles auch in Grusien eine bessere Umgestaltung gewinnen; dies hängt besonders von der Mitwirkung unserer dort angesiedelten Landsleute und — wenn ich's sagen darf — von der Art ihres Benehmens gegen die Eingebornen ab, welche sich gegen die Russen immer äußerst höflich, zuweilen kriechend betragen.

2.

Japan.

Der Nationalcharacter der Japanesen ist so beschaffen, wie er sich von einem mit den guten Dingen dieser Welt wohlversehenen, und von den übrigen Erdbewohnern völlig abgeschlossenen Volke erwarten läßt. Stolz, Sinnlichkeit und Unwissenheit sind Hauptzüge darin, und die Japanesen und Chinesen kehren unser deutsches Sprüchwort: „das ist nicht weit her" insofern um, als sie damit etwas Vorzügliches, mit dem Entgegengesetzten aber etwas bezeichnen würden, was ihrer Beachtung nicht werth ist. Ihre völlige Unkenntniß der übrigen Welt hat ihnen eine Ueberzeugung von ihrer eigenen Ueberlegenheit und die größte Verachtung vor anderen Nationen beigebracht. Die Japanesen haben es freilich vor ihren tartarischen Stammgenossen, den Chinesen, voraus, daß ihre Gelehrten wenigstens eine neuere europäische Sprache cultiviren, nämlich das Holländische, welches zu Jeddo wahrscheinlich besser verstanden wird, als zu Paris; doch in jeder anderen Beziehung kann ihre Verbindung mit den Holländern ihre National-Arroganz nur vergrößern, da die Letzteren, in ihrem Verkehr mit ihnen, sich zu einer so entwürdigenden Unterwürfigkeit

herablassen. Nicht unwahrscheinlich ist es auch, daß die Nachrichten über andere Nationen, welche die Japanesen aus dieser europäischen Quelle schöpfen, mehr Falsches als Wahres enthalten. Ihr Stolz wird außerdem noch durch den Wahn genährt, daß sie von den Göttern abstammen. Was ihre Sinnlichkeit betrifft, so ist sie der Art, wie sie sich von einem Lande erwarten läßt, das Alles im Ueberfluß besitzt, und wo weder die Religion einen Damm entgegensetzt, noch die Sitte Verstellung heischt. Nagasaki, mit 70,000 Einwohnern, hat 60 Tempel und an 700 Theehäuser, d. h. Bordelle. Es ist freilich die Frage, ob London, Paris und Amsterdam bei Anwendung einer ähnlichen statistischen Aufnahme besser wegkämen. Auf Japan gestattet die Sitte wenigstens den Frauenzimmern dieser Anstalten die Wiederaufnahme in die Gesellschaft, ja sie sollen exemplarische Hausfrauen und Mütter werden.

Der characteristische Zug des gesellschaftlichen Verbandes auf Japan ist die Erblichkeit aller Aemter und Beschäftigungen des Lebens. Es fällt somit jener Reiz des Ehrgeizes, welcher die Triebfeder der europäischen Gesellschaft bildet, von vorne herein weg. Die Bevölkerung ist in 8 Classen getheilt: 1) die regierenden Fürsten oder Gouverneurs, 2) den Adel, 3) die Priester, 4) das Militär, 5) die Civilbeamten, wo man auch die gebildetste Gesellschaft trifft, 6) die Kaufleute, 7) die Handwerker und 8) die Arbeiter. Unter allen diesen giebt es nur eine Classe welche, gleich den indischen Parias, öffentlich geächtet ist, und das sind die Gerber. Aller Verkehr mit ihnen ist verboten und die Henker werden ausschließlich aus ihnen gewählt. Die ersten drei Laienclassen besitzen das ehrenvolle aber etwas lästige Vorrecht, zwei Säbel tragen zu dürfen; die fünfte, welche Aerzte und alle Gelehrte in sich begreift, muß sich mit einem Exemplar dieser Lieblingswaffe begnügen. Zum Glück haben ihre Solda-

ten in den letzten zwei Jahrhunderten wenig Gelegenheit gehabt, die Schärfe des Säbels zu versuchen, doch sollen sie, so wie alle, welche ihn tragen, sich fürchterlich gut auf dessen Gebrauch verstehen. Auch ist die Fabrizirung der Klingen auf Japan zu einer Vollkommenheit gebracht, die Damaskus in seinen besten Tagen nicht übertraf, und welche Birmingham wohl schwerlich je erreichen dürfte. Was Artillerie betrifft, so sollen sie darin vor der allgemeinen Pacification des Reiches wenig Fortschritte gemacht haben, und die seitdem darin, so wie in der Ingenieurkunst und der Taktik gemachten, können auch nicht sehr groß sein. Ihre festen Plätze sind daher auch ihren Angriffsmitteln weit überlegen. Es ist den Holländern, einem strengen Verbote zuwider, gelungen, einige japanische Waffen zu bekommen, die im Haager Museum aufbewahrt werden. Es befindet sich darunter ein sehr schöner Panzer, mit einem stählernen Visier, das dem Gesichte eines Panchinello aufs Haar ähnlich sieht und mit einem Schnurrbart aus Borsten geschmückt ist; ein ähnliches befindet sich in dem Museum zu St. Petersburg. Die Läufe ihrer Gewehre sind ebenfalls vortrefflich, doch alle mit Luntenschlösser; dagegen ist ihr Pulver sehr mittelmäßig.

Die Japanesen gehören zu den

„Seelen, gemacht aus Feuer, und der Sonne Kinder,
Bei denen Rache höchste Tugend ist."

Verzeihung einer Beleidigung ist etwas Unerhörtes oder als Schwäche und Sünde Gebrandmarktes. Da ihr Muth seit zwei Jahrhunderten im Großen nicht auf die Probe gestellt worden, so läßt sich davon weiter nichts sagen; doch sollen die japanesischen Soldaten welche sich in früherer Zeit in der Armee der holländisch-ostindischen Compagnie befanden, durch Tapferkeit ausgezeichnet gewesen sein, und man darf wohl annehmen, daß sie hierin den anderen morgenländischen Völkern überlegen sind.

Selbstmord ist häufig; der verzweifelteste europäische Duellant wird, unserer Ansicht nach, von dem Japanesen weit übertroffen; denn wenn dieser beschimpft ist, so ritzt er sich in der Gegenwart von Beifall gebenden Freunden den Bauch selber auf, und oft thun es seine Verwandten ihm nach. So machte es der Gouverneur von Nagasaki im Jahre 1808, als eine englische Fregatte in den Hafen einlief, die Holländer welche an Bord derselben gekommen waren als Gefangene behielt und, mit der muthwilligen und unwissenden Hintansetzung der Landesgesetze, die so oft das Betragen engländischer Abenteurer characterisirt, frisches Rindfleisch als Lösegeld für die Gefangenen verlangte. Das Rindfleisch ward ihnen geliefert, allein sobald die Holländer wieder ans Land gesetzt waren, beging der Gouverneur, welcher Ungnade befürchtete, auf oben genannte Weise Selbstmord, und Mitglieder seiner Familie sollen das Opfer noch vermehrt haben. Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit und Thorheit, die sich die Engländer gar oft zu Schulden kommen lassen, daß sie andere Nationen zu denen sie zufällig kommen, ihren eigenen sehr abweichenden Gewohnheiten und Gebräuchen unterwerfen wollen. Der Gouverneur soll sich für zu schwach gehalten haben, die englische Fregatte anzugreifen. Gewiß ist, daß er überrumpelt wurde, denn ohne Lootsen ist der Hafen fast unzugänglich, und das jährlich ankommende Schiff der Holländer wird stets durch einheimische Boote herein bugsirt. Der englische Capitain soll von den Holländern selbst, die er so ungerechterweise gefangen hielt, gewarnt worden und so noch zu rechter Zeit entkommen sein; denn wenige Stunden nach seiner Abfahrt waren 14,000 bewaffnete Krieger an die Küste gezogen, und über 100 Dschunken zusammengebracht, die man an der einzigen Stelle, auf welcher die englische Fregatte entkommen konnte, zu versenken beabsichtigte.